





Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_KV-028-473

Heinrich Spiero / Schicksal und Anteil

Dieses Buch ist als dritter Band der zehnten Jahresreihe für die Mitglieder des Volksverbandes der Bücherfreunde hergestellt worden und wird nur an diese abgegeben. Der Druck erfolgte in Korpus Kleist-Fraktur durch die Spamersche Buchdruckerei in Leipzig. Den Einband entwarf Aukter-Arndt. Gebunden wurde das Buch in echtes Ziegenleder von der Buchbinderei/Abteilung des Volksverbandes der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin

Nachdruck verboten
Copyright 1929 by Volksverband der Bücherfreunde,
Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin

Schicksal und Anteil

Ein Lebensweg in deutscher Wendezeit

von

Heinrich Spiero

★



Vollverband der Bücherfreunde

Wegweiser-Verlag G. m. b. H.

Berlin

Meinen Kindern

Bertha Sabine
Josepha Heilwig
Ursula
Christiane
Fritz

*

Meinen Enkeln

Hans Erasmus
Heilwig Dorothea

*

E i n g a n g

Wenn man das Leben fragte tausend Jahre lang: Warum lebst du? – wenn es überhaupt antwortete, würde es nur sagen: Ich lebe, um zu leben!

Das rührt daher, weil das Leben aus seinem eigenen Grunde lebt, aus seinem Eigenen quillt; darum lebt es ohne ein Warum: es lebt aus sich selber!

Und fragt man einen wahrhaften Menschen, einen, der aus seinem eigenen Grunde wirkt: Warum wirkst du deine Werke? – wenn er recht antwortete, würde er auch nur sagen: Ich wirke, um zu wirken!

Meister Eckart

Dies Buch erzählt von dem Leben eines deutschen Bürgers, der, wie zahllose andere, seinen Weg durch die Jahrzehnte jenseits und diesseits der Jahrhundertwende gegangen ist. Auch er hat an seinem Theil erlebt, was tiefer als ein kalendarischer Abschnitt im Leben jedes Deutschen Epoche gemacht hat.

Geboren im deutschen Osten wenige Jahre nach der Reichsgründung, ist er weit ins Reich und ins Ausland verschlagen worden und hat das Glück gehabt, nicht wenigen, deren Werk und Wesen Antlitz und Geschick des Vaterlandes formen halfen, menschlich nahezutreten. Von ihnen und nicht von

ihm ist auf den folgenden Seiten die Rede, er selbst möchte nur wie der Chorführer des alten Dramas empfunden werden, der die Gestalten der Handlung nach seinem Verstandnis begleitet und grüßt, auch wohl aus eignem vertrauten Gefühl den Rahmen auszeichnet, in dem sie sich bewegen.

Heinrich Spiero

Die Stadt meiner Kindheit

Am 13. Juni 1794 fordert Friedrich Schiller Immanuel Kant zu einem Beitrag für die „Horen“ auf und schließt den, über den eigentlichen Anlaß hinaus inhaltreichen Brief mit den Worten: „Nehmen Sie, vortrefflicher Lehrer, schließlich noch die Versicherung meines lebhaftesten Danks für das wohlthätige Licht an, was Sie in meinem Geist angezündet haben; eines Danks, der wie das Geschenk, auf das er sich gründet, ohne Grenzen und unvergänglich ist.“

Die Unvergänglichkeit dieses Lichtes ist seither durch den Dank jeder neuen Generation weit über Deutschland hinaus dargetan worden – sie hat Kants Vaterstadt mit ihrem alle Katastrophen der Zeit überdauernden Schimmer umgeben, wie dieses Licht den Pfad zur Einordnung jener Katastrophen in den Gang menschlicher Geschichte und zu ihrer sittlichen Überwindung gewiesen hat.

Königsberg, eine Großstadt schon, als München, Dresden, Leipzig noch behagliche Mittelstädte waren, ist heute wie ehedem die äußerste geistige und wirtschaftliche Vorhut des Deutschtums; die ehrwürdigen deutschen Bürgerstädte des Baltikums sind, von fremder Volkheit umbrandet, nur so etwas wie vorgeschobene Posten dieses gewaltigen Hauptes deutscher Kultur. Herder, ein Sohn Mohrungens, ward nach Studienjahren bei Kant und Lehrtätigkeit am Königsberger

Friedrichs-Kollegium Pfarrer in Riga – Goethes zweiter Jugendfreund, Reinhold Lenz, wird als Sohn eines deutschen Geistlichen in Livland geboren und gewinnt seine akademische Bildung zu Königsberg. Dieses Hin- und Wieder ist und blieb typisch, ebenso typisch wie die Entsendung der Söhne Königsbergs „ins Reich“, zu dem Ostpreußen bis an das Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation politisch nicht gehört hat. Ein ostpreußischer Schüler Rants verfaßt 1813 in Breslau den „Aufruf an mein Volk“, ein Königsberger bietet 1849 zu Berlin namens des Großen Parlaments Friedrich Wilhelm dem Vierten, 1870 zu Versailles namens des Reichstags Wilhelm dem Ersten die Deutsche Kaiserkrone, die Königsberger Dichter E. T. A. Hoffmann und Zacharias Werner sind berufen, preußische Verwaltung in polnische Landesteile zu tragen. So mächtig ist das geistige Strömen dieser wunderlichen Stadt, daß der ewig Unbehauste, daß Heinrich von Kleist in knappen anderthalb Jahren binnen ihren Mauern den „Amphitryon“ und die „Marquise von O.“ dichtet, dem „Zerbrochenen Krug“ und der „Penthesilea“ die letzte Form gibt, die Grundsteine zum „Kohlhaas“ legen kann.

Dennoch: diese Stätte eines überreichen geistigen Lebens ist nicht, wie einst Weimar oder Wittenberg, Dichter- und Gelehrtenstadt allein. Sie ist der Mittelpunkt einer großen Verwaltung, die Wiege der Steinschen Städteordnung; sie war eine starke Festung und der Standort zahlreicher Stäbe und Regimenter; in ihr hat Morck 1813 zuerst in Preußen

die militärische Erhebung begonnen; sie war und ist ein bedeutender Handelsplatz, Mittlerin zwischen Polen, Litauen und Rußland auf der einen, den deutschen Nordseehäfen, Skandinavien und England auf der andern Seite; und nichts kennzeichnet dies Doppelwesen nach meinem Gefühl besser als zwei Tatsachen des achtzehnten Jahrhunderts: zu Kants berühmter Tafelrunde, deren Gedächtnis das alljährliche Bohnenmahl festhält, gehörten deutsche und ausländische Kaufleute der Stadt, und der Verwalter des Pacht-hofs am Pregel war gleichzeitig Johann Georg Hamann, der Magus aus Norden, Goethes „Altervater“.

Als der Magdeburger Karl Rosenfranz, achtundzwanzig-jährig, auf Kants Lehrstuhl berufen ward, ging er nicht ohne Sagen in den damals so fernen Osten; kaum neun Jahre später knüpfte er „Königsberger Skizzen“ zu einem entzückenden Bande zusammen und begründete das den neuen Mitbürgern gewidmete Werk mit diesen Worten: „Wohl sind wir für das Ausland bis dahin mehr nur ein Name, mit dem sich die unbestimmte Vorstellung einer großen, handeltreibenden Stadt verbindet, worin Kant, Hamann, Kraus, Hippel, Herder, Scheffner, Werner, Hoffmann u. a. gelebt haben . . . nur ein geringes Nachdenken muß indessen schon dazu führen, einer Stadt nähere Aufmerksamkeit zu schenken, aus welcher eben Männer, wie die genannten, hervorgegangen, aus welcher von Zeit zu Zeit der übrigen Kulturwelt so nachhaltige Impulse gekommen sind. Königsberg birgt eine tiefe Eigentümlichkeit, eine gediegene Bil-

dung." Und das Bewußtsein von Königsbergs geschichtlicher Sendung ist so lebhaft geblieben, daß Detlev von Liliencron die Gabe einer Anzahl dortiger Ansichten durch eine fremde Verehrerin mit den Worten erwiderte: „Aus dem Album gefallen mir hauptsächlich das alte Schloß und der Kneiphof. Die Menschen, die sich auf dem Bilde ‚Kneiphof-Langgasse‘ dem Photographen gestellt haben, sehen alle so unternehmend aus. Und, merkwürdig, es fielen mir bei diesen Menschen die Menschen ein, die 1812 und 1813/14 mit so großer, mit größter Opferfreudigkeit in die Befreiungskriege gingen.“

Verheerende Brände und pietätlose Hände haben aus dem Antlitz der Stadt manch unwiederbringliche Rune ihrer Geschichte und Bewährung getilgt; trotzdem ist es vor fünfzig Jahren für ein Kind Königsbergs nicht schwer gewesen, sich in verpflichtendem Erbe zu fühlen. Das große Mahnzeichen des gewaltigen Ordenschlosses vor Augen, in gewundenen Gassen an alten Giebelhäusern vorbeistreifend, mochte es bald mehr als nur einen Hauch der Vergangenheit auffangen. Es schritt am Blauen Turm vorüber das Bohlwerk des Stromes entlang, daran Rosenkranz seinen Morgengang machte; es sah von einer der sieben grauen Brücken zu den schmalen, rostroten Speichern der Lastadie hinüber und fühlte in ängstlichseligem Erschauern die von Rußland her heranpolternden Eischollen gegen die TERNPFÄHLE schlagen, daß die Brücke selbst ins Schwanken kam. Es wanderte vom Ostbahnhof her den belaubten Philosophendamm entlang und wußte: hier ging vordem Immanuel Kant. Die Stelle der Kürbishütte

vor dem Tore ward ihm gewiesen, wo zuerst Wort und Weise erklangen:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann.

In der Stoa Kantiana hinter dem Dome, vor dem spielende Kinder jauchzten, lernte es die Worte vom bestirnten Himmel oben und dem moralischen Gesetze innen buchstabieren, ehe denn es ihren Sinn zu ahnen begann. Und wenn kein Denkmal, sondern nur ein Eisernes Kreuz über dem Hause der Landschaft an die Erhebung von 1813 erinnerte, so meinte es, doch die Männer durch Kneiphof und Vorstadt zum Brandenburger Tore ziehen zu sehen, die am 19. Oktober 1813 das Grimmaische Tor in Leipzig stürmten. Es wußte noch nichts vom vollen Ablauf der preußischen Geschichte, aber es „telephonierte“, bevor es ein Telephon gab, mit einem Kameraden um die Flüsternische hinter Schlüters Friedrichsdenkmal und lernte alsbald, daß dieser erste König sich ebenso wie der alte Kaiser, unter dem es lebte, drüben in der Schloßkirche vom Tische des Herrn die Krone aufs Haupt gesetzt hatte.

Im Winter aber, wann der schneidend kalte Oststurm durch die Straßen heulte und die Baschlilmütze ganz über das Gesicht gezogen wurde, daß knapp die Augen heraus schauten – dann empfand das Kind die Nähe der Grenze, das nachbarlich=fremde Rußland mit seiner unendlichen Ebene. Und es sah im Hafen die großen Seedampfer

löschen, hörte am Kai die Sprache manches fernen Landes und ward zur Sommerszeit im schaukelnden Wagen hinter drei Pferden an den Strand gefahren. Dann überslog auch das junge Herz jenes „heilige Grauen“, jenes Gefühl der ewigen Blut dessen, was

groß gelebet,
Mensch und Gott in sich verwebet!

Den Dichter, der auf der Seehöhe von Warnicken über der Wolfschlucht dies Gefühl in Verse bannte, trieb es zur Erforschung der Vergangenheit nach dem Süden, er, Ferdinand Gregorovius, wurde der Geschichtschreiber Roms und Athens; und so umsing den jungen Königsberger, wenn er die Runen der Heimat deuten lernte, auf den Spuren der Vorzeit beides: die verklammernde Liebe zum engsten Vaterlande, die immer wieder heimgetriebene Sehnsucht zur Ferne.

★

Wir treten auf die Kette,
Und die Kette klang,
Da kam ein schöner Vogel,
Der so herrlich sang . . .

Wir schmetterten es gerade mit schrillen Kinderstimmen in die warme Sommerluft auf dem Hofe am Pregel, wie alle Königsberger Kinder es in jenen Jahren, Hand in Hand zum Kreise gefügt, sangen, wie es ein paar Häuser weiter am Pregel, ein paar Jahre später, Agnes Miegel sang, die die Verse schließlich einem ihrer schönsten Gedichte einwebte. Da brachen wir ab und ließen uns los und gingen dem Hause zu,

denn unser Wirt trat heraus. Meine Schwester machte einen Knix, ich gab ihm die Hand, nachdem ich sie vorsichtshalber hinten an der Hose abgewischt hatte, und schon hatten wir die Wirtstochter, die bereits zur Schule ging, aber gerade Ferien hatte, zwischen uns, und die ganze Gesellschaft des Hauses am Weidendamm sang und spielte das andere Lied, das damals den Domplatz und die Höfe und die wenigen Gärten Königsbergs durchklang, wo immer sich Kinder bei den Händen hielten:

„Ich bin der Fürst von Thoren,
Zum Herrschen auserkoren . . .“

Und Rätke Schmidt war der Fürst, schon weil sie uns um Haupteslänge überragte. Aber ganz so laut waren wir doch nicht mehr, denn Herr Schmidt, der Wirt, ging ernsthaft über den Hof und dann durch den Statetenzaun in den Garten, an dem gerade ein Dampfer von der Hohen Brücke zur Honigbrücke entlang pustete, und vor den großen blauen Augen des schönen, hochgewachsenen Mannes hatten wir einen stillen Respekt. Schon deshalb, weil die Eltern mal von dem Maurermeister Schmidt sprachen, und dann wieder „Herr Prediger“ zu ihm sagten, und das schien uns seltsam. Er war auch ein seltsamer Mann, und erst später habe ich sein Schicksal recht verstanden. Er hatte die Rechte studiert und sich der Freien Evangelisch-Katholischen Gemeinde angeschlossen. Da er außerdem Demokrat war, hatte er nach 1849 keine Aussicht auf Anstellung im Staatsdienst. Er ergriff als Referendar das väterliche Maurerhandwerk, ward ein hochgeachteter Meister und Bürger, heiratete die Tochter des Gemeinde-

gründers, des berühmten Dr. Julius Rupp, und ward nach dessen Tode Sprecher und Prediger der Freien Gemeinde. Meine Eltern gehörten nicht zu ihr, wohnten aber ihren öffentlichen Erörterungsabenden häufig bei, und ihr Gespräch ging dann noch lange um Schmidt. Käthe aber bin ich erst nach Jahrzehnten und an ganz anderm Orte wieder begegnet. Da veranstaltete ich in Hamburg die erste Ausstellung ihrer hinreißenden Radierungen, und unser Briefwechsel begann mit den gemeinsamen Erinnerungen an den Weidendamm. Sie hatte sich inzwischen verheiratet und hieß Käthe Kollwig.

Ging man durch unsern Garten bis an den zweiten Zaun, der Rasen und Lauben vom Flusse abschied, so erblickte man rechts den hohen Turm des Domes und davor den langgestreckten Bau der früheren Universität. Jetzt war in den alten Räumen Kantischen Gedenkens ein Kindergarten, in den die Mutter auch mich brachte, und dort bei Tante Käthe Winkler habe ich alle Fröbelspiele und Fröbelarbeiten gelernt und auch – meine erste Liebe gefunden. Sie hieß Eva Berneker. Und auch mit ihr, der damals Fünfjährigen, hat mich das Leben später wieder zusammengeführt, als ich nicht ihr eigenes Werk, aber das ihres Vaters, Constanz Berneker, in Hamburg zu Gehör bringen ließ; jenes Komponisten, der lebenslänglich im Schatten unter uns umherging, und dessen Musik in ihrem Vollgehalt erst nach seinem Tode erkannt ward.

Königsberg war damals, durch den starken Festungsgürtel eingeschnürt, eine enge Stadt, volkreich, die elfte des neuen

Reichs; verließ man sie, so geschah es durch eins der neun Festungstore und über die breiten Zugbrücken, unter denen auf den trägen Gräben die Entengrüge in wunderlichen Gebilden schwamm. Ob es auch eine schöne Stadt war, weiß ich nicht, denn welches Kind fragt, ob seine gute, liebevolle Mutter schön sei? Nur das habe ich bald begriffen, daß man ihr mit dem Abbruch des Grünen Tors und der Wolme in der Kneiphöfischen Langgasse einen großen Teil ihres Reizes geraubt hatte. Für mich aber bedeuteten diese Straße und diese Vorbauten, die man in Danzig Beischläge nennt und deren man nahe dem Dom noch einige sieht, etwas Besonderes und Anziehendes. Denn in dieser Straße und in ihren Quergassen hatten meine mütterlichen Vorfahren gewohnt, seit im siebzehnten Jahrhundert der erste erkennbare Ahn das schweifende Gewerbe eines Schiffers auf Pregel und Deime mit dem sesshaften eines Königsberger Kaufmanns vertauscht hatte. Von diesen nun verschwundenen Vorbauten her hatten sie miteinander und mit den Nachbarn verkehrt und die Geschichte der Stadt miterlebt, in die ich mich, kaum Schüler geworden, versenkte. Die Anregung dazu gab mir ganz unbewußt meine Großmutter, die, bei meiner Geburt schon mehr als sechzigjährig, bis in ihr neunzigstes Jahr in unserm Hause lebte. Das ganze Königsberg des neunzehnten Jahrhunderts war an ihr vorbeigezogen, und in den Erinnerungen der eigenen Eltern und Großeltern hatte sie auch fernere Vorzeiten miterlebt. Ihre sehr schöne Mutter hatte sich auf ungestümes Drängen mit einem im Hause einquartierten französischen Offizier verlobt, dann aber das Ja-

wort widerrufen. Als Erinnerung ward in der Familie das Abschiedsgeschenk, ein grünemailliertes Kästchen mit einem Crayon und einem scheinbar überflüssigen silbernen Speer aufbewahrt. Nach Jahrzehnten, als meine Großmutter längst glücklich verheiratet war, kam mein ältester Großonkel, damals Student, morgens zum Frühstückstisch und sagte: „Mutter, gib mir doch das Etui von Grandfire, ich habe geträumt, wenn man mit dem Speer auf eine bestimmte Stelle drückt, springt etwas heraus.“ Zweifelnd holte die Urgroßmutter den hübschen Behälter und siehe: wie der Sohn gemäß seinem Traum mit der Speerspitze auf eine kaum sichtbare Rundung drückt, springt eine Elfenbeinplatte heraus; sie zeigt auf der einen Seite einen Spiegel, auf der andern das Haargeslecht des seither verschollenen Gebers.

Was hat uns die Großmutter auf ihrem hochlehnigen Ledersofa oder auf dem Tritt am Straßfenster nicht alles zu erzählen gewußt! Sie war auf einer Tribüne im Schloßhof bei der Huldigung vor dem „hochseligen Könige“ (sie sagte nie anders) Friedrich Wilhelm IV. zugegen gewesen und schilderte lebhaft bis auf das Wort jenen hinreißenden Augenblick, da der König vom Thronessel aufsprang und an der Brüstung die durch ganz Deutschland hallende Rede hielt mit dem schönen Bilde von dem preußischen Vaterlande, das keinem andern Koste unterworfen sei als dem verschönernden der Jahrhunderte. Und es ging durch uns Kinder wie ein kalter Schreck, wenn sie dann von der Huldigung der Stände sprach und von dem Schrei einer wahnsinnigen Frau über den

ganzen andächtigen Schloßhof hin: „Schwört nicht, schwört nicht!“

Oder sie berichtete, wie eines frühen Morgens ungerufen der Hausarzt, der damals noch nicht berühmte Johann Jacoby, eiligst über den Wolm gekommen wäre und zur Urgroßmutter gesagt habe: „Madame Simson, lassen Sie mich einen Augenblick eintreten, die Cholera ist in der Stadt, am Hundegatt rottet sich das Volk zusammen und rennt jetzt in die Langgasse und schreit, wir Ärzte hätten die Brunnen vergiftet.“

Unzählig waren die Anekdoten von den großen Königsberger Gelehrten. Da sollte Christian August Lobeck, als griechischer Grammatiker wie als Sagenforscher gleich berühmt, der erste klassische Philolog seiner Zeit, der neben der Bibliothek an der Ecke der Königs- und der heutigen Lobeckstraße wohnte, auf die Aufforderung des Königs, er möge sich eine Gnade ausbitten, nach einiger fruchtloser Besinnung in seiner urbildlichen Bescheidenheit geantwortet haben: „Majestät, meine Frau möchte schon lange die Fensterläden grün gestrichen haben.“ Als er einen Orden erhielt, behauptete er steif und fest, er habe ihn schon, er sei gewiß für den gegenüberwohnenden Professor Schubert bestimmt. Eines späten Nachmittags hatte es bei meinen Großeltern auf dem Sackheim geklingelt und meine damals sechsjährige Mutter geöffnet. Vor der Tür stand ein kleiner, altmodisch gekleideter Mann. Meine Mutter schlug ihm die Tür vor der Nase zu und meldete drinnen, der Schuster wäre da. Als die Großmutter zum zweiten Male öffnen ging, sank sie – nach ihrem eigenen

Ausdruck – vor Schreck in den Boden. Der Geheimrat Lobeck stand vor ihr und wollte dem Großvater einen Besuch machen.

Sie erzählte vom alten Schulrat Dinter, dem Organisator des ostpreussischen Volksschulwesens. Der hatte mit seinem nächsten Freunde um das gleiche Mädchen geworben, sie hatte den andern gewählt, aber sie hatten abgemacht, daß das älteste Kind Dinter gehören sollte. So geschah es auch, und der große Schulmann übertrug nun die verschmähte Liebe auf den Jungen. Zum Gaudium der Kameraden sei er ihm nach der Schule regelmäßig mit ausgebreiteten Armen entgegengegangen und habe gerufen: „Endlich kehrt meine Sonne wieder zurück.“

Kurz, ich lebte mit der Großmutter und durch sie das Leben der vergangenen Geschlechter mit. Die Stadt war in langsamem Aufschwung; in meine ersten Kinderjahre fiel der Russisch-Türkische Krieg, er sperrte die Häfen des Schwarzen Meeres und lenkte den Großteil der russischen Ein- und Ausfuhr über Königsberg und insbesondere über die Ostpreussische Südbahn, die Königsberg und Pillau bequem mit der Grenze und der russischen Südwestbahn nach Kiew, Odessa und Nikolajew verband. Trotzdem waren Lebensart und Lebenszuschnitt der Bürger äußerst bescheiden. Man hatte weder Wasserleitung, noch Kanalisation, noch in den Wohnungen künstliches Licht. Jeden Morgen und jeden Abend ging das Mädchen, über den Schultern die hölzerne Pede, daran an flirrenden Ketten Eimer hingen, zum Brunnen auf dem Hofe Wasser holen. Wer besonders gutes Wasser wünschte, schickte

zum Schloßbrunnen und ließ sich einen Krug voll bringen. Als wir im Jahre 1882 nach dem Polnischen, dem jetzigen Steindammer Kirchenplage zogen, war die dort eben eingerichtete Wasserleitung nicht nur für uns Kinder eine Sensation. Vor den Toren war das städtische Leben sofort zu Ende, der Festung wegen durften auf eine weite Strecke massive Gebäude nicht errichtet werden. Hier lagen die Glacis, hübsche Waldungen, ein Ersatz für die bis auf den ungeru besuchten Volksgarten fehlenden Parkanlagen. Hier lagen die Friedhöfe und dann erst weiter draußen ein paar Dörfer, darunter die Hufen vor dem Steindammer Tore das hübscheste waren. Ihre Gärten wurden fast alle von einem in tiefgeschnittener Schlucht laufenden Bache durchquert und standen voll uralter Bäume; beinahe jedes Haus hatte seine Geschichte und bewahrte sie auch, nachdem sie alle Kaffee- und Vergnügungslokale geworden waren. In der Villa Hufenterrasse, wo jetzt das Reformgymnasium steht, war Immanuel Kant oft bei Freunden eingekehrt; in dem einst Theodor Gottlieb von Hippel gehörigen, dann Busolt'schen Park, jetzt Luisentwahl, hatte nach dem unglücklichen Kriege Königin Luise mit ihren Kindern jeden schönen Sommertag verbracht, und die fast schon mythische Frau Hedwig von Olfers mit dem alten Kaiser Kinderspiele getrieben. Gerade damals malte der Akademiedirektor Karl Steffek, dessen bildschöner Reitergestalt wir in den Straßen bewundernd nachsahen, die Königin mit den beiden ältesten Söhnen im Park Luisentwahl für die Aula des Wilhelmsgymnasiums, und dies Bild gehört ebenso zu meinen ersten künstlerischen

Erinnerungen wie das Gemälde seines Amtsgenossen Johannes Hended „Königin Luise auf der Flucht über die Kurische Nehrung“. Hended, einst der Zeichenlehrer meiner Mutter, war ein guter Bekannter unseres Hauses, ein origineller Mann, der sich im Alter auf den Orgelbau legte. Wir sprachen alle sehr ostpreussisch, dennoch fiel selbst uns seine breite Mundart auf. Hendeds zweite, mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute betriebene Liebhaberei war Anthropologie und Vorgeschichte. Er machte fortwährend glückliche Gräberfunde, und ihm gelang die Auffindung von Kants Schädel in der Gruft hinter dem Dome. Der Augenblick, wie er, hemdsärmelig, halben Leibes in der Erde, mit ehrfürchtiger Behutsamkeit den Schädel zu den Freunden emporreicht, ist in einem der Gesellschaft der Freunde Kants gehörigen Bilde festgehalten worden.

Die Stadt war noch reich an Originalen. Auf dem Altstädtischen Markt, hart an der Treppe zum Schloß, stand, in verschlossener Schirmmütze, wie ein Halbblinder in die Sonne blinzeln, der Drosselfried und hielt in der Hand Wildgevägel feil. Mit flatterndem Mantel ging, murmelnd, der winzige, weißbärtige Loheshändler Stein durch die Gassen, von schreienden Straßenjungen verfolgt. Und was für unvergeßliche Frauengestalten mit wahrhaft homerischer bilderreicher Schimpfkraft beherbergten die Märkte, vor allem die Fischbrücke, auf der dazumal noch jede Hausfrau selbst ihr Gericht einkaufte! Unterhalb des Mühlenberges hielt die uralte „Tante Fischer“ mit ihrer gleichfalls schon hochbetagten Tochter einen Braunbierausschank. Außer dem Getränk gab es nur

zwei Sorten Käse, die sie Seehundchen und Meerhundchen nannte. Sie hatte nie in ihrem Leben ein Dampfschiff oder eine Eisenbahn gesehen, hatte sich seit Jahrzehnten aus der „Wolfschlucht“ – so hieß ihr von jedem Fremden besuchtes Lokal – nicht herausgerührt. In der Modestengasse auf dem Tragheim wohnte in einem Keller der Buchbinder J. C. Gleisli. Er war ein strammer Politiker auf eigene Faust und überreichte treuen Kunden seine auf Selbstkosten gedruckte Broschüre

Die Lösung der Orientfrage

oder

Zwei Hohenzollern auf den Thronen Polens und der europäischen Türkei.

Er hatte sie auch Bismarck eingesendet. Gern erzählte er als sein stolzestes Erlebnis, er hätte bei seinem Kunden, dem Dr. Jacoby, den berühmten liberalen Führer Baron Hoverbeck getroffen und wäre mit ihm in ein politisches Gespräch gekommen, und schließlich „mußte der große Abgeordnete dem kleinen Buchbinder recht geben“!

Aber es gab in Königsberg auch Originale höherer Art, Männer, die mit scheuer Ehrfurcht angesehen wurden. Da war der Rustos an der Universitätsbibliothek, Rudolf Reicke, groß, breit, ungesüg, mit dem riesigen, erst roten, später weißen Vollbart, immer schweigsam, wenn er durch die Königstraße schritt oder in den Ferien in dem weltabgelegenen Strand-dorfe Rosehnen saß. Ihn umwitterte der Ruf eines großen Kantforschers, er war auch Sammler aller Bilder, Hand-

schriften und Andenken an den Stolz der Stadt. Und er war noch viel bedeutender als seine Mitbürger wußten. Da war ein anderer Achtundvierziger, dem man draußen viel seltener begegnete, auch ein kantischer Philosoph, Reiches Freund, der Doktor Emil Arnoldt. Er war einst wegen seiner politischen Anschauungen gegen den Willen der Fakultät von der Regierung mißhandelt und nicht zum Professor ernannt worden. Unverbittert lebte er jetzt als Dozent auf eigene Art und hatte einen Kreis von Hörern und Hörerinnen, die er philosophisch fortbildete. Ich bin einmal als Primaner im Auftrage mehrerer Kameraden mit der Bitte zu ihm gegangen, für uns einen Kursus zur Einführung in die Philosophie abzuhalten, er schlug es aber, obwohl sein Vorzugsschüler, der Kantforscher Otto Schöndörffer, unser Lehrer war, mit der Begründung ab: wir sollten warten, bis wir Studenten wären. Die strahlenden, blauen Augen des alten Herrn, den ich nie wieder gesehen habe, blieben mir ebenso unvergeßlich wie die zarte, schlanke Erscheinung seiner Frau, einer Schwester Roberts von Keudell; wie Karl Marx mit der Schwester des reaktionären Ministers von Westphalen, war der Radikale Arnoldt mit der Schwester des bevorzugten Gehilfen Bismarcks vermählt.

Ging man an sonnigen Vormittagen über den Königsgarten, den schönen Platz vor der neuen Universität, und durch die Arkaden des Gebäudes, so traf man einen uralten Herrn mit langem Kaiser-Wilhelm-Bart, gestützt auf den Arm seiner Tochter oder im Gespräch mit dem siebenzigjährigen Theologieprofessor August Simson, der neben ihm wie ein junger Mann

erschien. Der Uralte war der berühmte Physiker Franz Neumann. Er stammte noch aus dem achtzehnten Jahrhundert, war bei Ligny verwundet worden und schon seit den zwanziger Jahren Professor an der Albertina. Er war das einzige Mitglied der Berliner Akademie und seit Lobek der einzige Ritter des Pour le mérite für Kunst und Wissenschaft in Königsberg. Steffek hat ihn in jenen Jahren für die Nationalgalerie gemalt.

Aus Neumanns Jugend lebte in Königsberg eine reizende Geschichte. Er hörte eines Abends gemeinsam mit dem großen Mathematiker Karl Gustav Jacobi in der Sternwarte einen Vortrag von Friedrich Wilhelm Bessel, dem ersten Astronomen seiner Zeit. Als die beiden jungen Extraordinarien den Saal verließen und über den Platz schritten, der komischerweise Triangel heißt, sagte Neumann zu Jacobi: „Ich weiß gar nicht, warum Bessel uns zu diesem Vortrag eingeladen hat, das wußten wir doch alles längst.“ Darauf Jacobi: „Ja, wenn Bessel mir nicht heute vormittag die Grundgedanken erklärt hätte, hätte ich's ebensowenig verstanden wie Sie.“

Eines Nachmittags – ich mag acht Jahr alt gewesen sein – saßen meine Eltern mit mir in der Steinerschen Konditorei in der Junkerstraße – es ist dasselbe Lokal, in dem Sudermanns „Zoller Professor“ beginnt; da machte mich der Vater leise auf einen Herrn aufmerksam. „Das ist der Oberlandesgerichtsrat Wichert, der berühmte Dichter.“ Das war nun der erste Poet, der mir vor Augen kam, er sah in keiner Weise auffällig aus, war ein mittelgroßer Herr mit grauem Bart

und einem goldenen Kneifer vor den gescheiten Augen. Um so auffälliger war die Erscheinung des zweiten Königsberger Dichters jener Tage, dessen geschichtliche Romane wir später ebenso verschlangen wie die Wichertschen, des Professors der Rechte, Felix Dahn. Wenn der kleine, feingliedrige Mann neben seiner dunkeläugigen Frau über den Königsgarten schritt, sahen ihm auch die nach, die ihn etwa nicht kannten; denn die Augen hinter der Brille funkelten, und er trug einen großen eingebeulten Kalabreser und einen weiten Havelock wie ihn in jenen Jahren nur noch der Professor Karl Lohmeyer trug – und der aus einem besonderen Grunde. Lohmeyer war nämlich (in Goethes Todesjahr) ohne Arme geboren worden. Sein Vater, ein armer ostpreussischer Handwerker, soll in seiner Verzweiflung über dieses Unglück den König um die Erlaubnis gebeten haben, das Kind töten zu lassen. Ob das zutrifft, sei dahingestellt – fest steht, daß Friedrich Wilhelm III. und sein Nachfolger für Lohmeyers Ausbildung sorgten. Er wurde ein tüchtiger Historiker, Professor an der Albertina und hat – immer mit den Füßen – unter anderm eine klassische Geschichte Ost- und Westpreußens bis zur ersten Schlacht bei Tannenberg verfaßt.

In meinen Kindertagen ging von Felix Dahn ein Stammbuchblatt durch die Stadt, das er einer Tochter seines Freundes Wichert gewidmet hatte. Sie, noch ein Schulkind, hatte ein Drama verbrochen, darin, wie in Dahns Romanen, die Mehrzahl der Helden getötet ward. Da schrieb ihr Dahn:

Wenn sie sich bei deinem Vater
Auch stets kriegen im Theater,
Dichte du nur ruhig fort!
Unsre Poesie ist Mord.

Das Theater! Wie viele glückselige Stunden danke ich dem alten, schlichten Bau am Königsgarten mit der ausgezeichneten Akustik, mit dem dunklen, tiefen Stehparterre im Hintergrunde und dem hohen Olymp im dritten Rang. Das Stadtheater muß zu jener Zeit unter den Direktoren Werther, Aman, Jantsch und Varena eine recht gute Bühne gewesen sein, denn Wilhelmine Seebach, Mariens Schwester, gab die Mütter und die „feinkomischen Alten“, Emil Rogall und der stadtbekannte Julius Pohl spielten die großen komischen Rollen, und der junge Oskar Sauer und Matthieu Lügenkirchen jugendliche Helden und Liebhaber. Der Stehplatz unten kostete für Schüler 35, der Galerieplatz 50 Pfennige, und so haben meine Freunde und ich so ziemlich den ganzen klassischen Spielplan: Lessing, Goethe, Schiller, Shakespeare gesehen, die großen Opern und vieles Neuere bis zu unserm plötzlich weltberühmt gewordenen Landsmann Hermann Sudermann. Um sieben Uhr fing es an, aber schon vor sechs hieß es draußen Posten stehen, um nach der Öffnung der Pforten mit der schon am Vortage gekauften Karte vorzustürzen und die drei Treppen zur Bullerloge hinaufzurasen, damit man noch einen Sitzplatz erhaschte. So war es, wenn Josef Lewinsky den Franz Moor oder den Richard III., Friedrich Mitterwurzer oder Adolf Sonnenthal den Wallenstein spielten, Francesco d'Annunzio Mozart, Max Alvary Wagner, Pauline l'Allemand-

Elsäßer Bizet sang. Als Franziska Ellmenreich im Glanze jugendlicher Schönheit die Jungfrau von Orleans gab, machten wir dem Namen Bullerloge alle Ehre und trampelten nach dem Schluß der Vorstellung so lange, bis die Tür in dem eisernen Vorhang aufging und sich die Künstlerin noch einmal verneigte. Immer wieder kamen zwei Königsberger Kinder auf Gastspiel: Arthur Kraußneck, dessen Tell in seinem humorvollen Ernst uns tief ergriff, und Adalbert Matkowsky. Als der im zweiten Akt von Calderons „Leben ein Traum“ in ausbrechendem Ungestüm den königlichen Rat wie einen Hasen aus dem Fenster warf, waren wir alle wie gelähmt.

Dennoch: den größten Theatereindruck der ersten Jugend empfing ich nicht von einem klassischen Werk und nicht von einem der eben genannten Darsteller, sondern in Carl von Holteis „Lorbeerbaum und Bettelstab“ durch Friedrich Haase. Holtei war mir durch Königsberger Überlieferung wohl bekannt, er war in früheren Jahrzehnten häufig im Hause des Stadtrats Lewald zu Gaste gewesen und hatte einmal in seiner ungebundenen Art in Gegenwart meiner Großmutter bei Tische ein sehr drastisches Schimpfwort gebraucht. Alles hatte betreten geschwiegen, und nur die jüngste Haustochter laut gelacht, da sagte er: „Du, Marie, bist die einzig Natürliche hier im ganzen Kreis.“ Nach dieser Geschichte hatte ich jedenfalls etwas ganz anderes erwartet, als was ich nun auf der Bühne zu sehen und zu hören bekam, Friedrich Haase hatte am Abend vorher seine berühmte Marquisrolle in dem französischen Einakter „Die Partie Piquet“ (von Marc Four-

nier und Franz Denecke) gespielt. Jetzt sang er im letzten Akte des heute vergessenen Holteischen Stückes mit zerbrochener Stimme das Lied des armen Heinrichs, des Bettlerdichters. Ich kam in einem Sturm der Aufregung nach Hause, aber als ich nach zwei Jahren Friedrich Mitterwurzer, der nicht singen konnte, sondern die Verse sprach, in der gleichen Rolle sah, kehrte die erste Verzauberung nicht wieder.

Collegium Fridericianum

Sechs Jahre alt geworden, betrat ich zum erstenmal durch den schmalen Vorhof die Räume des königlichen Friedrichs-Kollegiums. Die Anstalt, deren Schüler Kant gewesen war, war ein streng humanistisches Gymnasium. Wir hatten neun Wochenstunden Latein und von Tertia an sieben griechische. Direktor war zu jener Zeit der klassische Philologe Albert Lehnerdt, ein Schüler Lobecks. Schritt der bartlose, schwarzgekleidete Mann mit dem flatternden weißen Haar von seinem Wohngebäude her über den Schulhof, so erschien er wie der typische Klassikus der alten Überlieferung. Ich bin sehr gern zur Schule gegangen und habe, als zu meiner Sekundanerzeit der Ruf nach Reform des humanistischen Gymnasiums ertönte, diesen von meinem Standpunkte her so wenig begriffen, wie die meisten meiner Schulkameraden. Gewiß, es gab manche unter uns, denen Latein oder Griechisch schwer wurde, die waren eben falsch eingeschult und hätten auf das Realgymnasium oder die Oberrealschule gehört; anderen, wie mir selbst, war die Mathematik ein schwer erschließbares Land, dann half man sich gegenseitig oder nahm bei einem Studenten Nachhilfestunden. Und vollends von Überbürdung merkten wir nichts. Wir hatten zuerst an vier, später an drei Nachmittagen noch Unterricht und eine reichliche Menge von Schularbeiten. Es ist – besonders auf Sekunda – vorgekommen, daß ich bis tief in die

Nacht arbeitete, aber zu wieviel anderem fanden wir daneben Zeit! Wir durchstreiften das Samland und die herrliche, schluchtenreiche Seeküste nach allen Richtungen, besuchten Schulgenossen, deren Väter Gutsbesitzer oder Förster waren, schwammen im Sommer im Oberteich und liefen im Winter mit jungen Mädchen auf dem Schloßteich Schlittschuh, waren häufig im Theater, in Konzerten und Vorträgen, im Sommer an jedem Donnerstag zum Börsengartenkonzert, verdauten die Leihbibliotheksbände von Freytag, Reuter, Dahn, Spielhagen, Gerstäcker, Hackländer, Brachvogel, Ebers, Scott, Dickens, Bulwer, Alexis so schnell, daß die Bibliothekarin sich über unsere Schlinglust wunderte, und hatten in den oberen Klassen unsere literarischen Vereine, in denen wir klassische und neuere Dramen mit verteilten Rollen lasen, Herman Grimms „Goethe“ und Gervinus' „Shakespeare“ miteinander durchnahmen und sogar eine handgeschriebene Zeitschrift umgehn ließen. Die kleinste dieser Vereinigungen zählte vier Friderizianer, die größte erstreckte sich über die Primen mehrerer Schulen; zu ihr gehörten unter anderen Paul Wegener und Markgraf (später, als Schauspieler, Heinrich Marlow) vom Kneiphöfischen und Carl Bulcke vom Altstädtischen Gymnasium. Der Dichter unseres engeren Friderizianer-Kreises war Georg Ebran, dessen späterer Schriftstellernamen Georg Hollstein ist. Und manchen Sonnabendnachmittag verfaßen wir auf den Holzbänken des Ellmerschen Bierkellers auf dem Tragheim und ließen uns von dem Primaner und heimlichen Journalisten Adolf Petrenz politische Reden halten. Wie viele Nächte haben wir als Primaner bei meinen Eltern

oder in befreundeten Häusern oder auf Vereinsbällen durchtanzte, wie manchen Abend verkneipt! Und dabei nahm eine Anzahl von uns noch an dem freiwilligen englischen Unterricht teil, den Karl Marold uns im Sommer zweimal wöchentlich um sieben Uhr früh, im Winter am späten Nachmittag, erteilte; durch die solide lateinische Grundlage gefördert, konnten wir schon im ersten Jahr Bulwers „Money“ und Thomas Moores „Paradise and the Peri“ mit ihm lesen.

Karl Marold war der bedeutendste Gelehrte, den das Friedrichs-Kollegium damals besaß, und ich war sehr stolz, als Erich Schmidt mich bei meinem Antrittsbesuch nach ihm fragte. Auf den verschiedensten Gebieten der germanischen Philologie war er gleichmäßig zu Hause, schrieb über gotische und mittelhochdeutsche Sprachdenkmäler tief eindringende Arbeiten, war aber auch ein ausgezeichneter Latinist. Er hätte im Grunde auf einen Lehrstuhl an eine Universität gehört, konnte aber nicht dazu gelangen, da sein Lehrer Oskar Schade, der Verfasser des Althochdeutschen Wörterbuchs, grundsätzlich keine jungen, nachwachsenden Talente förderte. Marolds Lebensarbeit, von der er seinen reiferen Schülern zu guter Stunde erzählte, war eine grundlegende große Ausgabe von Gottfried von Straßburgs „Tristan und Isolde“. Jahrelang verbrachte er die Ferien in den in- und ausländischen Bibliotheken, die Handschriften der Dichtung bewahren, und arbeitete, von seiner durch ihn zu solchem Werk erzogenen Frau unterstützt, an der Herstellung seines Textes. Er konnte diesen noch bis zum Druck fördern, die Vollendung des Kommen-



Schloß zu Königsberg i. Pr.



Blick aus dem Glockenturm der Berliner Parochialkirche

tars riß ihm der Tod aus der Hand. Sein deutscher Unterricht aber umgriff mit gleicher Liebe das Gesamtgebiet deutscher Dichtung, und in jedem Winter sammelte er an einem freien Nachmittage besonders interessierte Primaner und sprach mit uns einzelne Werke in Rede und Gegenrede durch, so an der Hand Runo Fischers den „Nathan“ und dann beide Teile des „Faust“. Gewöhnlich eröffnete er aber diese reichen Stunden mit einer Mitteilung aus der gegenwärtigen Literatur, und Namen wie Raabe, Liliencron, Hauptmann sind damals zuerst vor mir aufgeklungen. Ganz leise begann die Hebbelrenaissance, und als ich das Honorar für eine Anzahl Privatstunden empfangen hatte, ging ich zu Marold mit der Frage, ob es wohl lohne, dafür die neue Lieferungs Ausgabe von Hebbels Werken anzuschaffen, von dem unser Schulbuch so gut wie nichts wußte; er riet mir natürlich dringend dazu, und so war ich der erste im Freundeskreis, der Hebbels Werke sein eigen nennen konnte, während ein anderer als Einziger den ganzen Gottfried Keller besaß. Marold war ein Bauernsohn, und als ich ihn später einmal in der Sommerfrische besuchte, lernte ich seine bildschöne, uralte Mutter mit ihren großgeschnittenen bäuerlichen Zügen kennen. Er hatte die Freude an körperlicher Tätigkeit in die Stadt mitgebracht, arbeitete an einem selbstgefertigten Schreibtisch und zimmerte sich selber seine Regale und Zettelkasten. Bei einer Morgendacht hatte ein anderer Lehrer die „aurea mediocritas“, die goldene Mittelstraße des Horaz, als erwünschtes Lebensziel gepriesen. Wir Oberprimaner hatten von acht bis neun bei Marold Deutsch. Da begann er die Stunde mit einer

Warnung vor solcher Zielsetzung und Goethes Auftrag gegen „alle Gewalten“.

Das wissenschaftliche Los eines anderen unserer Lehrer, des Historikers Gustav Zippel, war umgekehrt wie das Marolds. Er wurde wegen hervorragender mittelalterlicher Arbeiten zweimal an auswärtige Universitäten berufen und lehnte ab. Wir fühlten wohl die große Güte in dem Wesen des zarten, herzranken Mannes, aber wir kamen ihm aus einer gewissen Scheu heraus doch nicht nah. Wir ahnten auch nicht, was sein Nachlaß offenbarte, daß ein verschwiegener Dichter in ihm steckte, und bewahren als bleibende Frucht seines Stils und seiner Gelehrsamkeit die anschauliche Geschichte der Anstalt, die er zu ihrem zweihundertjährigen Jubiläum schrieb.

Ganz anderer Art als sie beide, als all unsere anderen Lehrer, ja als unsere ganze Umgebung überhaupt, war Georg Ellendt, der, nach sechsundzwanzig Jahren als Oberlehrer und Professor, 1891 an die Spitze der Anstalt trat. Er unterrichtete seit je nur in den oberen Klassen und war uns Kleineren ein Gegenstand scheuer Bewunderung, wenn die hohe Gestalt mit dem grauen Knebelbart und der glänzenden randlosen Brille, sommers und winters schwarzgekleidet, in eiligem Schritt die Treppen herauf- oder herabkam. Zu unserer Überraschung ergab sich gelegentlich, daß er jeden Schüler des Doppelgymnasiums beim Zu- und Vornamen, auch die häuslichen Verhältnisse aller kannte. Dann wurde Ellendt in Untersekunda mein Ordinarius, und damit tat sich eine neue Welt auf. Viel später las ich einmal in Hermann Bahrs Selbstbiographie, nur zwei Menschen seiner Linzer Jugendumgebung

wären „von vollem Maße“ gewesen. Das traf mich und gab mir noch nachträglich einen Fingerzeig für Ellendts Sonderart. Auch er lebte und gab aus dem Vollen. Nie vordem noch nachdem habe ich in der Schule einen fremden Dichter so kennengelernt, wie er uns den Homer nahebrachte. Er war, das merkten wir bald, kein so unbedingt sicherer Grammatiker wie etwa Konrad Burdachs Freund Alfred Döhring, mein erster lateinischer und griechischer Lehrer. Aber er scheute sich nicht, sich vor uns zu verbessern, und er führte uns in die homerische Welt mit einer Kraft dichterischer und mythologischer Vergegenwärtigung ein, die uns zum Mitleben zwang. Es kam vor, daß einzelne von uns hundert und mehr Verse der Odyssee präparierten, um während der nächsten Stunde im Fortgang nicht aufgehalten zu werden. Und erst sein Geschichtsunterricht in den vier Jahren bis zur Reifeprüfung! Nicht eine Stunde war trocken, die Männer und Dinge lebten, und immer fiel von der Gegenwart rückwärts ein heller Schein auf Altertum und Mittelalter, aus der Vergangenheit Licht in die Gegenwart. Dabei gelangte er auf Oberprima bis mitten in die Jetztzeit, bis zu der sozialen Gesetzgebung und dem Erwerb Helgolands. Die Plastik seines Vortrags war ebenso groß wie die Weite seines Blicks und die Fülle seiner weltgeschichtlichen Kenntnisse. Der durch die Erforschung des Mimus als dramatische Form berühmte klassische Philologe Hermann Reich sagte mir nach dreißig Jahren: „Ja, wer bei Ellendt vier Jahre Geschichte gehabt und dabei gut aufgepaßt hatte, konnte ohne weiteres sein historisches Staatsexamen machen.“

Dennoch genügte das alles nicht, um seine Wirkung auf uns zu erklären. Dabei sei nicht verschwiegen, daß nicht jeder seiner Schüler gleichmäßig an ihm hing; die manchmal fäh hervorbrechende Leidenschaftlichkeit seiner Natur stieß hier und da einen zurück. Aber insbesondere alle, die nach irgend= einer Richtung hin künstlerische Anlagen hatten, hingen dem unvergleichlichen Lehrer lebenslänglich an. So haben es Konrad Burdach, Georg und Emil Reicke, Hermann Reich, Hermann Böttcher, Walther Heymann, Arthur Gruenberg, Siegfried von der Trenck wieder und wieder bezeugt. Er war mit uns, den um mehr als eine Generation Jüngeren, ein so menschlicher Mensch, und davon zeugten die Art seiner Pädagogik, die fast ohne Strafen auskam, wie sein ganzer Verkehr mit uns innerhalb und außerhalb der Schulstunden. Zweimal wanderte er mit uns über die Steilküste und durch die Warnicker Forst. Er führte uns in die Marienburg und den Frauenburger Dom, in Fabriken und Sammlungen; keiner von uns kannte den verschollenen Poetensteig am Pregelufer vor dem Brandenburger Tor – Ellendt bestellte uns eines Nachmittags ans Tor und führte uns bis zum Haff auf dem Wege, den Simon Dach und die Genossen der Kürbishütte oft geschritten waren. Schon im Jahre 1875 gab er im Kampf gegen schlechte Jugendschriften den ersten, glänzenden Katalog für Schülerbüchereien. Er zuerst in der Provinz führte Turnspiele in den Lehrplan ein. Und wie repräsentierte er mit würdigem und geistreichem Wort die Anstalt, als sie, 1892, in ihr neues Gebäude zog! Ich sehe ihn noch in der Sonne unter den grünweißen Fahnen des Fridericia=

nums zwischen dem Oberpräsidenten der Provinz und dem Kanzler im Königreich Preußen die Treppe emporschreiten und den Schlüssel ins Schloß stoßen.

★

Dieser Neubau, durch den ich Agnes Miegels Schulnachbar wurde, gehörte schon in das Bild einer Entwicklung Königsbergs zu größerer Dehnung und reicherer Schmuckhaftigkeit. Seit den Freiheitskriegen lastete auf der Stadt die freiwillig zugunsten des preußischen Staates übernommene Kriegsschuld, deren Abbürdung auch aus der reichen Kriegssentschädigung von 1871 verweigert worden war; erst im zwanzigsten Jahrhundert wurde auf dem Rathause der letzte Schuldschein feierlich verbrannt. Und ebensolange dauerte es, bis das Reichsrapongesetz geändert und durch Vorverlegung der Festung in die Außenforts eine Bebauung und Erschließung des Geländes vor den Toren möglich ward. Zu meiner Schulzeit half man sich mit ein paar Straßen durchbrüchen, man schüttete den Zuggraben, auf dem ich oft die Dzimken, die polnischen Getreideschiffer, ihre Rähne hatte staken sehen, zu und schuf die breite Kaiserstraße, man verband das größte Seebad, Cranz, durch eine Eisenbahn mit der Stadt, von der aus man es bisher, genau wie die übrigen Strandorte, nur in sehr gemütlicher, aber äußerst langwieriger Journalierenfahrt* hatte erreichen können. So war nun auch ein leichterer Zugang zur Kurischen Nehrung eröffnet, dieser

* Journaliere ist der ostpreußische Ausdruck für die großen, in Berlin Kremser genannten Wagen.

merkwürdigsten deutschen Landschaft, die bis dahin selbst in Königsberg nur wenige kannten. In der That war die Reise zu jener Zeit nicht ohne Gefahr, denn an vielen Stellen drohte dem Unkundigen der Mann und Roß verschlingende Trieb-
sand, und der Sonnengleisch der Wanderdüne blendete und machte auf der ganz spärlich besiedelten, vierzehn Meilen langen Landzunge das ohnehin beschwerliche Wandern noch mühsamer. War man aber, rutschend, klimmend und wieder zurückgleitend, endlich auf die Kimmie gekommen und blickte von freier Höhe gen Westen auf das dunkelblau schäumende Meer, nach Osten auf das sanfte Silbergrau des Haffes, so belohnte dies Gebirge zwischen den Wassern jede Mühe, belohnte sie erst recht, wenn das Bild wechselte und die Haffschiffer vor aufkommendem Sturm die Fahrzeuge durch die grün anschwellenden Wogen dem Festlande zulenkten.

Über Neukuhren, wo am Sonnabend im Freien unterm alten Birnbaum getantz wurde, Kaushen, das zwischen Mühlenteich und See gebettete, und die Schluchten zwischen Kaushen und Warnicken gingen jetzt weitere Wanderungen zum Brüsterorter Leuchtturm und zur Schlucht von Groß-Dirschkeim, die sich plötzlich unterm Galgenberg aufstut wie ein Stück Thüringer Thallandschaft, ein rechtes Gegenbild zu der nur von wilden Rosen bewachsenen Rosenschlucht von Großkuhren. Am Strande von Palmnicken glitten die Taucher auf den Meeresgrund, das Bernstein- und Bernsteingold zu sammeln. Am zur Sommerszeit sanft umblauten Frischen Haff stiegen wir zur Domhöhe von Frauenburg hinauf, wo Kopernikus Geistlicher gewesen war. Die sagenhaft friedliche Waldeinsamkeit

der masurischen Seen rückte näher, ward durch Dampfer erschlossen.

Ostpreußen ward uns sozusagen kleiner, während die Vaterstadt größer wurde.

Vor dem Steindammer Tore breitete sich der erste Jugendspielfeld, ein Geschenk des Stadtrats Walther Simon; ein hübscher Tiergarten wurde errichtet. Bei diesem langsamen Wandel des Stadtbildes ereignete sich ein unwiederbringlicher Verlust: die Nordseite des Ordenschlosses wurde freigelegt, und dabei riß man Kants so lange erhaltenes Wohnhaus nieder und bebaute den tiefen, dahinterliegenden Garten; wir schämten uns dessen noch bei dem großen Kantfest des Jahres 1924. Auch Kants in der Nähe stehendes Denkmal von Christian Daniel Rauch, das bisher den von der Unterstadt emporsteigenden Kömmling symbolisch begrüßte, kam fort, auf eine Seitenfläche des Königsgartens, wo der ungekrönte König Ostpreußens zu einer Nebenfigur des großen Reiterstandbildes Friedrich Wilhelms III. von Riß ward. Die Hauptzier der Stadt, das stolze, graue Schloß, kam nun allerdings von der Oberstadt her zu prachtvoller Geltung, und je geräuschvoller die ohnehin sehr lebhafteste Stadt wurde, um so reizvoller in seiner Harmonie und geschichtlichen Stille wirkte der stille, von keinem Fuhrwerk passierte Schloßhof.

Über diesen meinen Kinder- und Schülerjahren lag noch der jugendliche Glanz des eben errichteten Kaiserreichs. Mit echtem Jubel wurde im Jahre 1885 der Kronprinz Friedrich Wilhelm empfangen, als er – niemand ahnte, daß es das letztemal war – für einige Tage nach Königsberg kam. Und

tief und aufrichtig war die Trauer des Jahres 1888. Trotz dem hohen Alter Kaiser Wilhelms war der Gedanke an seinen Tod wie etwas Unfaßbares, und in den ersten Tagen des März drängte man sich bis in die späten Abendstunden vor den Zeitungsgebäuden um die neuesten Berliner Nachrichten. Als uns am 9. März die alte Schulglocke mitten aus einer Vormittagsstunde in die Aula rief, klang sie selbst uns Knaben wie eine Totenglocke, und der alte Direktor Lehnerdt ward seiner Erschütterung in den wenigen Sätzen mit der Todesnachricht so wenig Herr, wie die einander Begegnenden auf der Straße. Binnen wenigen Stunden sah man Männer und Frauen in Trauerkleidung, überall wehten umflorte Fahnen halbmast, von allen Kirchen erscholl Trauergeläut, und uns Jungen wurde das Geschehnis besonders sinnfällig, als die Schloßwache aufzog; sonst kam sie, den Schellenbaum voran, mit klingendem Spiel, heute ertönte nur der dumpfe Trommelwirbel der Ablösung. Der heiße Sommertag, an dem drei Monate darauf Kaiser Friedrich vollendete, brachte nicht mindere Trauer, aber – so tragisch hatte es das Verhängnis gefügt – der Tod des um so viel Jüngeren kam erwartet und erlösend.

Weit geringer war der Eindruck des Tages, an dem das 1888 einsetzende Volksschicksal mit Bismarcks Entlassung seinen tragischen Fortgang fand, des 20. März 1890. Vielleicht lag Königsberg doch damals noch zu weit vom Mittelpunkt ab, vielleicht ließ die liberale Grundstimmung der Stadt die volle Schwere des Ereignisses nicht aufkommen – es ist, wie heute leicht gezeigt werden kann, anderenorts nicht anders

gewesen. Im Fridericianum ward dieses weltgeschichtlichen Ereignisses so wenig gedacht wie in irgendeiner anderen staatlichen Anstalt Deutschlands. Aber einem, Ellendt, fühlten wir die tiefe Erschütterung an. Er, der uns immer Geschichte im größten Zusammenhange gelehrt hatte, ging am nächsten Tage in noch abgeschlossenerer Einsamkeit durch das Haus. Wir empfanden: er begriff das Verhängnis der Stunde, das uns nicht deutlich werden konnte. Und er fand dafür den seinem Wesen gemäßen Ausdruck. Wir, die Untersekunda, hatten an diesem Tage bei Ellendt Geschichte. Wir hielten mitten in der Historie Griechenlands. An diesem Tage kam er etwas verspätet, tiefernst und, ganz gegen seine Gewohnheit, mit einem Buche herein. Er ließ uns weder erzählen, noch trug er selbst vor, sondern er setzte sich auf das Katheder, schlug auf und begann, ohne ein Wort der Überschrift oder der Erklärung, vorzulesen. Nach wenigen Versen merkten wir: es war Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“. Er las den ganzen letzten Aufzug, schloß mit seiner unpathetischen, tief heraufkommen- den Stimme, indem er uns einen Augenblick vom Buch her ansah:

„In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“

Klappte den Band zu, stand auf und verließ vor dem Glockenzeichen das Zimmer.

Die Fahrt ins Reich

Seit einem runden Jahrtausend sind Paris und London die Hauptstädte ihrer Reiche und Volkheiten. Fast halb so lange hielten die deutschen, alsdann die österreichischen Kaiser in Wien Hof. Vollends die Vormacht Roms auf der Apenninenhalbinsel und darüber hinaus ist auch rein gefühlsmäßig unantastbar. Berlin aber ward erst im achtzehnten Jahrhundert die Hauptstadt der jüngsten Großmacht, erst 1866 diejenige Norddeutschlands, erst 1871 der Sitz der Reichsgewalt. Will man die nach Treitschkes Wort „ungeheure“ Stadt also den Emporkömmling unter den großen Hauptstädten Europas nennen, so wird sie sich das gefallen lassen müssen, aber sofort erwidern können: „Ich verdanke mein Emporkommen zäher, harter und durch Jahrhunderte hindurch fast schmuckloser Arbeit. Ich mache meinen Kindern das Leben wohl weiter und vielfältiger als das anderer deutscher Stadtbürger; aber ich binde ihnen auch als Patengeschenk viel Unbehaglichkeit in die Wiege.“ Als mein Landsmann Emil Hündrieser als Wahrzeichen der Hauptstadt seine Berolina schuf, da bildete er keinen holden, zarten Genius, er stellte ein derbes, schönes Weib mit großen Zügen und vollen Formen auf den Alexanderplatz, an die Wegscheide zwischen Westen und Osten von Berlin. Da stand sie, zwischen Markthalle, Warenhaus und Bahnhof, das Polizei-

gebäude aus dem „Hungerpastor“ vor sich, und blickte nach vier Straßen hinüber, durch die sich, früh zur Arbeit schreitend, spät heimkommend, immer eilig, das Volk der Berliner bewegte.

Aber mitten in den Donner der Stadtbahnzüge, in das Geschrei der Zeitungsverkäufer, das Wagengeroll klingt plötzlich ein anderer Ton, aus auf- und absteigenden Glockenlauten formt sich eine Melodie. Wenige Schritte – und um die Ecke der Klosterstraße biegend, erkennen wir die Stätte des Liedes: auf der Parochialkirche bewegt sich das Glockenspiel. Und der immer gleiche Verkehr erscheint nun zwischen alten Palästen und Bürgerhäusern eingefangen, Klostermauern und hochgetürmte rote Backsteinkirchen stehen unerschüttert in der Brandung, an der Spree entlang finden wir uns zur Friedrichsgracht und jäh der frei aufsteigenden reichen Front des Schlosses gegenüber. Wenige Schritte weiter, und wir sind auf dem Forum Fridericianum, und alsbald nimmt uns die Säulenhalle des Alten Museums auf, Schinkels herrlichster Bau.

Vom Grünen Hut des Schlosses, dem ehrwürdigen Zeugen alter Burgveste, von der torentanzgeschmückten Marienkirche her, an Friedrichs Monument vorbei bis zum Brandenburger Tore entfaltet sich in stummen Denkmälern preussische und deutsche Geschichte. Von dem schlichten Hause mit dem traumhaft schönen Hof in der Brüderstraße, darin Lessing und Körner Heimstatt fanden, bis zu dem anmutigen Wohnsitz Walther Rathenaus am Rande des Grunewalds geht der

Zug des Berliner Bürgertums durch Jahrhunderte. Von den Gewölben des Ermeler-Hauses in der Breiten Straße bis zu Alfred Messels Kaufhausbau am Leipziger Platz, zu Peter Behrens Turbinenfabrik in der Brunnenstraße, bis zu dem hohen Turm des Werner-Werks in Siemensstadt breitet sich ein Mahnzug unablässiger, nach geschichtlichem Rückschlag mit stets neuer Unverdrossenheit einsetzender Arbeit. Es bedarf nicht nach Zehntausenden zählender Demonstrationszüge, um sich den Rhythmus der im Berliner Bereich zusammengeströmten Massen fühlbar zu machen; es genügt, morgens, wann die Fabrikpfeifen tönen, am Bahnhof Stralau-Kummelsburg, an der Warschauer Brücke oder der Jungfernheide das fast die Türen sprengende, die Treppen überslutende Gedränge hastender Menschheit zu beobachten. Und so, ins Unübersehbare schwellend, offenbart sich Berlin auch in seiner Erholung: zu Tausenden mit Kind und Regel auf den Spielwiesen des Treptower Parks und des Schillerhains, in den Freibädern der Oberspree und der Havel, beim Herbstfest der Jugend im Grunewald-Stadion.

Die einstige Lebensstatt deutscher Romantik ist die Wiege des neuen Deutschen Reiches und die Vormacht des deutschen Gewerbes geworden. Alles, Krieg und Sieg, Unglück und Staatsumwälzung, haben die Stellung Berlins nur immer verfestigt. Jedes deutsche Schicksal neuerer Zeit kündete sich hier heftiger, mit stärkerer Stoßkraft an als anderswo im Reich, wurde hier aber auch rascher in Ablauf und Rhythmus des Tages verarbeitet.

Unter solchen Bedingungen erwuchs der Berliner, Berliner auch dann, wenn er, wie die Mehrzahl der Stadtbewohner, außerhalb Berlins zur Welt kam. Zur Gemächlichkeit fehlt ihm die Zeit, aber der gemeinsame Druck lastender Arbeit und grauer Not machte ihn gutmütig und hilfsbereit. Die Zunge ist rasch, aber die Hand leicht geöffnet, und das neuerdings gern gebrauchte Schlagwort „rauh, aber herzlich“ kennzeichnet wie den Verkehrston so den Charakter des Spreeanwohners besser als die längste psychologische Deutung.

Blickt man auf eine deutsche Eisenbahnkarte, so laufen in Berlin, wie in dem Mittelpunkte eines Spinnennetzes, alle Hauptlinien zusammen, der Süd- und Westdeutsche stößt hier zuerst auf die Vorposten ostdeutschen Lebens, dem Ostdeutschen öffnet sich hier der Eingang zu den germanischen Stammländern des Westens und Südens. Auch darin liegt eine Mission Berlins, geopolitisch bestimmt, geschichtlich gewachsen. In all seiner unverdienten Unbeliebtheit hat es sie schon dadurch immer wieder erfüllt, daß es Deutsche aller Stämme und Landschaften festhielt, zu den Seinen, zu Berlinern machte. Viel schöner, als das Vorurteil wahr haben will, viel deutlicher, als der Gemeinplatz es zugibt, sehr preußisch und noch sehr jung, immer wieder unfertig ist die Stadt, durch ihr immer wieder neues Werden immer wieder fesselnd, nie kennt man sie aus, immer stellt sie sich und ihren Bürgern neue Aufgaben.

*

Im Jahre 1893 verkehrten zwischen Königsberg und Berlin noch keine D-Züge; der in schmale, unbequeme, unverbundene Abteile gegliederte Schnellzug hielt Mittag in Schneidemühl so lange, daß man dort hastig ein Essen von mehreren Gängen einnehmen konnte. Die Stadt, in die der junge Student zu seinem ersten Semester einzog, erscheint gegenüber dem heutigen Berlin geradezu geschichtlich. In der Joachimsthaler Straße, wo wir wohnten, war der äußerste Westrand beinahe erreicht, gleich südlich des Kurfürstendamms, hinter der Fasanenstraße, lag zwischen wallenden Getreidefeldern und ausgeworfenen, aber unbebauten Straßen hier und da ein Haus, zumeist mit einem großen Atelier im Dach. Den Turm der kleinen, seither abgebrochenen Wilmersdorfer Kirche an der Wilhelmsaue sah man weithin, und das Lokal von Schramm am Wilmersdorfer See, in der heutigen Kaiserallee, war ein Ausflugsziel. Von Schöneberg her puffte über den von wenigen Villen umgebenen Nollendorfplatz und durch die öde Kleist- und Tauengienstraße an dem Bauzaun der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche vorbei eine Dampfbahn, Donnerwagen genannt, die dann über den leeren Kurfürstendamm nach dem Grunewald fuhr und im Herbst die Pferde der rot-röthigen Parforcejagdreiter scheu machte. Sie war neben der Stadtbahn noch drei Jahre lang das einzige mechanische Verkehrsmittel, sonst gab es nur Pferdebahnen, Pferdeomnibusse, deren Verdeck keine Dame besteigen durfte, und zahllose Droschken erster und zweiter „Güte“. Morgens gegen acht fuhr, lächelnd erwartet, ein Sonderwagen der Pferdebahn mit dreißig jungen Mädchen vom Spandauer Berg her die

Söglinge des Krainschen Instituts in die Krainsche Schule am damals neuen Lügowplatz. Traf man den alten Theodor Fontane, den grünen oder weißen Schal bei schlechtem Wetter um den Hals, bei gutem in der Hand, am Kanalufer, so bekam man unweigerlich einen Blick der strahlenden blauen Augen, denn er hatte Zeit und Gelegenheit, die wenigen Spaziergänger zu beobachten. Wenn der alte Mommsen, der Großmeister der römischen Geschichte, die langen Locken unter dem breiten Schlapphut, an der Marchstraße aus der fahrenden Pferdebahn sprang, zeigte ihn einer dem andern. Und wenn er, regelmäßig lesend, durch die Dorotheenstraße von der Akademie zum Brandenburger Tor ging, machte ihm jeder Fußgänger und beim Kreuzen des Damms jedes Gefährt selbstverständlich Platz. Einmal gegen Mitternacht mußte ich an der Ecke der Friedrich- und Behrenstraße gleich allen andern Passanten ausweichen; da stand der noch ältere, fast achtzigjährige Adolf Menzel, schaute zu Castans Panoptikum empor und zeichnete beim Licht der elektrischen Laternen etwas auf einen kleinen Block. Der Vorgang wiederholte sich, als ich einmal von einer öffentlichen Akademiesitzung die Treppe zum Uhrportal am Friedrichsdenkmal herunterkam; alles bog links und rechts aus, denn Menzel stand mitten auf den Stufen und strichelte mit der linken Hand in ein mit der Rechten gehaltenes Notizbuch eine Figur des Treppenhauses.

Über Mommsen und Menzel gingen in Berlin zahlreiche Anekdoten um; die von dem kinderreichen Mommsen, der jedem ihn begrüßenden Kinde, freilich ohne es anzusehen, freundlich die Hand gab, waren meist auf liebenswürdige

Züge gestimmt, was man von den Menzelschen nicht immer sagen konnte. Saß Menzel bei Frederick, dem Weinwirt in der Potsdamer Straße, so baute er, wenn er hereinkam, alle erhältlichen Zeitungen hinter seinem Rücken auf. Ein Bekannter, der nur zur Lektüre der Bössischen Zeitung eingetreten war, wartete in immer gesteigerter Nervosität auf das eingeklemmte Blatt, während Menzel seelenruhig ein anderes durchblätterte. Schließlich ging der Gequälte an den Tisch und sagte sehr höflich: „Würden Euer Erzellenz mir nur für eine Minute die Bössische Zeitung gestatten?“ Ohne den Frager auch nur eines Blickes zu würdigen, erwiderte der Maler knurrend: „Nein!“, und jener mußte unter dem höhnischen Lächeln der Kellner und Gäste abziehen. – Bei städtischen Festen hatte, wie Georg Reicke mir erzählte, der Oberbranddirektor von Berlin ein für allemal Menzel nach Hause zu fahren. Bei der ersten Fahrt hatte der Begleiter vergessen, sich die Hausnummer sagen zu lassen. Menzel verweigerte die Antwort, und so mußte erst auf einem Polizeibureau im Adreßbuch nachgeschlagen werden. Es kam auch vor, daß der kleine Herr sich sträubte, Haus- und Türschlüssel herauszugeben; dann mußte der Begleiter diese selbst aus der Manteltasche heraussuchen. Er brachte den alten Meister die drei Treppen in der Sigismundstraße hinauf, schloß hinter ihm ab und sandte am andern Morgen die Schlüssel durch einen Feuerwehrmann mit einem Blumenstrauß zurück. Dies Haus sollte einmal verkauft und abgerissen werden. Als Menzel dies eines Abends dem Geheimen Kommerzienrat Eduard Arnhold klagte und seine Angst vor dem Umzug äußerte, bekam er nach

vierundzwanzig Stunden einen Brief des bekannten Kunstsammlers und Wohltäters, darin sich dieser als seinen neuen Wirt vorstellte und ihm Wohnrecht bis an den Tod zusicherte. Trotz all seinen Schrofheiten ward eben Menzel als eine Art Kleinod und Symbol Berlins gehegt und verehrt. Wie er sich selbst auffaßte, zeigt ein ergreifendes Lichtbild. Kaiser Wilhelm II. hatte ihm, dem einzigen Künstler, den Schwarzen Adlerorden und damit den Adel verliehen, und es mußte für das Kapitel erst ein Purpurmantel nach den Größenverhältnissen Menzels angefertigt werden. Dann ließ er sich im Schloß in der Ordenstracht photographieren, befahl aber, daß sein Zylinderhut neben ihn auf den Stuhl gelegt würde: „Man soll sehen, daß ich ein Bürger bin.“

Berlin war damals auch an Denkmälern unvergleichlich ärmer – mancher wird sagen: Gottlob! – als heute. Im Tiergarten standen nur Schapers Goethē, Otto Lessings Lessing und die Standbilder Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise. Dies legte, Endes Luisenmal mit dem schönen Fries, war alljährlich am 10. März, dem Geburtstage der Königin, von den herrlichsten blühenden Gewächsen umgeben; dann traf man unter den zahlreichen Besuchern Herman Grimm, das damals schon alte Fräulein Marie von Olfers am Arme führend.

Charlottenburg war noch nicht mit Berlin zusammen- gewachsen, sondern bewahrte völlig den Charakter einer eigenen Stadt auch in seiner Gesellschaft. Ich verkehrte als Student sehr viel in dem Hause des Diaconus an den beiden einzigen Kirchen der Stadt, der Luise- und der Lützow-

Kirche, Alfred Thaer, eines Urenkels von Albrecht Thaer, dem großen Reformator der deutschen Landwirtschaft. Dieser heitere Kreis bestand ausschließlich aus Charlottenburger Geistlichen, Ärzten, Beamten und Fabrikanten. Thaer, dessen Freundschaft ich mit reifendem Alter bis an seinen frühen Tod genießen durfte, war nicht nur einer der inbrünstigsten und wortgewaltigsten Kanzelredner, der mir je begegnet ist, sondern er übte durch die schwer gebändigte Glut seines Wesens, die reine Gläubigkeit seines Christentums einen weithin zwingenden und anfeuernden Einfluß. An manchem Sonntag war die Kirche so voll, daß wir bis in den letzten Winkel der Sakristei hinter der geöffneten Thür lauschen mußten. Kirchlicher Parteistreit, der außerhalb seines Wesens lag, hat ihm das Amt verleidet, er ging in den Schuldienst über. Als ein Charlottenburger Bankhaus, bei dem die Ersparnisse seiner Sonntagsschüler hinterlegt waren, zu Bruche ging, ersetzte er, ohne die Spur einer rechtlichen oder moralischen Verpflichtung, den Betroffenen jeden Pfennig und nahm hierzu über sein Vermögen hinaus drückende Schulden auf sich. Als er Charlottenburg verließ, vereinte sich eine tausendköpfige Menge in dem großen Saale der seither abgerissenen Flora; alle Stände der Stadt vom Polizeipräsidenten und Oberbürgermeister bis zum Droschkentutscher und Gasarbeiter waren vertreten, und jedes Wort zeugte von tiefer Ergriffenheit. Nachher beim Abschiedsmahl sprach der letzte Schüler Friedrich Rückerts, der greise Orientalist Friedrich Dieterici, beginnend mit einem persischen Gleichnis in Rückerts Übertragung. Ich bin dann in Schwelm und in

meinem heimatlichen Waldau in dem von Thaer geleiteten
Lehrerseminar der Gast des Freundes gewesen, den der Tod
in der Blüte der Jahre abrief. Und wenn ich heute die so ver=
änderten Straßen Charlottenburgs durchwandere, meine ich
immer, ich müßte der hohen, etwas vornübergeneigten Gestalt
wieder begegnen.

Berliner Bildnissgalerie

Akademie und Universität umschlossen in jenen ersten neunziger Jahren eine unvergleichliche Fülle glänzender Männer. Da saß die kleine Hörerschar am Leibniz- und am Friedrichstag in dem bescheidenen Saal der Akademie der Wissenschaften, im Halbdunkel, das die altmodischen Stehlampen des grünen ovalen Tisches hinter der Barre nur matt durchdrangen. Und kurz nach fünf öffnete sich die schmale Thür des Hintergrundes, und, die Sekretäre, der Astronom Arthur Auwers, der Physiologe Emil du Bois Reymond oder der Philologe Johannes Vahlen voran, traten die Mitglieder ein, darunter Hermann Helmholtz, Rudolf Virchow, der mich als Rektor vereidigt hatte, Theodor Mommsen, Ernst Curtius, Heinrich Sybel, Eduard Zeller, Wilhelm Dilthey, Gustav Schmoller, Karl Weinhold, Otto Hirschfeld, Adolf Harnack, Heinrich Brunner, Karl Weierstraß. Als ob kein Publikum zugegen wäre, setzten sie sich zur öffentlichen Arbeit, dem in der ersten Hörerreihe lauschenden Menzel gewiß ein Augenschmaus, wenn das Halblicht die ausdrucksvollen Köpfe seltsam traf.

Unter meinen Lehrern im ersten Semester enttäuschte mich freilich der Träger des größten wissenschaftlichen Ruhmes am stärksten, nämlich der klassische Darsteller der griechischen Weltweisheit: Eduard Zeller. Die ehrwürdige Gestalt mit dem blutleeren Haupt und der dünnen Stimme mußte wohl

Rührung erwecken, aber der Achtzigjährige vermochte junge, eben heißhungrig ins Gebiet der Philosophie eindringende Schüler nicht zu fesseln; es wäre wahrscheinlich gescheiter gewesen, an Stelle des klassischen Meisters einen jungen Privatdozenten zu hören. Da war freilich Adolf Lasson in seiner faustischen Lebendigkeit, mit seinen beißenden Angriffen auf die materialistische Weltanschauung und Ernst Häckels Schöpfungsgeschichte ein anderer Mann; aber bei ihm hospitalisierten wir nur, auch er setzte zuviel voraus. Karl Weinholds ungeheure Stoffbeherrschung wußte sich im trockenen Tonfall seines Vortrags nicht in fesselnde Darlegung der mittelhochdeutschen Grammatik umzusetzen. Das gerade Gegenstück war sein junger Fachgenosse Erich Schmidt, der damals noch nicht einmal Mitglied der Akademie war. Weinhold, äußerlich altmodisch, mit weißlodigem Haar, wirkte wie ein alter, aus einsamer Stube ungern ins Straßengelärm lehrender Poet, der schöne, schlanke Schmidt aber, in Samtrock oder kurzer Jacke, abends fast immer im Frack, war anzuschauen wie ein sehr jugendlicher Staatsmann oder Diplomat. Er war nicht ans Heft gebunden, trug stets aus eigener Anschauung dazu. Sprach er vom deutschen Drama des neunzehnten Jahrhunderts, so erwuchs das Burgtheater, dem er als Wiener Professor nahegestanden hatte, lebendig vor uns. Im Kolleg über Goethe und Schiller wurden die Handschriften des bislang von ihm betreuten Weimarer Archivs zu redenden Urkunden. Und wie würzte er den Vortrag mit meisterlicher Rezitation! Wenn er den damals noch fast unbekannten „Haideknaben“ von Hebbel vorlas, ging ein Erschauern durch den vollen Saal.

Ernst Curtius stand im Abend seines Lebens, und er war fast blind. Aber gerade die Art, wie der Weißhaarige die blauen Augen über uns hinweg in die Ferne richtete, während er Geschichte und Bedeutung von Olympia entrollte, zwang uns in seinen Bann. Dabei hatte er ein Elfenbeinmesser in der Hand und klopste mit diesem ununterbrochen auf das Ratheder, dessen Oberfläche unzählige kleine Löcher aufwies. Hinter ihm hing ein Plan von Olympia, und ab und zu zeigte er einen Punkt, bei dem er gerade verweilte; natürlich wies er häufig etwas Falsches, dann deutete der hinter ihm sitzende Amanuensis leise auf die richtige Stelle, und niemand wäre es beigefallen, auch nur zu lächeln.

An einem Oktoberabend ging ich, meiner Meinung nach zeitig, in den größten Hörsaal des Hauses; Heinrich von Treitschke hatte den Beginn seiner öffentlichen Vorlesung über Kritik und Geschichte des Parlamentarismus angekündigt. Aber alle sechshundert Sitzplätze waren längst besetzt, nicht nur von Studenten, sondern auch von alten Herren und zahlreichen Offizieren. Ich stand an der Seitenwand, als lange nach dem Glockenzeichen Treitschke hereintrat und, indem er noch den einen Handschuh auszog, begann. Zunächst galt meine Aufmerksamkeit nur dem gewaltigen Kopfe mit den lodernden, dunklen Augen, der massigen Gestalt mit den gebieterischen Bewegungen. Ich verstand gar nichts, denn Treitschke, der Taube, akzentuierte ganz seltsam, machte ungewöhnliche Atempausen und dehnte die Vokale. Dann aber hatte ich die Technik dieses Redners der Redner erfaßt und folgte nun den ganzen Winter hindurch ebenso gefesselt wie

die älteren Hörer. Von seinem Temperament und seinem rücksichtslosen Freimut brachte gleich die erste Stunde eine Probe, über der den Jüngeren unter uns wohl der Atem stocken mochte. Treitschke sagte: „Mein unvergeßlicher Lehrer Dahlmann hat, was Gott ihm in Anbetracht seiner sonstigen Taten in Gnaden verzeihen möge, gesagt: Völker fühlten sich glücklicher unter mittelmäßigen Regierungen als unter großen. Nun, wir erleben es. Haben wir uns nicht unter einem großen Kaiser und einem großen Kanzler glücklicher befunden als jetzt, wo das Niveau der Regierung so tief gesunken ist?“ So sprach 1893 der Historiograph der preußischen Geschichte. Am Schluß der Vorlesung unterblieb das akademische Trampeln – er konnte es ja nicht hören – und alles klatschte mit hoch erhobenen Händen, er aber nahm davon keine Notiz und setzte sich zum Testieren zurecht.

Solch hinreißende Wirkung auf Hörermengen hat der Lehrer niemals geübt, dem ich die beste Frucht meiner akademischen Studien verdanke – Herman Grimm. Er war nicht nur nach Konrad Burdachs treffendem Wort „ein genialer Einspanner“, sondern selbst in der erlauchten Welt jener nun außer Harnack längst abgeschiedenen Gelehrten eine Persönlichkeit von ganz eigenem Reiz und unvergleichlicher Mehrseitigkeit. Das Kopfhaar trug er lang wie sein Vater Wilhelm Grimm, aber das Gesicht des schlanken Mannes umrahmte ein weißer Bart. Er wirkte elegant, ohne neumodisch, geschichtlich, ohne altmodisch zu sein. Er behandelte uns nicht wie seine Schüler, sondern er sagte etwa, als er Damen nicht mehr zuließ: „Die Herren hier sind meine Freunde, mit denen

ich mich über die Dinge ausspreche, und dabei ist es mir unbehaglich, Damen im Zimmer zu haben." Er sprach sich auch wirklich mit uns aus. Er ließ etwa durch den Bildwerfer, den er als erster Professor wissenschaftlich benutzte, die Sixtinische Madonna auf die Leinwand bringen und bat uns, das Werk recht genau zu betrachten. Dann verschwand das Gemälde, und Grimm fragte, auf welchem Arm die Madonna das Jesuskind trage. Einigung war nicht zu erzielen, und so ließ er abstimmen, worauf unter triumphierendem oder beschämtem Lächeln beider Parteien das Bild wieder erschien. So lehrte er uns Kunstwerke wirklich betrachten. Übrigens trug er die Kosten des Apparats selbst, da die Hochschule seine Benutzung als „unwissenschaftlich" ansah.

Grimm las nicht Kunstgeschichte, sondern Kunst- und Kulturgeschichte und entrollte ein bis in die kleinsten Züge lebensvolles Gemälde des raffaelischen Zeitalters oder, im Hinführen von Asmus Jakob Carstens bis zu Böcklin, der Kunst und Kultur des neunzehnten Jahrhunderts. Vergleiche, Erinnerungen, Beispiele aus der Tagespresse flogen ihm, der nie ein Heft oder einen Entwurf vor sich hatte, zu. In einem Kolleg über die Darstellung Christi in der bildenden Kunst zeigte er das Sensationsgemälde eines polnischen Künstlers. Damals spielte gerade in Berlin ein Prozeß, in dem der durch seine drängende Beredsamkeit bekannte Rechtsanwalt Friedmann den Verteidiger machte. Grimm wies uns mit seinen sparsamen Handbewegungen ein paar Einzelheiten an dem Bilde und sagte dann: „Hier steht Christus vor dem Landpfleger wie Fritz Friedmann vor den Geschworenen."

Das Fabelthum gehört einem fleißigen jungen Mann.
Die Anknüpfung, in reifen Jahren einmal durch geistige Arbeit
seinen Vorkatholik zu gewinnen. Die beiden Sagen, die
mit unter dem Namen Humayun's zusammenfassen, gehen
aus die Litteratur, später einmal in die Classe der egypti-
schen, auf dem Meeresweg des Völkers und sehr leicht
und von denen es sich beherzigen lässt.

Berlin 21. Februar 1894. Hermann Grimm

Niederschrift German Grimms für den Verfasser

Damit waren Anschauung und Urteil schlagend gegeben, und das Bild verschwand. Herman Grimm war ohne Pathos, sagte die Dinge ganz schlicht, aber ohne je nach dem Worte zu suchen, und immer klangen sie wie zu einem höheren Sinne gesprochen. Man hätte ohne weiteres glauben können, er käme eben aus Tegel und wäre mit Wilhelm von Humboldt durch den Park gegangen, oder wenn er Goethes Einfahrt in Rom schilderte, hätte man meinen können, er, Bettinas Schwiegersohn, hätte unter der Wölbung von Porto del Popolo mit im Reisewagen gefessen.

Das gleiche Gefühl der Goethenähe umfing mich, wenn ich Eduard Simson gegenüber saß, und hier mit leibhafter Berechtigung, denn Simson hatte auf seiner Doktorreise, von Zelter empfohlen, Goethe besucht und dessen achtzigsten Geburtstag in Weimar miterleben dürfen. Ich muß allerdings bekennen, daß ich dies noch nicht wußte, als ich zum erstenmal die Glocke im ersten Stockwerk des Hauses Rauchstraße 8 zog. Ich sollte einen Mann kennenlernen, dessen nationale Bedeutung in allen Zeitläuften von 1848 an mir von klein auf geläufig war und der zudem mit mir nicht nur Vaterstadt und Schule gemein hatte; ich war ihm auch verwandt, und darauf zuerst beruhte die gütige, erwärmende Teilnahme, die er mir bis an seinen Tod entgegenbrachte.

Im Jahre 1810 geboren – am Luther- und Schillertage –, war Simson als blutjunger Doktor mit einem königlichen Stipendium auf die Universitäten Berlin, Bonn, Göttingen und Paris gezogen, dann daheim Professor und Tribunalsrat und im Jahre 1848 unerwarteterweise Königsberger Ab-

geordneter für die Deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche geworden. Rasch stieg der bisher außerhalb Königsbergs Unbekannte in Frankfurt zum Schriftführer, zum Vizepräsidenten, schließlich, als Heinrich von Gagern infolge seiner Berufung zum Reichsminister ausschied, zum Präsidenten des Hauses auf. In die letzte Nervenkraft fordernder Arbeit führte er die Beratung des Verfassungswerks und die Kaiserwahl durch und erfuhr dann, mit Ernst Moritz Arndt und dreißig andern Genossen nach Berlin entsandt, das tragische Scheitern des deutschen Einigungswerks durch Friedrich Wilhelms des Vierten Ablehnung der Krone. Am 18. Dezember 1870 empfing Simson von einem gütigen Gesichte die auch sein Lebenswerk krönende Genugtuung: er stand als Präsident des Norddeutschen Reichstags in Versailles vor Wilhelm dem Ersten, und diesmal war der Ruf des Alternden an den Alten nicht vergeblich. Bismarck, der einstige Schriftführer des gleichfalls von Simson geleiteten Erfurter Volkshauses von 1850, hatte mit Simson einen harten Strauß auszufechten gehabt, aber gerade aus diesem in der Behandlung einer Geschäftsordnungsfrage aufgebrochenen Gegensatz heraus kamen beide Männer einander näher. Als im Jahre 1879 das neue Reichsgericht errichtet ward, ging Bismarck wegen der Besetzung des Präsidentenpostens zum alten Kaiser; dieser sagte: „Ich habe schon meinen Kandidaten“; „Majestät,“ erwiderte der Kanzler, „ich glaube, es ist auch der meine“ – beide hatten Simson im Auge, der denn auch das höchste richterliche Amt des neuen Reiches übernahm.

Achtzigjährig, war er im Jahre 1890 aus dem Reichsgerichtspräsidium geschieden und nach Berlin gezogen, wo ihm ein Sohn, ein Bruder und drei verehelichte Töchter lebten; den Haushalt teilte er mit seiner unverheirateten Schwester Marie, einer halberblindeten, rührenden Erscheinung, und zwei ledigen Töchtern.

Eduard von Simson war nicht mehr als mittelgroß, aber sein bedeutender Kopf mit den sprechenden, dunklen Augen und den hohen Brauen adelte die Erscheinung, und man begriff noch bei dem schwerbeweglichen Greise die Macht, womit er große und erregte parlamentarische Versammlungen beherrscht und nach seinem Willen gelenkt hatte. Häufig bin ich die sechs Jahre bis zu seinem Tode zur Dämmerstunde, zum sonntäglichen Mittagessen oder an stillen Abenden, allein oder mit wenigen Gästen, im Simson'schen Hause gewesen. Trat ich ein und an seinen Sessel, so behielt er meine Hand eine ganze Weile zwischen den seinen und fragte eingehend und gedächtnisstark nach allem Persönlichen, bis das Gespräch zu Allgemeinerem hinüberglitt. Gern verweilte er mir gegenüber bei seiner Schulzeit und Königsberger Erinnerungen. Dem öffentlichen Leben hielt er sich völlig fern, und außer dem Glückwunsch, den der Fünfundachtzigjährige im Namen der noch lebenden Mitglieder der Erbkaiserpartei aus der Paulskirche an den achtzigjährigen Bismarck richtete, ist in jenen Jahren kein Wort von ihm in die Weite gedrungen. Politik wurde demgemäß selten berührt, aber einige bezeichnende Momente sind mir doch noch gewärtig. So die starke Erregung über Verletzung des Tons im Reichstag. Als ein-

mal ein Abgeordneter durch Beschimpfung der Regierung Simsons Zorn erregte, sagte er zu mir: „Dem fehlt einer, und der eine bin ich.“ Und er erzählte, daß ein von ihm zur Ordnung gerufenes Mitglied des Norddeutschen Reichstags geantwortet habe: „Daraus mache ich mir wenig.“ Darauf Simson: „Das freut mich, ich glaubte, Sie machten sich nichts daraus.“ Als Bismarck und Simson einmal am Reichstagsbüfett zusammentrafen und in ein Gespräch über fernliegende geschichtliche Dinge kamen, sagte Bismarck: „Wissen Sie das alles noch? Ich habe das alles vergessen.“ „Das war aber nicht wahr“, setzte Simson bei der Wiedererzählung lächelnd hinzu: „Als ich im Dezember 1870 mit Bismarck durch den Versailler Park fuhr, kamen wir auf mecklenburgische Verfassungsgeschichte. Ich war starr, wie er bis ins kleinste Bescheid wußte.“

Kam während des Besuches die Nationalzeitung, so las ich in einer bestimmten Folge daraus vor; zuerst Nachrichten über den Kaiser, Bismarck, allgemein Politisches – aber keinen Leitartikel –, dann wissenschaftliche und Berliner, zum Schluß die Familiennachrichten, doch nur die Todesfälle. Denn nur in diesem zur Rüste gehenden Geschlecht glaubte der Hörende Bekannte zu finden.

Gern erzählte der Präsident unpolitische Dinge aus seinem langen Leben. Er besaß ein eisernes Gedächtnis und wußte sich ganz kleiner Züge, kleiner Liebenswürdigkeiten dankbar zu erinnern. Dann war wohl von Alexander von Humboldt die Rede, den Simson, wenn er in Berlin war, in den dreißiger und vierziger Jahren zweimal wöchentlich bei Joseph

und Alexander Mendelssohn sah und dessen Briefe er nur entziffern konnte, wenn er die wenigen lesbaren Silben auf ein anderes Blatt schrieb und das Fehlende mit Hilfe von Freunden und Angehörigen ergänzte. Humboldt hatte die Angewohnheit, das Wort „desto“ häufig ohne Zusammenhang zu gebrauchen. Simsons älteste Tochter Margarete erzählte nun, sie sei einmal als ganz junges Mädchen mit dem Vater im Monbijou-Garten spazierengegangen, da habe sich ein Herr in Hoftracht zu ihnen gesellt und lange angelegentlich mit Simson gesprochen. Nach der Verabschiedung fragte dieser das Kind: „Weißt du, wer das war?“ „Ja wohl, Alexander von Humboldt.“ „Woher weißt du das?“ „Er hat zweimal an ganz unpassender Stelle ‚desto‘ gesagt.“ Den Besuch bei Goethe für die Öffentlichkeit zu schildern, hatte Simson trotz mehrfacher Aufforderung immer unterlassen, erst durch die aus diktierten Aufzeichnungen, Briefen und Dokumenten komponierte Biographie seines Sohnes Bernhard gewannen wir ein anschauliches Bild der Weimarer Tage. Aber er sprach gelegentlich von der Herzlichkeit des Empfangs, weil die Empfehlung gerade von Zelter kam, und von dem reizenden Anblick Goethes im Scherzgespräch mit seinen Enkeln.

Simson hatte wenige, aber entschiedene Abneigungen; dazu gehörte eine Antipathie gegen Leopold Ranke. Als Simson in der Eigenschaft eines Reichskommissars 1848 von Frankfurt am Main her in Berlin war, hatte er auf einem Hoffest Ranke getroffen und ihn – halb scherzhaft – als den „Berufensten“ um ein Urtheil über die Arbeit der Nationalversammlung gebeten. Da hatte Ranke die Hände erhoben und

gesagt: „Ich bitte! Nichts von Politik!“ Viel später hatte Simson ein Stammbuch der Kronprinzessin Viktoria, der nachmaligen Kaiserin Friedrich, erhalten, das er nach eigener Einzeichnung Herrn von Ranke weitergeben sollte. Er überbrachte es persönlich, und Ranke nahm es entgegen, indem er – Simson ahmte den Tonfall nach – betonte, wie besonders genehm ihm immer der Verkehr mit hochgestellten Persönlichkeiten gewesen wäre. Auch wenn Simson solches erzählte, kam es ohne Bosheit heraus, mit einem behaglichen Lächeln vielmehr, das von überwundenen Eitelkeiten sprach. Sosehr der Greis mit Kindern, Enkeln und Urenkeln, mit jedem mitlebte, der ihm nähertreten durfte, sosehr hatte er doch das Gefühl, dem Auf und Ab des Lebens entrückt zu sein, das ihn, trotz manchen Schmerzen und Enttäuschungen, so hoch gehoben hatte. Er empfand wohl die Bewegungen der Welt, aber doch so, als ob er durch einen Vorhang von ihnen getrennt wäre.

*

Bismarck sah ich am 26. Januar 1894 in Berlin einfahren. Wir hatten vorher Kolleg bei Herman Grimm. Er war in freudig gehobener Stimmung (er erhielt übrigens mit Bismarck zusammen den *Pour le mérite* für Kunst und Wissenschaft) und unterbrach, wie bei verwandtem Anlaß Ellendt, den Gang der Erzählung; er ließ, ohne ein Wort vom heutigen Tage zu sprechen, auf der Leinwand den Entwurf eines Bismarckdenkmals erscheinen, das den Satz ver sinnbildlichte: „Segen wir Deutschland in den Sattel, reiten

wird es schon können." Und dann sprach er nur von den künstlerischen Problemen moderner Denkmalkunst und ihrer Lösung an diesem Beispiel. Als dann gingen wir herunter, vom Brandenburger Tor erscholl ein immer mächtiger anschwellendes Rufen, die Lanzenreiter trabten langsam an und hinter der Scheibe der Karosse neigte sich uns, die wir am Opernplatz harrten, Bismarcks helmbewehrtes Haupt, wie mir schien, nur Auge mit einem halbfragenden Blick, darin nichts als tiefer, schwerer Ernst zu lesen war.

Der Reichstag, dem Simson präsidiert und Bismarck das Stichwort gegeben hatte, tagte damals noch in dem alten Bau am Westende der Leipziger Straße. Fast täglich hatte ich Eugen Richter mit dem stadtbekannten Kalabreserschlapphut unter dem Stadtbahnbogen am Bahnhof Zoologischer Garten einherschreiten sehen, nun hörte ich ihn in heftiger Aussprache gegen den Freiherrn von Stumm und war erstaunt, aus dem stämmigen Körper eine so helle, feine, im geeigneten Augenblick freilich messerscharfe Stimme zu vernehmen. Er sprach vom Platz, aber er zwang das Haus zu lautloser Ruhe. Am andern Ende der Leipziger Straße im alten Abgeordnetenhaus hörte ich Adolf Stöcker, gleichfalls vom Platz her, von Hörern dicht umdrängt, und es machte mir großen Eindruck, wie fein innerster politischer Gegner, der Dichter Albert Träger, fast jeden Satz mit leisem, beifälligem Zusammenklappen der Hände begleitete.

Die erste große Gesellschaft in Berlin machte ich bei dem Literaturhistoriker Ludwig Geiger, an den ich von Königsberg her empfohlen war, mit. Geiger wohnte in der Schaperstraße,



Theodor Mommsen



Der alte Menzel

ganz am Rande der Stadt, und hatte deshalb einen Pferde-
bahnwagen gemietet, der die Gäste nach Mitternacht bis
zum Lützowplatz fuhr, da gar keine andre Möglichkeit war,
nach Hause zu kommen. Ich wurde dort den jungen Privat-
dozenten Richard M. Meyer und Max Hermann vorgestellt
und lernte Lily von Gyzki geb. von Kretschmann kennen.
Ich traf sie, die ich manchmal den Krankenstuhl ihres ersten
Gatten hatte zum Hörsaal fahren sehn, dann als Lily Braun
in einer peinlichen Situation wieder. Im Jahre 1896 fand
zum erstenmal in Berlin ein internationaler Frauenkongreß
statt, von Minna Cauer ausgezeichnet geleitet. Meine Groß-
tante Anna Simson, damals geschäftsführende Vorsigende
des Bundes Deutscher Frauenvereine, war aus Breslau
dazu herübergekommen, und ich nahm mit ihr an der Tagung
teil. Auch Lily Braun hatte einen Vortrag zugesagt, mußte
ihn aber auf Wunsch ihrer Partei unterlassen, begründete
dies totenblaß und tief erregt innerhalb der Sitzung und lud
zu einer Versammlung der Arbeiter-Frauenvereine ein, in
der sie sprechen würde. Es gab im dichtgefüllten Rathaussaal
ein gewaltiges Aufsehen, und nach dem Schluß der Ver-
sammlung war ich im Hintergrunde, während Anna Simson
und andere bürgerliche Führerinnen Frau Braun durchaus
berechtigte Vorwürfe machten. Am Abend pilgerten wir dann
zur Brauerei Friedrichshain, und hier in dem für ihre schöne
und elegante Erscheinung so merkwürdigen Milieu übte sie
ihre hinreißende Redekunst aus. Außer Lily Braun sprachen
eine Engländerin, eine Französin, eine Italienerin; Clara
Zetkin saß neben dem Pult, stenographierte mit und erhob

sich unmittelbar nach dem Schluß jeder Rede, um sie in vollendeter Form deutsch vorzutragen.

Unter den regelmäßigen Teilnehmern des Frauentages befand sich auch der Oberstleutnant a. D. Morig von Egidy, er wohnte der Aussprache mit Lily Braun bei, wie sie es selbst in den „Memoiren einer Sozialistin“ dramatisch schildert. Egidy war wegen einer religiösen Schrift gegen ein kirchliches Dogma genötigt worden, den Abschied aus seiner glänzenden militärischen Laufbahn zu nehmen, und lebte seither in Berlin; zu seinen tatkräftigsten Anhängern gehörte ein früherer Einjähriger seines Regiments, der Romandichter Wilhelm von Polenz, der Verfasser des „Büttnerbauern“. Wochenlang hielt Egidy im Winter 1893/94 Sonntag Mittag Vorträge in dem Saale des Konzerthauses in der Leipziger Straße, nahe dem Dönhofsplatz. Ein seltsamer Hörerkreis fand sich hier zusammen, Geistliche, zumal solche der eben lebendig werdenden sozialen Richtung, Offiziere in Zivil, Studenten, Handwerker, Arbeiter, ganze Familien verschiedenster Herkunft, Juden, Sozialisten, und alles lauschte der immer noch militärischen Stimme des kleinen Mannes, aus dessen großen blauen Augen eine unbedingte Herzensgüte und ein bedenkenloser Mut strahlten. Man kann Egidy nicht besser als mit dem Wort unbedingt bezeichnen, er ging jede Erkenntnis bis zu Ende und zog daraus furchtlos die persönlichen Folgen. So bezwang seine Ritterlichkeit auch viele, die auf Einzeltwegen nicht mit ihm schreiten mochten. Wer, wie ich, seinem religiösen Meinen nicht überall folgen konnte, dem griff seine soziale Forderung ins Herz. Vieles, was dann

Friedrich Naumann verkündete, hat Egidy, freilich weit radikaler, in jenen Versammlungen und später in der Egidy-Vereinigung gefordert. Immer sah man um ihn dankbar leuchtende Augen, er gab jedem einen Auftrieb, er kämpfte nie gegen Personen, und seine Zeitschrift hieß bezeichnenderweise: Versöhnung. Die sogenannte Egidysche Bewegung erlosch mit seinem frühen Tode; er beschleunigte sein Leiden durch eine Reise, auf der er allenthalben für die Gedanken des Friedensmanifestes des Zaren Nikolaus warb. Seine hinreißende Deutung dieses Aufrufs ging auf den innersten Kern des Friedensproblems. Verbend ist er gestorben, und noch gibt es in allen Lagern alte Anhänger seines Gedankenkreises, in gewandelter Zeit verbindet sie in seinem Bilde etwas Gemeinsames.

V o n S c h i l l e r z u H a u p t m a n n

Die Theateranzeigen füllten in den neunziger Jahren nur eine schmale Spalte der Berliner Blätter. Opern wurden nur im Königlichen Opernhause, Operetten im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater und im Metropolitheater gespielt. Poffen gab es im Thalia-theater, bei Adolf Ernst und im Wallner-Theater, das dann zum Schiller-theater wurde. Das Belle-Alliance-Theater mit seinem schönen Garten, das Ostend-Theater und das Alexander-platz-Theater hatten ausgesprochenen Vorstadtcharakter. Im ehemaligen Königstädtischen Theater unter den jetzt nach dem Kleistpark übertragenen Königskolonnaden war ein bescheidenes Varieté. So blieben für das ernste Sprechdrama lediglich das Königliche Schauspielhaus und das Deutsche Theater, das Lessingtheater, das Berliner Theater, beide sehr jungen Datums, und das Neue Theater. In Charlottenburg, das jetzt ein halbes Duzend Bühnen hat, wurde das Theater des Westens erst eben erbaut. Das Residenztheater gab im allgemeinen zweideutige oder vielmehr unzweideutige Pariser Schwänke mit dem unbeschreiblich komischen Richard Alexander in den Hauptrollen; ab und zu aber tat der Direktor Siegmund Lautenburg einen geschickten und folgenreichen Griff in die neuere Literatur, wie denn Max Halbes „Jugend“ in einer ausgezeichneten Aufführung von dort her die deut-

schen Bühnen eroberte und vordem Ipsen in dem kleinen Hause der Blumenstraße gehört ward.

Auf dieser geringen Anzahl von Bühnen aber gab es eine beneidenswerte Fülle großer Darsteller, einen reich belohnten Trieb zum Ensemble, und an jener literarischen Wende bildete sich nach langen Jahren des Stillstands ein neuer Spielplan, von dem die Gegenwart zehrt, ohne ihn ersetzen zu können. Im Deutschen Theater gab Adolf L'Arronge gegen das Ende seiner Direktionsführung noch einmal einen Goethezyklus von abgetönter Rundung, in dem Joseph Rainz als Orest, als Fernando in der „Stella“, als Clavigo hinreißende Leistungen bot. Im Lessingtheater habe ich noch einmal Hedwig Niemann-Rabe in den „Geschwistern“ gesehen. Sie war alt und schwerfällig, aber in dem Augenblick, wo sie mit ihrer unbeschreiblich holden Stimme den ersten Satz sprach, glaubte man ihr die junge Marianne und folgte ihr in letzter Ergriffenheit bis zum Schluß. Auf denselben Brettern spielte Eleonore Duse wieder und wieder Sudermanns Magda; hier war nun freilich von einem gleichbürtigen Ensemble nicht die Rede, die mächtige Wirkung beruhte auf ihr allein.

Im Schauspielhaus entzückte uns Adalbert Matkowsky in der humorvollen Biederkeit seines Götz. Sein Hermann, mit Thuschen schäfernd, verschlagen und dann furchtbar zutagend, war unvergleichlich, aber wenn er als Lehrer Gottwald und als der Fremde in „Hanneles Himmelfahrt“ mit der siebernden Paula Conrad zusammen spielte, griff er uns nicht minder ans Herz und erwies am andern Abend in Moretos „Donna Diana“ in zugespißt heiterm Gespräch mit Rosa Poppe die

spielende Überlegenheit seiner genialen Natur. Im Lustspiel der Gegenwart trat ihm ein anderer Landsmann zur Seite und übertraf ihn und alle Zeitgenossen in diesem seinem heiteren Fach: Arthur Vollmer. Seine Herzensgüte, sein vergoldender Humor adelten noch das flachste Lustspiel, und mit ihm zog eine ganze gleichgestimmte Schar, die stadtbekannte, urwüchsige Anna Schramm voran, den Rahmen zu einem Zusammenspiel ohnegleichen. Im Berliner Theater schritt Anna Haverland als Iphigenie, Franziska Ellmenreich als Gräfin Terzky neben Barnays pompösem Wallenstein über die Bretter, Nuschka Buge war die anmutigste Minna. Hier sah ich Ernst Wichert wieder, als er sich mit Arthur Kraußneck nach der ersten Aufführung von „Aus eigenem Recht“ vor dem Kaiserpaar und dem Publikum verneigte. Hier führte Ernst von Wildenbruch seine Doppeltragödie „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“ vor einem Parkett zum Siege, in dem ich Herman Grimm, Julius Rodenberg und Karl Frenzel beieinander sitzen sah.

Gerhart Hauptmann, der nach dem Schluß des „Hannele“ schlank und schmal aus der Gardine trat, war damals der meist umstrittene Dramatiker. Die öffentliche Aufführung der „Weber“ war in Preußen verboten worden, und Emanuel Reicher war nach Königsberg gekommen und hatte uns im Saale des Deutschen Hauses zwei Akte daraus vorgelesen. Nun sah ich den „Kollegen Crampton“ mit Georg Engels, Rainz und Rosa Ketty, und dann ward unter Otto Brahm das Deutsche Theater die eigentliche Hauptmann- und Ibsenbühne. Wer, der sie gesehen und gehört hat, vergäße je die

Musterdarstellung der „Einsamen Menschen“ mit Oskar Sauer und Else Lehmann als dem jungen, Hermann Müller und Luise von Pöllnig als dem alten Vockeratpaar, die nunmehr freigegebenen „Weber“ mit Hans Pagan als dem alten Baumert, Rudolf Rittner als Jäger, Rainz als Bäcker, Kraußneck als Hilse, Hermann Nissen als Dreißiger, Hans Fischer als Pfeiffer! Rittner und Else Lehmann als Fuhrmann Henschel und Hanne Schäl, das Lachen der Agnes Sorma als Kautendelein, Rainz als Glockengießer Heinrich sind mir so gegenwärtig wie in Ibsens „Puppenheim“ das Weibkind Nora von Frau Sorma, die morbide Skepsis Sauers als Doktor Rant oder in der „Hedda Gabler“ Emanuel Reicher in der gebrochenen Haltung des Eilert Lövborg. Selbst Hermann Nissen, als Jörgen Tesman vortrefflich, konnte sich in der Rolle des John Gabriel Borkmann bis ins Dämonische recken. Und Joseph Rainz spendete, bevor er Berlin verließ, als Prinz von Homburg, als Küchenjunge Leon in Grillparzers „Weh dem, der lügt“, als Johannes in Sudermanns Vorläufertragödie, als Alphons im Zusammenspiel mit Agnes Sorma als Jüdin von Toledo aus einem immer reicher werdenden Born. Den Doktor Stockmann in Ibsens Volksfeind gab einmal im Neuen Theater Adolf Sonnenthal mit der ganzen Wärme seiner ausgeglichenen Natur. Hier sah ich auch schon 1894 mit Joseph Jarno das erste Strindberg'sche Stück, die „Gläubiger“, und hier errang um die Wende des Jahrhunderts Max Reinhardt mit dem Sommernachts Traum und Gertrud Eysoldts Puck seinen ersten großen Regiesieg.

Auch in der akademischen Bürgerschaft ging der literarische Streit hoch, Erich Schmidt, als Schüler seines Vorgängers Wilhelm Scherer mit den Mitschülern und kritischen Führern der Moderne Otto Brahm und Paul Schlenker eng verbunden, schlug ebenso wie die jüngeren Dozenten Panier für das Neue auf. Im Akademisch-Dramatischen Verein sah ich eine Bühnenbearbeitung von Otto Erich Hartlebens „Lore“ und Liliencrons dem Dichter selbst verhassten Zweiaakter „Arbeit adelt“. Im Jahre 1896 ließen die drei Studenten Emil Schering, Gottlieb Frig und Rudolf Käßner im Vorgarten der Universität Druckzettel mit der Aufforderung zur Teilnahme an einem Musenalmanach Berliner Studenten verteilen. Es kam, bei dem jungen Richard Schuster verlegt, Fontane und Hauptmann gewidmet, ein recht anständiger Band zusammen, in dem mit den Herausgebern unter anderen A. R. T. Zielo, Eberhard König, Carl Bulcke, Hanns Brenner, Ernst Schur und Harry Maync zuerst vor das Publikum traten. Auch ich hatte einige Gedichte eingesandt und wurde daraufhin von Schering, dem späteren Strindberg-übersetzer, um meinen Besuch gebeten. Er bewohnte ein möbliertes Zimmer im Französischen Dom am Gendarmenmarkt, gegenüber von „des Vettters Eckfenster“ Hoffmannsches Gedenkens. Er wünschte Beiträge für einen (nie zustande gekommenen) zweiten Band und überbrachte mir die Aufforderung, mich an einem bestimmten Abend bei einem Studiosus Jacobs in der Stülerstraße einzufinden; ich würde dort noch einige Studenten treffen, die mich auf Grund des Almanachs kennenlernen wollten. Ich ging hin und ward so Mitglied eines

Kreises, der sich Sezession nannte und monatlich einmal bei einem der Mitglieder zusammenkam. Das kritische Element unter uns verkörperten Monty Jacobs und Arthur Dix, die andern hatten alle „den Dolch im Gewande“. Da war als unser Ältermann Hanns Brennert, der Operndichtungen und Lustspiele schrieb, dann Paul Viktor, der Verfasser sehr zarter Kindergeschichten, den leider bald das Schicksal geistiger Umnachtung ereilte. Hinter Kurt Jahns formvoller Kühle hätte niemand den Poeten gesucht. Er produzierte sehr spröde und scheute ängstlich jedes öffentliche Hervortreten. Nach Jahren erhielt ich in Hamburg eine Anzahl streng klassischer Distichen von seiner Hand, darin ein tief verhehltes Gefühl zitterte, mit der Bitte, sie unter einem Decknamen in einer Zeitschrift zu veröffentlichen. Ich tat dies, und der Herausgeber hat nie den Namen des Verfassers erfahren. Jahn erhielt einen Teilpreis in dem von der Berliner Akademie veranlaßten Walther-Simon-Preisauschreiben für eine Geschichte der Selbstbiographie, aus dieser Arbeit ist sein tief einführendes Werk über „Dichtung und Wahrheit“ hervorgegangen. Jahn ward dann Privatdozent der Literaturgeschichte in Halle und ist kurz nach seiner Ernennung zum Professor mitten in hoffnungsvoller Laufbahn im ersten Kriegsjahr als Hauptmann im Westen gefallen.

Noch viel früher ist Ernst Schur geschieden, der damals am selben Tage mit mir in die Sezession eintrat. Auf allgemeine Bitte brachte er an einem der nächsten Abende eigene Dichtungen mit und las sie uns aus einem Schulheft vor. Es waren unbeschreiblich komische Minuten, denn Schur las

ungefähr so, wie ein unbegabter Quartaner fremde, ihm unverständliche Verse zum erstenmal zu Gehör bringt. Eine Weile hielten wir an uns, dann aber plagten wir doch los – und er nahm es nicht übel. Es wurde danach beschlossen, ihm das Wort zu entziehen, und die Gedichte reihum durch Jacobs, Brennert, Jahn, Viktor, Dix und mich lesen zu lassen. Und nun entdeckten wir einen neuen Dichter, der insbesondere für das Wesen der großen Stadt bisher ungesungene Töne fand. Dieser Abend, der in Schweigen ausklang, war vielleicht der schönste des Semesters. Schur hat, was er versprach, gehalten, ist aber dann früh gestorben, und Jacobs hat seinen Nachlaß herausgegeben und sein Lebensbild gezeichnet. Die Sezession hat sich in ihrem früh verminderten Bestande immer wieder einmal zusammengefunden, am vergnügtesten bei der Erstaufführung eines Brennertschen Lustspiels im Hamburger Thaliatheater.

Der neuen Dichtung diente damals in Berlin auch die Freie Literarische Gesellschaft. Von älteren Schriftstellern gehörte ihrem Vorstande Friedrich Spielhagen an, den ich, während Georg von Ompteda am Vorstandstische saß, die ersten Kapitel seines Altersromans „Stumme des Himmels“ vorlesen hörte. Im Architektenhause tat sich ein merkwürdiger Gegensatz auf: am gleichen Abend führte zuerst Hermann Sudermann die schlichte Gestalt der eben berühmt gewordenen Johanna Ambrosius an den Vortragstisch, und nachdem sie, die verarbeiteten Hände im Schoß, mit dem schlichsten ostpreußischen Ton ihre Verse vor sich hin gesprochen hatte, nahm Maria Janitscheck ihren Platz ein und trug ihre

wilden Strophen vor. Der erste Schriftsteller von Ruf aber, den ich kennenlernte, war Julius Stinde. Er wohnte drei Treppen hoch in der Mittelstraße, und ich hatte in dem Verfasser der Familie Buchholz einen behaglichen Humoristen des Umgangs erwartet. Aber wie man ihn an seinem Stammisch bei Hausmann in der Jägerstraße meistens schweigend sitzen sah, wirkte er auch hier ernst und zurückhaltend. Er suchte mich aber von der künstlerischen Unzulänglichkeit des Naturalismus zu überzeugen und las mir als Musterstück der Darstellung des Heißelsten einen Absatz aus Goethes „Reise in die Schweiz“ vor. Er entließ mich mit den Worten: „Studieren Sie Goethe, aber nicht Literaturgeschichte!“

Ein Stückchen, zwar nicht literarischer Welt, aber literarischer Erinnerung tat sich mir bei Marie Lewald, Fanny Lewalds jüngster Schwester, auf. Die zarte alte Dame hatte als Kind das Unglück gehabt, ein Auge zu verlieren, trotzdem übte ihr Gesicht noch in ihren hohen Jahren unter dem ungebleichten Scheitel mit der kleinen Haube einen großen Reiz aus. Sie wohnte in der Bülowstraße, aber ihre Welt war der alte Westen, die Gegend um die Matthäikirche, wo ihre Schwester mit Adolf Stahr mitten unter den Schriftstellern und Gelehrten des älteren Berlin gelebt hatte. Auch die Lebensformen von Marie Lewald waren noch die der alten Salons, wie sie denn durch ihre Mutter Barnhagen von Ense verwandt war. Damals, seit über vierzig Jahren in Berlin heimisch, vermochte sie versunkene und versinkende Welt lebendig nachzuzeichnen und schlug zugleich die Brücke zu unserer gemeinsamen Heimat. Wenn mir Eduard Simson

gelegentlich von Uhland und Arndt erzählte, so wußte sie aus den Häusern von Franz Dunder und Ernst Dohm, aus dem Verkehr mit Berthold Auerbach, Ferdinand Gregorovius, Franz Liszt zu berichten. Vor ihren Fenstern aber begann man die Pfeiler der Hochbahn aufzurichten, überall hob sich das Gestänge der neuen Elektrischen Bahn, Straße nach Straße schob sich gen Westen und Norden vor. Aus den Dörfern Martinikensfelde und Lichtenberg wurden Fabrikstädte, das einsame Gutshaus von Wigleben an dem stillen Teich wich einem großen Stadtviertel, aus dem neuen Berlin wuchs ein neuestes.

A u f h o h e n S c h u l e n

Diese bald langsamere, bald raschere Dehnung in wirtschaftlich glückhafter Zeit war in Leipzig, wo ich drei meiner akademischen Semester zubrachte, auf kleinem Raum manchmal noch stärker zu spüren als in Berlin. Das Stadtbild wandelte sich schnell. Noch stand an der Promenade die alte Pleißenburg, aber schon wurden draußen die Kasernen gebaut, in welche die Einhundertsiebener nach dem Abbruch des grauen, durch die Luthersche Disputation mit Dr. Eck berühmten Schlosses übersiedeln sollten. Ludwig Hoffmanns Reichsgerichtsbau wurde gerade fertig, das neue Gewandhaus war jüngst eingeweiht worden, und ich habe den rübezahlhaften alten Johannes Brahms dort spielen und unter dem Jubel von uns Studenten seine Akademische Festouvertüre dirigieren hören. Clemens Thieme begann seine unermüdliche Agitation für das Völkerschlachtdenkmal, von dem seit Jahrzehnten der Grundstein im Boden lag. Am Augustusplatz war der Neubau der Universität im Gange. Wir hörten unsere Vorlesungen an verstreuten Stellen, im Börnerianum, im Johanneum, auf dem Grimmaischen Steinweg und anderswo.

Karl Lamprecht stand im Beginn seiner weitreichenden Wirksamkeit. Mit jugendlichem Feuereifer entrollte er uns das Bild der deutschen Geschichte nach seiner wirtschaftshistorischen und seelengeschichtlichen Methode, selbst immer im

Werden, gewissermaßen die Ergebnisse erst vor uns und mit uns erarbeitend. Am 18. Januar 1896 hielt er auf dem großen studentischen Kommers im Kristallpalast eine hinreißende Festrede zum Reichsjubiläum, nach ihm sprach der junge Theologe Max Maurenbrecher namens der Studentenschaft auf Bismarck.

Und mit dem Leipziger Kommilitonen bin ich am 1. April 1895 bei Bismarck gewesen. Schon am Vortage war das damals noch hochschullose Hamburg von einem ungewohnten studentischen Treiben erfüllt. Am 1. sammelten wir uns zeitig, Angehörige von zweiunddreißig Hochschulen, auf der Moorweide und marschierten dann, mehr als fünftausend Mann, zum Berliner Bahnhof, von wo uns Sonderzüge nach Aumühle brachten. Bei unwahrscheinlich warmem Wetter, unter sommerlichem Himmel, ging es längs der Aue durch den Sachsenwald, in dem nur das Unterholz frisches Grün zeigte, zum Friedrichsruher Schloßgarten. Zuletzt kam doch alles ins Laufen: Bismarck war auf der Terrasse erschienen, und in wenigen Minuten war das breite Rund davor gefüllt. Bismarck stand, leicht nach vorn gelehnt, im Pelz mit dem Kürassierhelm an der Brüstung, neben ihm seine Tochter und Schweninger, dahinter im weiten Kreise die Rektoren unserer Anstalten in ihren bunten Trachten, ganz rechts vorn Franz Lenbach. Nach der Überreichung der Festgabe sprach Bismarck, langsam, stockend, mit der Hand auf der die Brüstung deckenden Pelzdecke malend, endend in ein Hoch auf Kaiser und Reich, das von uns und Tausenden auf der großen Wiese jenseits des Baches brausend aufgenommen wurde.

Als er sich dann mehrmals zum Dank für jubelnde Zurufe hoch aufrichtete und den Helm über das Haupt hob, vermochte man in der Helle des Tags dieses schmal gewordene, nur noch Auge und Geist scheinende Haupt zu betrachten. Und er hielt aus, bis wir nun Mann für Mann unter der Terrasse zum Ausgang hin vorbeigezogen waren. Die Gräfin Rangau hatte den Einfall, dem Vater einen Strauß hinzureichen, er löste ihn und dann immer einen nach dem andern auf, indes wir mit hochgestreckten Armen die Blumen auffingen. Am Abend fand in den großen Sagebielschen Sälen ein Komers statt, von dem mir zwei tief ergreifende Reden noch in Erinnerung sind, die ganz kurze, packende des Regierenden Bürgermeisters Mönckeberg und die beide Säle zu atemlosen Schweigen bannende des Philosophen Wilhelm Windelband, die damit begann: „Ich bin mit dem Auftrag beehrt worden, zu Ihnen zu sprechen im Namen der hier versammelten Rektoren sämtlicher deutscher Universitäten. Was meine Herren Kollegen erwogen hat, diesen Auftrag in die Hände des Rektors von Straßburg zu legen, ist bedeutsam klar.“

Den letzten damals noch lebenden Heerführer aus dem siebenziger Kriege, den König Albert von Sachsen, habe ich in Leipzig nicht nur oft aus nächster Nähe gesehen, sondern auch mehrmals hinter ihm im Kolleg gegessen. Es war üblich, daß er als Rector magnificentissimus einer Vorlesung jedes neuberufenen Ordinarius beistand. Das Kolleg durfte aber nicht aus dem Gange des Studiums herausfallen, und so führen Eduard Hölder und Eduard Degenkolb in ihrer Darstellung der römischen Rechtsgeschichte und der Institutionen

einfach fort, und der König folgte dem trockenen Stoff trotz seinem hohen Alter mit pflichtmäßiger Aufmerksamkeit.

Die juristische Fakultät war der Stolz der Universität, und die Beobachtung der grundverschiedenen Individualitäten der verschiedenen Forscher war von größtem Reiz. Der leidenschaftlichste im Ausdruck und der bildhafteste in der Darstellung war der fast ertaubte Rudolf Sohm. Er las die deutsche Rechtsgeschichte als eine Bilderfolge der Vergangenheit mit plastischer Vergegenständlichung jeder Rechtsnorm als faßbarer Lebensform. „Sohms Sätze stehen wie Felsblöcke“, hat Adolf Damaschke von ihm gesagt. Karl Bindings nicht minder lebhaftes Temperament trat nicht immer so scharf hervor, färbte aber den Vortrag höchst einprägsam. Er, ein Sohn Frankfurts am Main, verkörperte ein Stück Überlieferung von 1848 und hob in seinem Staatsrecht die Zusammenhänge der geltenden Reichsverfassung mit jener der Paulskirche lebendig heraus. Seine Rednergabe und seine Fähigkeit zu würdigster Repräsentation erlebten wir viel später mit ihrem ganzen Nachdruck, als er beim fünfhundertjährigen Jubiläum an der Spitze der Universität stand. Am nächsten bin ich unter den Meistern der Fakultät Emil Friedberg gekommen, dessen sachlicher, manchmal kaustischer Vortrag die entlegensten Gebiete des Kirchenrechts, der Kirchengeschichte, des Völkerrechts umgriff. In seinem schönen Hause entfaltete sich ein reiches und zwangloses geselliges Leben. Seine schöne Frau, eine viel jüngere Schwester von Hedwig Dohm, sammelte um den sonntäglichen Teetisch Würdenträger der Universität mit ihren Damen, Studenten, Künstler. Da wurde

getanzt und musiziert, auch wohl auf schmalen Rähnen nach Connewitz gerudert und auf einer Wiese an der Elster Tennis gespielt.

Im Historischen Seminar nahm ich an Übungen bei dem jüngeren Heinrich Geffken teil. Er, ein Enkel Immermanns, war der Sohn jenes hanseatischen Diplomaten, der wegen angeblicher Fälschung von Kaiser Friedrichs Tagebuch gefänglich eingezogen, dann aber noch vor der Eröffnung eines Hauptverfahrens als völlig unschuldig enthaftet worden war. Bismarck selbst hatte an der Echtheit der Veröffentlichung nicht gezweifelt und das Ganze lediglich als einen Schlag gegen die liberale Opposition und einen Schachzug zur Gewinnung des jungen Kaisers betrieben. Als wir einmal nach der Übung mit Geffken am Biertisch saßen, kam das Gespräch unbedachterweise auf Bismarck. Der alte Geffken war gerade gestorben, und die unverheilte Wunde tat sich auf: „Sie vergessen, Bismarck ist ein Dämon“, sagte der todblasser Mann.

Rudolf Sohm begegneten wir in den Versammlungen, die damals Friedrich Naumann im Kristallpalast abhielt und in denen er seine unvergleichliche Rednergabe für die evangelisch-soziale Sache einsetzte. Eben hatte ich noch einen andern, nicht minder großen Redner vor einer Riesenversammlung in einem Arbeitervorort sprechen hören, August Bebel – nun ertönten mitten zwischen Hunderten von Studenten und Arbeitern in politischer Auseinandersetzung aus Naumanns Munde die Worte: Christus und Evangelium. Sooft ich ihm noch später habe lauschen dürfen, der Eindruck dieser wie Patrouillenritte

in zu erkundendes Gebiet wirkenden Reden auf unsre heißhungerigen Gemüter ward nie mehr übertroffen. Bei einer sachlich sichern und von heißem Vaterlandsgefühl gefärbten Anschauung des sozialen Lebens jenseits aller vorgefaßten Klassentendenz offenbarte sich ein lodernder Wille, aus ewigen Quellen Geschöpfes im Irdischen zu heilender Wirkung zu bringen.

Nicht minder schroff als im politischen stießen im Bühnenleben Leipzigs die Gegensätze funkenschlagend aufeinander. Bei jeder ersten Aufführung im Alten oder Neuen Theater saß der Geheime Hofrat Rudolf von Gottschall, einst zu Königsberg ein stürmischer Achtundvierziger, als Hüter einer absinkenden Tradition auf seinem Eckplatz; in der Pension Ahlemann aber, wo ich meinen Mittagstisch hatte, hörte ich über mir durch die Decke Frank Wedekind Leonie Talianffy seine Lulu für Dr. Carl Heines Theater der Freien Literarischen Gesellschaft einstudieren. Und auch im studentischen Leben fochten wir diese Gegensätze aus. Im Akademisch-Volkswirtschaftlichen Verein die politischen: da hörten wir zuerst von den sozialreformerischen Versuchen der englischen Fabier und diskutierten zuerst alldeutsche Probleme. Mit Albrecht Mendelssohn Bartholdy aber, damals einem hoffnungsvollen jungen Lyriker, hab' ich oft über Naturalismus und Impressionismus gestritten, bis wir uns ergebnislos mit Ernst von Simson und Carl Heinrich zum Skat setzten. Wie diese beiden nachmals Staatssekretäre, so wurde Carl Neu vom Volkswirtschaftlichen Verein nach der Revolution sächsischer Justizminister.

Die Pension Ahlemann am Königsplatz war so recht ein Mikrokosmos Leipziger Lebens mit seinen verschiedenen Ausstrahlungen. Da saß obenan neben der Dame des Hauses, der verwitweten Frau Pfarrer Ahlemann, die Witwe eines kanadischen Ministers mit ihren drei, selbstverständlich am Konservatorium der Musik besessenen Töchtern. Dann folgte ein bildschöner junger Italiener, der als Volontär in einer Handlung zu arbeiten behauptete; weiter ein nordamerikanischer Professor, der über die Physiologie der Lungenteilchen geschrieben hatte und noch ein Semester in Leipzig zubrachte; eine als Übersetzerin tätige Schwiegertochter Berthold Auerbachs; der eine Sohn des Hauses, eben als Oberstabsarzt aus der Marine ausgeschieden, nun in Leipzig niedergelassen; der junge Buchhändler Leo Jolowicz, der spätere Gründer der Akademischen Verlagsgesellschaft; schließlich wir drei Studenten, darunter noch ein künftiger Minister, der Thüringer Paul Stolze. Und so wirbelten alle verzweigten Interessen und Bildungsmöglichkeiten dieser reichen und seltsamen Stadt durcheinander.

*

Spricht man von der Schönheit deutscher Universitätsstädte, so werden neben Heidelberg vor allen Bonn und Marburg gerühmt, viel seltener Freiburg hervorgehoben. Dabei ist Freiburg nicht nur als Stadt vielfach, zumal um und durch sein Münster, von bezwingendem Reiz, man erreicht auch nach allen Seiten hin mit wenigen Schritten das Gebirge, herrliche Wälder, in kurzer Wanderung das Höllental. Abwechs-

lungsreiche Märsche führen auf den Feldberg, zu den schönen Seen an seinem Fuß und in die unter sich so grundverschiedenen Nebentäler des Rheins bis zum Fall und zum Bodensee. Da ist der schmale Felsenpaß der Alb neben der lieblichen breiteren Straße durch das Wehratal, die Haseler Höhle offenbart ihre Tropfsteinwunder, all dies für den Kömmling aus der norddeutschen Tiefebene, der nie ein Gebirge gesehen hatte, doppelt überraschend. Dazu tat sich dem an schroffere preußische Verhältnisse Gewöhnten eine behaglichere, soziale Scheidungen kaum kennende Atmosphäre auf, und der Sohn des protestantischen Nordens sah sich in katholischer Welt und Sitte. Zum erstenmal erlebte ich eine Fronleichnamsprozession mit ihrer ganzen Farbigkeit. Auf den Straßen begegnete ich dem von allen Kindern zutraulich begrüßten Erzbischof Thomas Moerber und dem wie aus Schwarzwaldtannenholz geschnitzten, immer tiefernst einhergehenden und rastlos beobachtenden Stadtpfarrherrn Heinrich Hansjakob, dem klassischen epischen Darsteller seiner Heimatbauern.

Hier gab es nun nicht, wie in Leipzig, zerspaltene Kreise, der Student beherrschte die Stadt. Ganze Viertel waren von oben bis unten voll meist sehr schlichter „Buden“, man rief sich in formlosester Art über die Straße an, kam nachts ohne Rücksicht auf Erregung ruhestörenden Lärms heim, genoß bei Dattler auf dem Schloßberg und im lieblichen Güntersthal den ungewohnten offenen Wein, paddelte im Kanu auf dem Waldsee und war immer unterwegs in Stadt und Land. Wir standen auf der Plattform des Straßburger Münsters, kamen

mitten im Hochsommer auf dem Abstieg vom Feldberg in einen Schneesturm, genossen die südliche Schönheit der Mainau, schwammen unter der holzgedeckten Säfflinger Brücke im Rhein und schlenderten zu abendlicher Musik durch die Gänge des Freiburger Stadtgartens wie im Konstanzer Seepark.

Unter den Lehrern der Universität bin ich in dem einen Freiburger Sommersemester nur dem Historiker Bernhard von Simson, dem Sohne Eduards, nähergetreten. Sein Amtsgenosse Alfred Dove rühmt ihm eine tiefe Bescheidenheit und einen unbedingten Wahrheitstrieb nach, sagt aber auch, daß er sich im Leben nie recht geltend zu machen verstanden habe. Dies alles empfand auch der junge Student, und dazu den Reiz einer großen Güte, die sich wie das Ausmaß seines geistigen Blickfeldes erst beim Zusammensein unter der häuslichen Hängelampe entfalteten. Simson lebte in glücklichster kinderloser Ehe mit einer Tochter von Ludwig Jonas, dem Gefolgsmann und Herausgeber Schleiermachers. Er nannte sich gern einen Altliberalen, und das färbte seine weit zurückreichenden Erinnerungen mit der Wärme eines im Abendlicht stehenden idealistischen Geschlechtes.

Bei Friedrich Kluge hörte und arbeitete ich Mittelhochdeutsch, und niemand hätte dem lebhaften, ja sprühenden Manne mit dem hellen Blick das Verhängnis der Blindheit zgedacht, das seine Spätjahre überschattete, ohne seine Arbeitskraft zu brechen. Ich war tieferschütttert, als ich ihm nach zwanzig Jahren in einer Verwaltungsratsfigung des Deutschen Germanistenverbandes wieder begegnete und der Blicklose jenes Freiburger Halbjahrs gütig gedachte.

Zu den Pfingsten flog die ganze akademische Bürgerschaft aus, wir, eine kleine Königsberger Schar, zogen erwartungsvoll durch den Gotthard. Es war unser erster Blick ins Ausland – und die Reise war lächerlich billig. Wie die Jugend oft, hatten wir Glück. Schönstes Wetter, und doch auf dem Langensee ein Sturm, der unsern Nachen nach der geheimnisvoll düstern Isola dei pescatori ins unverfälschte, fremdenleere Italien trieb. In Mailand konnten wir von der höchsten Galerie der Scala her Nellie Melba singen und trillern hören und sahen sie am andern Tage durch die Stadt fahren, kaum weniger stürmisch begrüßt als König Humbert, der in Zivil, den Zylinder am Knie, einherfuhr. Venedig unter blauem Sommerhimmel, den tiefsten Reiz seiner Kunst unseren unfertigen Seelen noch geheimnisvoll verschweigend, und doch lockend und wunderbar. In Verona stieg ein Geistlicher in unser Holzklassenabteil und versuchte eine Unterhaltung. Mangels gegenseitiger Sprachkenntnisse mißglückte sie. Da machte er einen letzten Versuch und fragte, da wir deutsch sprachen: „Svizzeri?“ „No,“ erwiderte ich, alle Kunde fremder Zungen zusammenraffend, „Prussiani“. Der kleine freundliche Herr legte militärisch die Hand an den Hut und sagte respektvoll: „Ah, ah, Bismarck!“

Hamburg um die Jahrhundertwende

Das Wort: „Hamburg ist eine draußen fast unbekannte Stadt“ hatte um die Jahrhundertwende noch seine volle Geltung. Kam man von Preußen nach Sachsen, so bewegte man sich in den gleichen Verhältnissen weiter, höchstens die Uniform der Soldaten und Beamten fiel als Unterschied auf; überschritt man aber die Grenzen der Hansestadt und versuchte sich dort einzuleben, so fand man alsbald in Lebensart und Lebensrhythmus grundlegende Abweichungen. So gering der Umfang des Staatsbezirks war, so stark drückten sich doch andere Verfassung und Geschichte innerhalb des ringsum andringenden preußischen Gebiets aus. Soldaten sah man nur in unmittelbarer Nähe der Kaserne, die Millionenstadt beherbergte nur ein einziges Regiment, und alsbald empfand man, daß der Kaufmann und der Jurist die führenden Stände der Bürgerschaft waren, wie sich denn der Senat halbschichtig aus beiden zusammensetzte. Noch auffälliger waren trotz der großen Zahl der von außerhalb Zugezogenen die einheitliche hamburgische Wesensart und Ortsverbundenheit der Bevölkerung und ihr innerer Zusammenhang mit der Schifffahrt und der durch sie eröffneten überseeischen Ferne. Gerade auch die Riesenmasse der Arbeiterschaft, alle irgendwie mit dem Hafen und dem Export zusammenhängend, von den kaufmännischen Angestellten ganz zu schweigen, war sozusagen mit einem Blick

immer in der Ferne. Nirgends traf man in allen Ständen so viel weitgereiste Leute; daß man in England oder in Skandinavien gewesen war, zählte gar nicht, von Nord- und Südamerika, von Ostasien und Südafrika wurde als von vertrauten Gegenden gesprochen.

Das Bild der Stadt wurde durch das Wasser beherrscht, die Wohnstadt durch Alster und Bille, die Geschäftsstadt durch Elbe und Zollkanal. Vom alten Hamburg war durch den großen Brand wenig übriggeblieben, und Sonnins herrlicher Barockbau der Michaeliskirche ward ein Raub der Flammen. Die letzten Wohnstraßen nahe dem Hafen mit den Wohnung, Kontor und Speicher bergenden hochgiebeligen Häusern, von denen der Dresdener Museumsdirektor Karl Woermann, ein Abkömmling der Reedersfamilie, gern plauderte, waren dem nach dem Zollanschluß angelegten Freihafen zum Opfer gefallen. Nur noch das Gängeviertel mit den von keinem Gefährt passierbaren Gassen zeugte von alter Zeit. Die neue Stadt aber dehnte sich die Alster entlang und elb- aufwärts längs der Bille bis an die allzu nahen Grenzen, und mit ihr und durch sie wuchsen die preußischen Nachbarstädte und Vororte. An der Binnenalster wurde eins der schmalen zweistöckigen Einzelwohnhäuser nach dem andern abgerissen, und an ihrer Statt entstanden Gasthöfe und Bürobauten. Aber alles, was bis ins neue Jahrhundert hinein aufgeführt wurde, stand noch unter dem Zeichen eines anderen Lichtwart'schen Wortes: „Hamburg drückt sich noch nicht aus.“ Die neuen Geschäftsblocks, der Dovenhof, der Laeiszhof, waren innen zweckmäßig ausgestaltet, und sehr

charakteristisch umtönte den Eintretenden das unablässige Summen und Knacken der Paternosteraufzüge, deren Zellen, langsam auf- und abrückend, den Besucherstrom, wie von Hand zu Hand, durch die Stockwerke weitergaben. Erst als der jugendliche Fritz Höger seine Kontorhäuser zu bauen anfang, bekam das kaufmännische Hamburg ein anderes Gesicht. Jetzt entstanden Hochbauten, die auch außen rein nach dem praktischen Gesichtspunkt gegliedert waren, die ohne Prunk und Verputz den früher häufig für eine Scheingotik mißbrauchten, in dem feuchten Klima farbige Schönheit ansetzenden roten Backstein neu zu Ehren brachten. Der große Durchbruch der Mönckebergstraße gab Gelegenheit, die neue Baugesinnung in einer langen Reihe von Zweckbauten darzutun. In dieser jungen Hamburger Hauptstraße, vielleicht der schönsten des neuen Deutschlands, mochte man ein Symbol erblicken. Sie beginnt an dem im Jahre 1905 eröffneten Hauptbahnhof, von dessen kühner Eisenstreckung und Gewölbeführung die auf „schön“ im Sinne verblichener Konvention gestellte burgartige Außenfläche nichts ahnen läßt; sie endet an dem zehn Jahre früher eingeweihten Rathaus, das ohne selbständige Kunstform Motive deutscher Renaissance wieder aufnimmt, und in ihrer Mitte erhebt sich die alte gotische Petrikirche mit dem ein Wahrzeichen Hamburgs bildenden, von grünem Edelmetall bedeckten schlanken Turm. Zu diesem Bewahrnis echten Gefühlsausdrucks der Vorfahren paßte die ganz moderne, das bewegte Leben der Hansestadt zwischen der Doppelreihe hoher Häuser der Arbeit durchspülende Mönckebergstraße – dem Bahnhof und dem

Kathaus in ihrem scheinengeschichtlichen Ausdruck blieb sie fremd.

In seinen Innenräumen zeigt das Hamburger Rathaus um so deutlicher den Charakter einer aristokratischen Republik. Es war ein Bild und ein Vorgang von höchst eindrucksvollem und nur hier spürbarem Reiz, der Vereidigung eines neu erwählten Senators beizuwohnen. Wenn die Hörschaft versammelt war, öffnete sich zuerst die in die Räume der Bürgerschaft führende Flügeltür: das Präsidium dieser Körperschaft erschien und nahm in einem Gestühl zur Linken Platz. Dann ward der Zugang zum Senatsgehege geöffnet, und die dreißig und zwanzig Senatsmitglieder traten, indes die Versammlung sich erhob, in den Saal und verteilten sich im Hauptgestühl, den Zuhörern gegenüber, in der Mitte erhöht die Bürgermeister, alle in der schwarzen, verbrämten altspanischen Tracht, mit weißer Halskrause, den hohen, oben schmal gerundeten Hut in der Hand. Gegenüber den mannigfachen, bunten, ordengeschmückten Uniformen der auf den ersten Stuhlreihen sitzenden, beim Senat beglaubigten Diplomaten wirkte das altväterische Schwarz und Weiß besonders vornehm. Der öffentlichen Vereidigung des neuen Regierungsmitglieds ging eine Rede des Ersten Bürgermeisters voraus, darin er des verstorbenen oder ausgeschiedenen Senators in feierlichen Formen gedachte. Man ward irgendwie an die öffentlichen Sitzungen der Berliner Akademie erinnert – nur war der Stil der einen Feierlichkeit ebenso auf wissenschaftliche Repräsentation gestellt wie der der andern auf staatliche.

Eindrucksvoll war auch die Ableistung des Bürgereides. Wir, die neu Aufzunehmenden, versammelten uns in einem Nebenraum und wurden dann von einem Rat bei dem Senate gemeldet und eingeführt, der seine Beratungen nunmehr unterbrach. Die Herren saßen an den Außenplätzen einer Hufeisentafel, alle in Frack und weißer Binde, in dem Innenraum des Tisches nahmen wir Aufstellung. Ein Senatssekretär verlas die Namen und wandte sich an den Regierenden Bürgermeister mit der Meldung: „Euer Magnifizenz, die Herren sind versammelt, um den Bürgereid abzuleisten.“ Darauf verlas der Bürgermeister nach einigen der Stunde würdigen Worten den Eid, und wir sprachen mit erhobener Schwurhand die Worte: „Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe“, worauf wir entlassen wurden und draußen unsere Bürgerbriefe empfangen.

Präsidierender Bürgermeister war zur Zeit meiner Einbürgerung, neben der ich jedoch meine preußische Staatsangehörigkeit behalten durfte, wie im Jahre 1895, Johann Georg Mönckeberg, und ihm folgte Johann Hinrich Burchard, beides frühere Rechtsanwälte, beides Persönlichkeiten mit großer Gabe verantwortlicher Leitung und würdiger Repräsentation – von sehr verschiedenem Temperament. Mönckeberg, der bedeutend ältere, war ruhiger, abgeklärter, verarbeitete viele Eindrücke in stiller Weisheit so, wie ihn die von seinem Sohne Carl herausgegebenen Briefe zeigen; Burchard war leidenschaftlicher, rascher, betonte die fürstliche Würde eines hanseatischen Bürgermeisters mit besonderem Nachdruck. Es war reizvoll, seine weit über Mittelmaß ragende,

überschlanke Gestalt neben dem Kaiser oder der Kaiserin ein-
herschreiten zu sehn oder zu beobachten, wie er an Sitzungs-
tagen des Senats, den Zylinder lüftend, an den auf der
Rathaustreppe das Gewehr streckenden Posten der Sechs-
undsiebziger vorüberschritt. Auf dem Gemälde, das Burchard
inmitten einer Schar deutscher Fürsten bei der Beglück-
wünschung Kaiser Franz Josephs zum sechzigjährigen Re-
gierungsjubiläum darstellt, ist seine Gestalt, die einzige nicht
Generalsuniform tragende, diejenige, die durch die Bedeutung
von Kopf und Haltung den Blick am längsten fesselt.

In manchem Gemeinwesen stehen neben den durch Amt
oder Geburt zur Führung Berufenen andere Männer, die
Art und Aufgaben der Gemeinschaft kraft eigener Berufung
ebenso stark und noch stärker ausdrücken. Hamburg hatte um
die Jahrhundertwende das unschätzbare Glück, gleich zwei
solcher Männer zu besitzen. Beide, Justus Brinckmann und
Alfred Lichtwark, waren Museumsleiter, aber dieses Amt
war für ihre Bedeutung in gewissem Sinne nebensächlich,
wie sie denn auch von Haus aus nicht die dafür übliche Vor-
bildung suchten – Brinckmann war ursprünglich Rechtsanwalt
und hatte als Jurist promoviert, Lichtwark war Volksschul-
lehrer gewesen. Brinckmann hatte das Museum für Kunst
und Gewerbe von der ersten Porzellantasse an geschaffen, es
aus seiner Privatwohnung in gemietete und schließlich in
staatliche Räume überführt; Lichtwark fand die Kunsthalle
schon vor, machte aber aus einer landläufigen Galerie die
ganz eigenartige Sammlung, die er hinterließ. Diese beiden
Museen, wenige Schritte voneinander gelegen, waren für

Brinckmann und Lichtwark nur Mittel- und Ausgangspunkte einer weitausgreifenden hamburgischen, hanseatischen, niedersächsischen, deutschen Kulturpflege. Die künstlerische Erziehung in der Schule, zumal der Volksschule, der organische Aufbau des neuen Stadtbilds und der verständnisvolle Heimatschutz des alten, die Hebung des gewerblichen Geschmacks in Fabrik und Handwerk, die häusliche und im schönsten Sinne dilettantische Kunstpflege, der neue, frische Zug in der Lichtbildnerei, die Durchdenkung und Durchbildung des eigenen Hauses nach Zweckmäßigkeit und schönem Maß, die liebevolle Pflege von Baum und Blume im öffentlichen Park, im Hausgarten und am Balkon – alle diese Zweige einer im Grunde einheitlichen menschlichen und bürgerlichen Bildung schossen aus einem Stamm, dessen Keime jene beiden Männer gepflanzt hatten, wie sie jetzt die Äste sorglich pflegten. Dabei ist ihnen das hamburgische Wesen nicht etwa überall entgegengekommen, sie hatten im Gegenteil immer wieder zu kämpfen, aber in diesem sachlichen Streite wuchsen ihre Kräfte, und das heutige Stadtbild in Straßen und öffentlichen Gebäuden, in den ländlichen Siedelungen an der Oberalster, trägt für den kundigen Züger, die ohne Brinckmanns und Lichtwarks Lebensarbeit nicht möglich wären. Die verzirkelten, kleinlichen Anlagen am äußeren Alsterbecken – Karl Woermann nannte sie gern chinesisch – sind ohne Lichtwarkschen Einfluß zustande gekommen; die musterhaften, weitflächigen Raumbildungen des neuen Stadtparks konnten erst zu einer Zeit entstehen, der seine Geschmacksarbeit das Erdreich gelockert hatte. Er hat dem neuen Stadtbaumeister Fritz Schumacher den Boden

geeignet. Stetiger, auf hohe Ziele gerichteter Kampf gewinnt schließlich selbst bei Widerstrebenden Vertrauen; so war es auch hier. Immer wieder konnten Brindmann und Lichtwark aus warmer Hand große Mittel empfangen, die ihnen die Ausgestaltung ihrer Sammlungen nach eigenem freiem Ermessen gestatteten. Dies Vertrauen ging so weit, daß Mitglieder des Senats sich auf Lichtwarks Bitte für die Kunsthalle von Malern porträtieren ließen, deren künstlerische Art ihnen aufs äußerste widerstrebte. Wie solche Selbstbescheidung aus Vertrauen sich belohnt, lehrt ein Gang durch die Sammlung hamburgischer Bildnisse, und wir lächeln heute wohl und gedenken der Zeit, als Liebermanns Darstellung des Bürgermeisters Karl Petersen auf Wunsch des greisen Staatsmanns hinter einem Vorhange versteckt war, den die Hand des Kastellans nur auf Wunsch lüftete. In dem Wirken dieser beiden Männer wiederholte sich, was vor vierhundert Jahren in den großen Bürgerstädten Süddeutschlands geschah, was vor drei Menschenaltern Schinkel in dem armen Berlin zu schaffen versuchte. Sie selbst waren keine Künstler, wie Dürer, Vischer, Kiemenschneider, Schinkel, aber sie trachteten mit dem Glücke des Tüchtigen danach, alter und junger Kunst in Hamburg eine Heimat zu geben. So kamen auf Lichtwarks Ruf Max Liebermann, Franz Skarbina, Ludwig Dettmann, Theodor Hagen, Wilhelm Trübner, Frig von Uhde, Lovis Corinth nach Hamburg und malten dort hamburgische Menschen und Dinge; der Maler, der ihm am nächsten trat und ihn selbst zum sechzigsten Geburtstag meisterlich auf die Leinwand brachte, Leopold Graf Kaldreuth, blieb,

angezogen von Strom und Heide, als Lichtwarfs Nachbar im Bezirk der Hansestadt wohnen. Es gibt keine deutsche Kunstsammlung, die Geschichte und Landschaft, Menschenart und Führerschaft eines ganzen Zeitalters in heimatlicher Spiegelung so sicher wiedergäbe und bewahrte wie Lichtwarfs, nun von Gustav Pauli betreute Kunsthalle. Und wie Brindmann ein glücklichster Finder war und aus den Häusern hamburgischen Patriziats wie aus den Bauernhöfen der Vierlande und der Überseefracht weitgereister Kaufleute Stück um Stück in sein Museum barg, so entdeckte Lichtwarf vergessene niedersächsische Meister, wie jenen herrlichen Bertram, dessen Altäre zum stolzesten Besiz Hamburgs gehören, oder er hob Verschollene und Halbverschollene, wie Philipp Otto Runge und die Meister des Speckterkreises, wieder ins Licht.

Von Brindmann ging die Sage, bei seiner Annäherung verschlossen die Vierländer Bäuerinnen die Thür, weil er unweigerlich etwas fürs Museum erstehe und jeden Einwand besiege. Als ich einmal mit ihm und seinem Generaladjutanten Richard Stettiner einen ganzen Tag zu Wagen durch die Vierlande fuhr, habe ich von solcher Ängstlichkeit nur an einer Stelle etwas gemerkt: eine alte Frau ließ uns nicht in die Staatsstube, wo der Professor mir eine besonders schöne Truhe weisen wollte; sonst ward er überall wie ein alter Gönner und Freund aufgenommen und hatte seine strahlende Freude an jedem charakteristischen Siebel, an jedem bunten Bauerngarten, an den reichgeschmiedeten Hutzändern der Kirchen, an deutscher Art und Kunst in diesem Bezirk überhaupt. Zu jeder Zeit war er erbötig, den Besucher mitten

aus der Arbeit heraus im Museum umherzuführen; dann hob er dies oder jenes edle Stück, einen Pokal, eine Kanne, aus dem Schrank, und es war ein Zeichen hohen Vertrauens und freundlicher Neigung, wenn er sagte: „Sie dürfen es einmal selbst halten und darüberfahren.“ Als Redner war er von größter Sachlichkeit bei durch ein untrügliches Gedächtnis gestützter Wissensweite, als Gesellschafter bis in seine hohen Jahre von behaglicher Plauderhaftigkeit.

Alfred Lichtwark trat gerade als Redner bei weitem nachdrücklicher hervor. Seine weltmännische Gewandtheit formte jeden Satz, ganz gleich, ob er deutend vor einer Tafel seiner Kunsthalle stand, oder ob er, in Sitzung oder Versammlung zu Gegenrede aufgerufen, mit messerscharfer Wendung den entscheidenden Punkt traf. Die Briefe, die er von seinen Reisen regelmäßig an den Verwaltungsausschuß der Kunsthalle schrieb, zeigen die unübertroffene Bildhaftigkeit seines Ausdrucks und die Gabe, Menschen und Sachen mit raschem Blick unverkennbar festzuhalten. Da heißt es von einer aus dem Waggonfenster gesehenen englischen Stadt: „Die Reihen regelmäßig gepflanzter kleiner Schornsteine erinnerten an Spargelbeete, die acht Tage nicht gestochen sind.“ Und das Wesen August Rodins zeichnet er von dessen Pariser Werkstatt her mit dem erstaunlich abkürzenden Satz: „Ich habe die Empfindung, es ist eine halbe Perle, bestimmt gewesen, die schönste der Welt zu werden, aber festgewachsen und zur Hälfte barock geworden.“ So schrieb er und so sprach er, und so lernte man von ihm, wenn man das Glück hatte, neben seiner hohen Gestalt durch sein Museum zu wandern. Er



Hamburg, der Niederhafen



Hamburg, Steckelhörnflet und Nikolaikirche

fühlte sich als verantwortlicher Verteidiger jedes erworbenen Gemäldes, und als ich mir einmal zu Trübners Mönckebergbildnis kein Herz fassen konnte, schleppte er mit einem Galeriedienstler gemeinsam das lebensgroße Porträt in einen andern Raum. Nun stand es in verändertem Licht, jetzt mußte ich seinem Urteil recht geben.

Die kürzeste und schärfste Rede Lichtwarfs hörte ich in einer großen Akademikerversammlung, die über die Gründung einer Universität debattierte. Die Mehrzahl der Redner hatte scharf und ausführlich dagegen geeifert; da ging, fast zuletzt, Lichtwarf ans Pult und sagte den einen Satz: „Der größte Luxus, den sich ein Staat leisten kann, sind Dummheit und Unwissenheit.“ Sprach's und trat ab. Die Opposition, die sich auf eine lange Rede gerüstet hatte und Bleistift und Papier bereit hielt, war so verblüfft, daß sie erst zu zischen anfang, als er längst wieder seelenruhig auf seinem Plage saß.

Dieser immer wieder aufflammende Meinungsstreit um eine Hochschule war ein Zeichen des mächtig anwachsenden wissenschaftlichen Lebens der großen Seehandelsstadt. Die bestehenden Institute und Sammlungen wurden ausgebaut und vergrößert, neue errichtet, Professuren für das jedem zugängliche, weitschichtige Allgemeine Vorlesungswesen der Oberschulbehörde und für das neue Kolonialinstitut geschaffen. Es war eine Freude, innerhalb dieses Vorlesungswesens vor manchmal acht- bis neunhundert Hörern aller Berufe und Altersstufen zu sprechen. Hier war das Ideal einer Volkshochschule nahezu erreicht, die alle Fächer von der Theologie bis zu den Naturwissenschaften umfaßte und der noch ein

Technisches Vorlesungswesen zur Seite trat. Daß aber jenes immer mächtiger anschwellende wissenschaftliche Leben schließlich zur Aufrichtung einer Universität führen müsse, ward trotz allen Einwendungen von Jahr zu Jahr klarer, zumal seitdem der Bürgermeister Werner von Melle an die Spitze der Oberschulbehörde getreten war. Melles hervorstechender Charakterzug ist eine unpathetische Zähigkeit, die sich nicht beugen läßt und, dreimal zurückgeworfen, zum viertenmal in denselben Weg einbiegt, auf dem sie schließlich das selbstgesteckte Ziel erreicht. Seine Fähigkeit, Mittel und Helfer zu werben, war unbegrenzt, und immer stand, ausgesprochenenmaßen oder unausgesprochen, der Universitätsgedanke im Hintergrund. So rief er die Wissenschaftliche Stiftung und das Kolonialinstitut ins Leben, so regte er den Handels Herrn Edmund Siemers zur Schenkung des Vorlesungsgebäudes vor dem Dammtor an, so gewann er überall Mitstreiter für das Endziel. Erreicht ward es bezeichnenderweise freilich erst unmittelbar nach der Revolution.

Unter den wissenschaftlichen Anstalten Hamburgs nahmen die Deutsche Seewarte und das Tropenhygienische Institut dadurch eine besondere Stellung ein, daß die von ihnen erfüllten Aufgaben nur an dieser Stelle des Reichs gelöst werden konnten. Der größte Gelehrte der Seewarte war der alte Professor Wladimir Köppen, ein Mann von Weltruf, der die höchste gelehrte Bildung mit einer äußersten persönlichen Einfachheit und einem kindlich-reinen Idealismus verband. Er stammte aus Rußland und hatte von dort die österliche Sitte des Eierrollens mitgebracht. Am zweiten Feiertag

versammelte er in seinem Häuschen in Großborstel die Kinder der befreundeten Familien, und dann mühte sich der Greis mit den Kleinen um die Wette, die bunten Eier so über die schrägen Holzschienen laufen zu lassen, daß eines das andere traf. Er besaß den russischen erblichen Adel, und auf meine Frage, warum er ihn nicht führe, sagte er mir: „Als ich nach Deutschland kam, habe ich ihn abgelegt, er war mir zu lang und unbequem.“ Er war auch Ritter mehrerer Orden, aber einmal traf man ihn ganz verzweifelt: er ging zu einem Staatsakt und wußte nicht, wie er sie anstecken sollte. In der Nähe seiner Wohnung befand sich die Drachenstation der Seewarte, von der her er mit Wärme- und Wassermessern versehene Drachen aufsteigen ließ. An einem Sommerabend des Jahres 1913 brannte der leichte Bau ab; da stürzte Köppen immer wieder zur Rettung von Instrumenten in das lodernde Haus. So war sieben Jahre vordem Justus Brinckmann immer wieder zur Bergung von Kunstwerken in die Flammen der Großen Michaeliskirche gedrungen, bis ihm der schneeweiße Vollbart versengt war.

Im Tropenhygienischen Institut sammelte sich eine Reihe von Forschern, die im Dienste der Reichsmarine oder der Kolonialverwaltung über See zu den Arbeiten der Anstalt herangereift waren. Der Direktor Bernhard Nocht war Marinearzt, sein erster Mitarbeiter Friedrich Fülleborn Schutztruppenarzt gewesen. Beide verstanden die schwierigen Probleme dieses Zweiges der Medizin wie mit leichter Hand auch Laien faßlich zu machen. Es waren gute Stunden, die man in dem Gebäude am Hafen neben dem Elbtunnel vor

dem Bildwerfer verbrachte, während die beiden Ärzte das Geschaute deuteten. Hier war, wie in der künstlerischen Erziehung durch Brinckmann und Lichtwark, eine vollendete Bindung von Forschung und Praxis erreicht. So ist die Entmückung der hamburgischen Walddörfer von diesem, gleichzeitig den heikelsten Fragen der Bakteriologie gewidmeten Institut ausgegangen. Und wenn der Blick des Gastes vom Mikroskop auftauchte, ging er durchs Fenster und folgte einem Dampfer, der, auf deutscher Werft gefügt, über die Meere zur fernsten Küste ziehen sollte.

Mit dem neuen Jahrhundert ward das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg eröffnet. An seiner Spitze stand der Wiener Alfred von Berger. Sein berühmtes Bildnis von Max Liebermann gibt wohl die Züge der massigen Gestalt wieder, verschweigt aber den sprühenden Reiz des Mannes ebenso wie seine tragische Überschattung. Berger war in jedem Augenblick produktiv und besaß die lebenswürdig-flüssige Redegabe, die wir unsern österreichischen Landsleuten überhaupt zuschreiben; daß sie diesem ungefügen Körper entströmte, machte sie nur doppelt reizvoll. Ich habe einmal mit knapper Not noch eben rechtzeitig in Breslau den Zug verlassen, weil Berger mich von Berlin an in fesselndem Gespräche festhielt. In dieser Unterhaltung fiel, als wir auf Lenaus „Postillion“ kamen, das mir unvergeßliche und Bergers Art tief kennzeichnende Wort: „Kann man sich vorstellen, daß es einen Tag gegeben hat, an dem dieses Gedicht noch nicht vorhanden war, und dann einen, an dem es plötzlich da war?“

Die Tragik in Bergers Leben lag in seinem Verhältnis zu Wien. Wenn einer, so war er ganz Wiener und ganz Österreicher, und wenn einer, so war er, der langjährige artistische Sekretär, berufen, an die Spitze des an Ruhm reichsten, durch Überlieferung ersten deutschen Bühnenhauses zu treten. Es ward ihm nicht zuteil, und so folgte er dem Rufe an die

Elbe, blieb aber in Herz und Leben immer zur Hälfte an der Donau, wo ihm im Verbande des Burgtheaters die leidenschaftlich geliebte Frau, Stella Hohensfels, lebte. In seiner hamburgischen Arbeit aber machte er gewissermaßen die Hansestadt zur Erbin der Kaiserstadt, das Schauspielhaus zum Nachfolger des Hofburgtheaters. Unter seinen Sozialen war sein Mitschüler vom Wiener Schottengymnasium, Carl Wagner, der Sohn des großen Burgschauspielers Josef Wagner; auch Nelly Hönigswald, Adele Doré, Rudolf Schildkraut hatte er aus Oesterreich berufen, und sie wuchsen mit norddeutschen Gestaltern wie Franziska Ellmenreich und Robert Nhil zu einem Ensemble zusammen, genau wie an der Burg immer wieder norddeutsche und süddeutsche Art zu letzter Harmonie ineinandergediehen war. Eine große Versäumnis des Burgtheaters machte Berger in Hamburg wieder gut: der Oesterreicher führte zuerst auf deutschen Bühnen den Dithmarscher mit der ganzen Wucht aller seiner Dramen zum Siege. Während Christine Hebbel im höchsten Alter die Renaissance ihres Gatten, dreißig Jahre nach seinem Tode, erlebte, während auf dem Ohlsdorfer Friedhof Elise Lensings Grabstätte würdig hergerichtet ward, schritten, wenige Gassen von seiner Wohnung am Stadtdeich, Friedrich Hebbels Gestalten, zwingend, bannend, über die neue Bühne. Und nun traten in den „Nibelungen“ zwei große leidenschaftliche Darstellerinnen ebenbürtig nach und nebeneinander auf die Szene: Franziska Ellmenreich, auf der Höhe ihrer Kraft, als Brunhild, Adele Doré, in jungen Säften emporschießend, als Kriemhild. Es ging ein unheimliches Lodern, wie aus

Hebbels Becher-Gedicht, von den Brettern über die mit angehaltenem Atem lauschende dichtgedrängte Hörerschar. Das stumme Spiel der Frau Ellmenreich als Marfa im zweiten Aufzuge des „Demetrius“, der alle Stufen durchlaufende Wechsel letzter Empfindungen, von Frau Doré in ihrer Mariamne zum Ausdruck gebracht – das waren im Rahmen Bergerscher Regie unwiederbringliche Gipfelleistungen deutscher Kunst. Das ungebärdigste Talent des Hauses war Rudolf Schildkraut, den Franziska Ellmenreich gelegentlich, im Gedanken an den dämonischen Glöckner in Victor Hugos „Notre Dame de Paris“, unsern kleinen Quasimodogeniti nannte. Sein sehr eigenartig durchgebildeter Shylock vermochte mich nicht zu überzeugen, aber sein Akiba im „Akosta“ war eine kaum zu überbietende „Charge“, und Holz-Jerschkes „Traumulus“ wußte er mit unheimlichem Leben zu füllen, wie er den Hofrat in Hermann Bahrs „Crampus“ mit vollendeter altösterreichischer Zopfigkeit spielte.

Franziska Ellmenreich las Hebbel ebenso meisterhaft am Vortragstisch, wie sie ihn auf der Bühne spielte; mehrmals habe ich den Dichter mit ihr gemeinsam Hörern verschiedener Art nahegebracht. Ihr schönes Haus war eines der wenigen, die eine ebenmäßig gesellschaftliche und künstlerische Mittelstellung einnahmen, wo sich Kaufleute und Künstler trafen. Hier ging auch der im weißen Haar jugendliche Jugendpfarrer Clemens Schulz aus und ein, der in dem Arbeiterviertel St. Pauli die Welt der Lehrlinge und Gehilfen, fördernd, bildend, ratend, um sich sammelte. War man geladen, an einem seiner Abende zu sprechen, so traf man in dem Gasthof-

saal ganz nahe bei der lärmerfüllten Reeperbahn den alten Herrn, die lange Pfeife im Munde, in der Mitte der Hufeisentafel zwischen der Jugend, die ihm wie einem tiefverehrten Vater leidenschaftlich anhing. Und wenn nach dem Vortrage eine Aussprache stattfand, ließ er die Jungen reden und griff nur in seltenen Augenblicken, behutsam zurechtrückend, ein. Denn er brauchte die Jugend, wie sie ihn; er, der Unsystematische, lernte jeden Tag von ihr.

Adele Doré hatte außerhalb der Bühne eine rührende Lebensunsicherheit, etwas von kindlicher Hilflosigkeit und aus dieser heraus eine ergreifende Dankbarkeit für jedes gute Wort. Vergeblich mühte sich ihr Gatte, Emil Milan, sooft er, den sein Universitäts-Lektorat in Berlin festhielt, in Hamburg war, ihre Menschenscheu zu überwinden und sie zu häufigerem Besuch befreundeter Häuser zu bewegen. Schließlich kam sie doch fast immer nur mit ihm, und es war eine Feierstunde, als der Meistersprecher uns an einem Sommernachmittag in ihrer Gegenwart zum ersten Male Wielands „Geron“ vortrug. Sie waren, der blonde Mann und die tiefbrünette Frau, der Weltmännisch-Liebenswürdige und die aus schwerer Sprödhheit langsam Erwachende, ein Paar, wie es mir nie wieder begegnet ist, und da der Tod beide rasch nacheinander auf der Höhe ihrer Schöpferkraft abrief, leben sie wie auf ihres Erdenweges Sinne weiter. Einmal, als Adele doch allein bei uns war, kniete sie, der eigene Kinder versagt waren, zwischen zweien unserer kleinen Töchter nieder und sagte ihnen mit ihrem herrlichen Organ, das Haupt mit der mächtigen Haarkrone im Takte bewegend, das Ge-

dichtchen von den Hühnern, die sich um einen Regentwurm zanken. Die Kinder hörten verzaubert zu und nannten Frau Doré seitdem nie anders als: die Dame mit der Glockenstimme.

Neben Berger stand als Spielleiter Carl Heine. Der Schererschüler, den es zur Bühne getrieben und der als erster Wedekind, Dehmel, Maeterlinck aufgeführt hatte, fand in Hamburg sein Feld vor allem in der Inszenierung des Berger fernliegenden Ibsen, Hauptmanns, Schniglers; Heines szenisches Meisterstück aber war die Aufführung eines dichterisch unbedeutenden Werks, der „Kettenglieder“ von Hermann Heijermans. Da schuf er, mit Schildkraut in der Hauptrolle, aus einem Effektstück eine still verlaufende Tragödie, und selten ist mir wie an diesem Beispiel klar geworden, was Regiekunst leisten kann. Der überbescheidene, äußerst zurückhaltende Mann hat es nie verstanden, sich zur Geltung zu bringen, die Fülle seines Wissens und der Reiz seines von einem stillen Humor durchleuchteten Wesens entfalteten sich nur im engen Freundeskreise, für die Öffentlichkeit, und gar bei der Bühne, fehlte es ihm an Ellbogenkraft. So kam seit seinem Fortgang von Hamburg seine Kunst an keinem Ort mehr recht zur Geltung, und erst bei seinem Tode im Jahre 1927 offenbarten sich in einer weithin hallenden Trauer sein Verdienst um die deutsche Bühnengeschichte und die Fülle im stillen erworbenen Freundschaft.

Leopold Jessner war Schauspieler an Heines wandernder Ibsenbühne gewesen und hatte von ihm Regie gelernt; jetzt, am Hamburger Thaliatheater, wuchs er zu eigener Leistung

heran. An einem Sonntagnachmittag gab er auf der kleinen Bühne des alten Familientheaters mit außerordentlichem Eindruck zum ersten Male in Deutschland „Dantons Tod“ von Georg Büchner. Er brachte Ibsens „Peer Gynt“ und Wedekinds „König Nikolo“ zu starker Wirkung.

Berger blieb fünf Jahre länger als Heine in Hamburg, und dann erfüllte sich sein wahrlich tragisches Geschick; auch für ihn gewann das Wort Geltung, das sein Dichter auf dem Sterbelager sprach: „Das ist Menschenlos, bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher.“ Als ein vom Tode gezeichneter Mann übernahm Baron Berger das geliebte Burgtheater – kaum zwei Jahre danach, ohne die volle Kraft bewahrt zu haben, lag er in der Erde.

Unter Bergers Nachfolger Carl Hagemann gewann das Deutsche Schauspielhaus ein anderes Antlitz. Franziska Ellenreich schied und siedelte an das Königliche Schauspielhaus in Berlin über. Sie bot uns vor ihrem Abgang von dem Hause und der Stadt noch einmal die Iphigenie, die Isabella von Messina und Schillers Elisabeth und mußte sich eine wahre Sturmflut dankbarer Huldigungen gefallen lassen. Hagemann brachte vor allem Strindberg zu Ehren und bot Robert Nihil und Adele Doré im „Totentanz“ Gelegenheit zu Leistungen von erstaunlicher psychologischer Eindringlichkeit. Seinen Generalproben beizuwohnen, war höchst belehrend, weil er versuchte, den musikalischen Rhythmus jeder Dichtung herauszubringen. Im „Tasso“ taktierte er ganz regelrecht, wie bei einer Sinfonie. Freilich griff er gelegentlich im Maße vorbei, so in einer auf vier bis fünf Stunden verkürzten

Wallensteinaufführung von jagendem Tempo. Unter ihm stieg die schöne und holde Elisabeth Schneider, Wildenbruchs „Schicksalsliebbling“, als Maria Stuart, als Eulenbergers Belinde, als Schnitzlers Beatrice, zur Höhe ihrer Kunst empor, bis die Götter sie jäh entrückten.

Als Hebbels hundertster Geburtstag nahte, führte Hagemann eine Reihe seiner Werke in festlichem Rahmen auf, und die Hamburger Feier verband sich mit einer solchen in Hebbels Heimat, in Heide und Wesselburen. Ich ging wie durch ein Jahrhundert, als ich von dem Treppenverschlag, unter dem der Kirchspielschreiber mit dem Knecht geschlafen, zu dem Plage schritt, auf dem jetzt die Hülle von seinem Denkmal fiel. Hebbels einzige Tochter war unter den Gästen. Ich war doch erstaunt, in Gestalt und Antlitz von Frau Christine Raizl keinen Zug des Vaters zu finden, und vollends berührte ihr wienerisches Deutsch hier in Dithmarschen seltsam. Wir waren damals unter dem Vorsitz von Melle und Erich Mardk und unter Dehmels eifriger Mithilfe dabei, auch Hamburg ein Hebbeldenkmal zu schaffen; die Inflation hat die angesammelten Mittel verschlungen.

*

Die Gegend Hamburgs, in der Hebbel nach seiner Heirat aus der Heimat bei Elise Lensing wohnte, hat sich seither gewaltig verändert. Hier dehnt sich zwischen den Becken des Oberhafens und den höher gelegenen Stadtteilen an der Alster, von Bahndämmen eingeengt und durchquert, der Hammerbrook, eines der häßlichsten, licht- und luftlosesten groß-

städtischen Wohnviertel Deutschlands. Aus diesen schnurgeraden, parallelen Straßen mit den gleichförmigen, hohen, grauen Häusern scheint jede Lebensfreude verbannt; keine Grünanlage, kaum ein dürftiger Spielplatz unterbricht das trostlose Einerlei, und die Aussicht ins Freie ist mit dem Wachsen der Stadt geschwunden, denn längst schließen sich dem Hammerbrook andere Arbeiterquartiere an. Im Anblick dieser dicht gescharten Menschheit entstand in den Seelen einiger jüngerer Hamburger der Gedanke der Volksheime. Sie sollten nicht nur Versammlungs-, Erholungs- und Lehrstätten sein, sondern im Sinne der zuerst in London gegründeten Settlements den persönlichen Zusammenhang zwischen Menschen verschiedener Herkunft, anderen Berufs und Vermögens und darum auch anderer seelischer Grundstimmung vermitteln. Der Senator Heinrich Traun, ein großer Fabrikherr, bot die Hand dazu, das Vorbild der englischen Toynbee Hall auf deutsche Verhältnisse zu übertragen, und der junge Philolog und Theolog Walther Classen konnte, nach einem Studienaufenthalt jenseits des Kanals, alsbald das erste Volksheim eröffnen, dem zwei weitere folgten. Vorträge, wie ich und viele andere sie hier, insbesondere am Sonntagnachmittag, vor Hausvätern und Hausmüttern hielten, deren kleine Kinder gleichzeitig in einem andern Raum mit jungen Mädchen spielten, auch wohl von ihnen die Milchflasche bekamen, gab es anderswo auch; das Wesentliche und Bezeichnende dieser wahrhaften Volksstätte waren die kleinen und großen Arbeitskreise, in denen junge und ältere Männer und Frauen, vornehmlich der akademischen Berufe, mit den jungen Lehrlingen

und den reifen Männern und Frauen von Kontor, Hafen und Fabrik nach der schweren Tages- und Wochenpflicht gemeinsam Wissen erarbeiteten; im Laufe der Jahre wurden beide Teile ebenmäßig Geber und Nehmer. Es war ein großgedachter, durch manche Ungunst nicht zu noch breiterer Wirkung gediehener Brückenschlag.

Der Hamburger Dichterkreis

Hamburg suchte, während seine Handelsgeltung unablässig wuchs, neue wissenschaftliche Wege, und jener stolze Bau des Tropeninstituts unmittelbar an der überwältigenden Regsamkeit und Farbigkeit des Hafenverkehrs war dessen ein Symbol. Staat und Stadt empfanden auch stark die soziale Gärung der Zeit, die erst vor wenigen Jahren zu dem für ganz Deutschland bedeutsamen Ausstand der Hafenarbeiter geführt hatte; an ihm war eine Scheidung der Geister eingetreten, Egidys mahnendes Wort war von Berlin her herübergeklungen, die junge Naumannsche Bewegung hatte hier eine Wegmarke gefunden, und auch jener Schritt zum Volksheim zeugte von innerer und äußerer Umlagerung.

Inzwischen aber war Hamburg auch ganz unvermerkt ein literarischer Vorort Deutschlands geworden. Ganz unvermerkt – denn es gab in der Hansestadt schlechterdings nicht das, was man literarische Atmosphäre nennt. Zu Klopstocks, Hagedorns, Lessings Zeiten war Hamburg ein Emporium deutscher Dichtung, Kritik und Bühnenkunst geworden, noch vor wenigen Jahrzehnten war der Verlag von Hoffmann und Campe einer der bedeutendsten Deutschlands gewesen; jetzt war Hamburg seit langem hinter Berlin, Wien, München, Leipzig zurückgesunken, es gab keine literarische Überlieferung mehr, es gab nicht einmal eine Zeitschrift von geistigem Rang

und hamburgischem Charakter. Vielleicht aber gerade, weil Hamburg jungfräulicher Boden geworden war, ereignete sich um die Jahrhundertwende ein Doppeltes: Dichter von neuer Formkraft und Weltschau wählten es zum Wohnsitz, und aus dem Arbeiterstande stiegen frische Begabungen zur Kunst empor.

Detlev von Liliencron wohnte seit dem Jahr 1891 im Hamburger Bezirk, in den ihn sein unstetes Leben schon vierzehn Jahre vordem für kurze Zeit verschlagen hatte. Noch unter dänischer Herrschaft in Kiel geboren, früh ins preussische Heer getreten, 1866 und 1870 verwundet und ausgezeichnet, hatte er kurz nach dem Deutsch-Französischen Kriege „Schulden und Wunden halber“ den Abschied genommen und war, nach vergeblicher Mühe um neuen Beruf in Amerika, an der Elbe eingekehrt. Er wollte damals seine musikalischen Studien als Musiklehrer ausnützen, gelangte aber auf diesem Wege ebensowenig zu einem Ziel, wie seine junge Ehe mit der längst stürmisch geliebten Helene von Bodenhausen zu dauerhaftem Glücke führte. Als Beamter auf den Halligen und in kleinen schleswig-holsteinischen Nestern fand der durch die Folgen der Kriegsblessuren Gequälte, von alten Schulden nicht Gelöste um so weniger eine feste Statt, als inzwischen die Dichtergabe in ihm schlagend durchgebrochen war und ihn aus der Enge in die Welt drängte. Ferdinand Avenarius und Timm Kröger hatten ihm einen Aufenthalt in München ermöglicht, und als er von dort nach dem Norden zurückfuhr, blieb er im Hamburger Umkreis und hat ihn nicht wieder verlassen.

Als ich zum ersten Male die Schwelle des Hauses Palmaille 5 in Altona überschritt und von Liliencrons Wirtin, der alten Dichterin Elise Rehburg, an der Flurtür empfangen wurde – sie hatte über Einlaß und Abweisung strenge Vorschriften ihres Mieters –, erschien plötzlich im Halbdunkel des Treppenhauses eine untersekte Gestalt, fragte mit knarrender Stimme nach meinem Namen und bat mich dann herauf. Erst als wir oben das schmale, lichtdurchflutete Arbeitszimmer betreten hatten, sah ich, wer vor mir stand. Zunächst stieß mir in Haltung und Gebärde die Ähnlichkeit mit Morig von Egidy auf; beides kaum mittelgroße Reiterfiguren mit abgemessenen Bewegungen, jugendlichen, hellen Augen unter ganz kurzgeschnittenem blondgrauen Haar. Dazu nun auch im weiteren Gespräch die den Kommandoton nicht ganz verleugnende Stimme und die straffe Verbindlichkeit des früheren Offiziers. Wir saßen an dem Riesenschreibtisch nieder, den ihm die Breslauer Dichterschule – des Gerichtsvollziehers wegen – „geliehen“ hatte, und plauderten von jenem Mufenalmanach Berliner Studenten von 1896, der als meine erste lyrische Veröffentlichung ein Gedicht an Detlev von Liliencron enthielt, einst, vor dem großen Ruhm, ein seltener Zuruf. Dieser kurze Besuch wurde der Anfang einer langsam reisenden Lebensfreundschaft, die der um eine Generation Ältere mir erwies. Damals, in dem Rahmen des einfachen möblierten Zimmers, in dem mir noch ziemlich fremden Hamburg, hatte Liliencrons Erscheinung für mich gewissermaßen etwas Isoliertes, sie gewann noch keinen Mittel- und Hintergrund. Erst als er zum erstenmal in mein Haus kam und ich dann sein

Gast in Altrahlstedt wurde, füllte sich der Lebensrahmen, in dem er stand, auch für mich, und allmählich ward ich in seinen Kreis gezogen. Er hatte mir schon auf der Palmailla von seiner dritten Frau und den Kindern dieser Ehe gesprochen, mit denen zusammenzuleben ihn seine Geldnot verhindere. Nun, im Jahre 1901, hatten Elisabeth Förster-Nietzsche, Elise Königs und Harry Graf Kessler Liliencron die Ermietung eines Einfamilienhauses ermöglicht, und er war mit Frau Anna, der vierjährigen Tochter und dem knapp einjährigen Sohne vereint, der im Laufe der Jahre zu einem völligen Ebenbilde des Vaters heranwuchs, wie dieser sich auf den Schüler- und Fähnrichsbildern darstellt.

Altrahlstedt ist ein Vorort an der Hamburg-Lübecker Bahn, wenige Kilometer hinter Wandsbek; der eine Ortsteil um die alte Kirche ist holsteinisches Bauerndorf, der andere eine ziemlich charakterlose Vorortssiedelung. Aber jedesmal rühmte der Dichter nicht nur die „tausend Einsamkeiten“ um seinen neuen Wohnsitz, oft und oft führte er mich durch Knick und Redder in die weite Ebene, an deren fernem Hintergrund sich die Türme und Essen Hamburgs abzeichneten. Sehr deutlich sah man das Ohlsdorfer Krematorium, und jedesmal, wenn Rauch aus dem Schornstein stieg, blieb Liliencron deutend stehen, erinnerte auch einmal dabei an sein Gedicht von der Sündenburg.

Das erste Häuschen war äußerst bescheiden und wenig bequem, er verließ es bald und zog in die dem Bahnhof nahe Lindenstraße und hier noch einmal um, bis er in dem jetzigen

Liliencronhaufe Ruhe fand. Hier hatte er im Obergeschoß sein eigenes Reich. Das zweifenstrige Vorderzimmer, mit peinlichster Ordnungsliebe gehalten, barg den Schreibtisch, auf dem immer Heynes Deutsches Wörterbuch und Wustmanns „Sprachdummheiten“ zur Hand lagen. An der anderen Wand stand eine Garnitur um einen runden Mahagonitisch, und die Thür zum Nebenzimmer umrahmten links und rechts zwei schöne, alte Mahagonistandspiegel; sie hatten einst in Liliencrons Elternhaufe zu Kiel gestanden, und er hatte sie bei einem Trödler wiedergefunden. Was dem Raum aber seinen Charakter gab, waren die über Schreibtisch und Wände verteilten Kunstblätter; ich habe sie einmal Spafes halber in seiner Gegenwart gezählt, es waren genau einhundertfünfzig. Auf dem Schreibtisch stand eine kleine Erzbüste des Kaisers Claudius. Unmittelbar darüber hing eine Photographie einer englischen Herzogin, die Liliencron um der großen mahnenden Augen wegen gern vor sich haben wollte. Links und rechts davon sah man Frau Anna und die Kinder Abel und Wulff, Liliencrons Eltern, zwei Schattenrisse Napoleons, einen Stich der Totenmaske Friedrichs des Großen und einen Abguß von Mar Kruses Niegsehbüste. Ganz groß in der Mitte der Wand aber hingen übereinander: Klingers Radierung „Die tote Mutter“ und Thomas Farbholzschnitt „Der Ritter“, beide mit Widmungen der Meister. Dann setzte sich die Reihe über alle drei Wände fort, Bilder jeder Technik und jeden Formats, Klingers schädelstampfender Tod, Bismarck, Dante, Goethe, Byron, Kleist, Eichendorff, Storm, Hugo Wolf, Dehmel, Falke, wieder ein paar

Blätter von Thoma, Abgüsse von Rauchs Goethe und Napoleons Totenmaske. Und Totenmasken – Goethe, Friedrich, Beethoven – schmückten auch das Hinterzimmer, das man durch die Tapetentür zwischen den Spiegeln betrat. Da lehnte hinter dem Kopfe des Bettes der Säbel, über dem Lager hingen ausschließlich Soldatenbilder aus den sechziger und siebziger Jahren, ein Lenbachsches Porträt des alten Kaisers kam hinzu, und den Kleiderschrank bekrönte Houdons farbige Büste Voltaires. Das immer wohlgeordnete Pfeifenbrett in der Fensterecke hatte nur noch die Bedeutung eines Erinnerungsstückes. Den Ausgang zu diesen Stuben begleiteten gleichmäßig gerahmte Kidingersche Jagdstiche, und in den bescheidenen Wohnräumen der Familie unten fanden sich an allen Wänden Photogravüren Böcklinscher, Thomascher, Klingerscher Werke.

Dies Häuschen mit dem schmalen Vor- und dem tieferen Hintergarten war alles, was als greifbarer Restbestand von den Poggsfredträumen langer Jahre Wirklichkeit geworden war. Und einmal jährlich, am ersten Januarsonntag, wurde aus Ultrahlstedt Poggsfred. Dann nämlich lud der zum Schlossherrn gewordene Landhausmieter zum „Diner“ des Jahres. Das heißt: er lud schon fast zwölf Monate vorher zum ersten Male ein und wiederholte diese Aufforderung mit immer gesteigerter Dringlichkeit und Vorfreude in immer kürzeren Abständen. Ein Hundertmarkschein wurde gleich nach dem Festtage, für den nächsten, auf die Wandsbeker Sparkasse gebracht, um „drei Mark und acht“ Zinsen zu gewinnen. Der Gaumen der Gäste ward mit dem Heranrücken des Zeit-

punkts durch immer stärkere Verheißungen etwa folgendermaßen gefügelt:

Alt-Kahlstedt bei Hamburg, den 30. Dezember 1907.

Fröhliche Hundstage!

Sonntag: Diner à Quatre. Punkt 6 Uhr.

Menu: 1. Haifischflossensuppe.

2. Artischoden und Braunschweiger Stangenspargel.

3. Bracino aus dem Adriatischen Meer (l'Adriatique).

4. Waldschnepfen.

5. Lyoneser Birnen (so groß wie diese Karte).

6. Eis.

7. Der Hundertmarkschein hat dann grad ein Jahr gelegen und bringt 3-3½ Mark Zinsen. Er wird diesen Sonnabend eingelöst.

Einmal im Jahr muhbbbbb man doch lustig sein. Morgen endigt der Roman!!!

Sehr viel zu erzählen.

Dein Detlev.

Pünktlich mit dem befohlenen Zuge trafen die Gäste ein, in den ersten Jahren neben meiner Frau und mir der Wandsbeker Vortragsmeister Adolph Tormin mit der seinen; später, als dieser treue Freund und Ränder Liliencrons als Dramaturg nach Wiesbaden gegangen war, machten wir die Fahrt mit Gustav und Annie Falke gemeinsam. Alle Fenster des „Schlosses“ strahlten im Lichterglanz. Gleich an der Tür

trat uns Liliencron in Frack und weißer Binde entgegen, neben ihm in schwerer Seide die Baronin. Er kam recta aus der Küche, wo er den für diesen Tag verpflichteten Koch (er nannte ihn den *chef de cuisine*) durch allerlegte Weisungen völlig zu verstören versucht hatte. Dann bot er den beiden geladenen Damen den Arm und führte sie zu den Plätzen rechts und links neben sich am oberen Ende des über und über mit Blumen geschmückten Tisches. Und nun begann das Essen – einmal mit indianischer Feuersuppe, die er bequemer, aber nicht phantasieloser als der Graf von Montechristo aufgetrieben hatte. Jedem Gange machte Liliencron in unwiderstehlich lebenswürdiger Anmut die *Honneurs*, den ausgetrobbten Rotwein schenkte er in die großen Kristallgläser, das letzte Tafelstück aus dem Elternheim, jeder der Damen schälte er eine Birne; und dann kam der Schlußakt, sein Lieblingsgericht: die Schlagsahnetorte. Jedesmal wandte er sich dann an die Dame zur Rechten: „Bitte, meine gnädigste Frau, sehen Sie fort, damit Sie nicht merken, wieviel ich mir auflege!“

Nun rückten wir die Stühle, und er bat die Herren hinauf in sein Arbeitszimmer; er wußte schon, daß meine Frau einen Emanzipationskampf im kleinen beginnen und darin siegen würde, aber er ließ sich den weiblichen Besuch da oben jedesmal erst abringen. Dann saßen wir um den runden Tisch unter der Hängelampe, betrachteten ein neues Bild oder eine jüngst erworbene Maske, und alsbald holte er eine noch tintenfrische Ballade oder einen „allerlegten“ Poggfredkantus vor und begann zwischen Kaffeetassen und Zigarren (Zigaretten

Uhlenkrug auf. Da saß er in halber Verzweiflung, war kaum zu trösten und ging, als ich ihn heimbegleitet hatte, noch am hellen lichten Tage sofort ins Bett. Am 3. Juni 1904 verlief dann alles viel behaglicher und zwangloser, als er es gefürchtet hatte. Haus und Garten wurden freilich nicht leer, jeder Zug brachte Besucher, und die Post sandte die Drah-
tungen stündlich gesammelt durch besondere Boten von Ham-
burg aus herüber. Ich öffnete auf seinen Wunsch gerade an
seinem Schreibtisch einen neuen Packen, als er heraufgestürzt
kam: „Bitte, steck mir schnell das Eiserne Kreuz an, der Land-
rat von Bülow fährt eben vor.“ Unablässig war die Jugend,
Abels und Wulffs Gespielen, um ihn herum, und am Abend
schloß sich ein kleiner Kreis von Freunden im still gewordenen
Hause zusammen. Als wir zur Abfahrt heraustraten, hatte
die ganze Lindenstraße illuminiert.

So war Liliencron denn in vollkommen gelöster und heller
Stimmung, als wir auf sein Geheiß zwei Tage später zu
einer Nachfeier hinauskamen. Wir wanderten zu vieren durch
die sommerliche Flur und kehrten wiederum im Uhlenkruge,
den sein Gedicht „Durch die Nacht“ vereewigt hat, ein. Die
„schlanke Emma mit der Gräfinnennase“, mit der er und ich
manchesmal getanzt hatten, bediente, dann schloß er die Saal-
türen, warf einen Groschen nach dem andern ins „fürchter-
liche“ selbstspielende Klavier, und wir tanzten mit unsern
Frauen – bis er uns niederzuliegen bat. Noch eine Münze in
die „Drahtkommode“: Pepitas spanischer Tanz! Und, wie
ein junger Leutnant nach dem Liebesmahl, tanzte uns der
größte deutsche Lyriker seiner Tage, der gefeierte Sechziger,

mit Pirouetten und Handfußwurf in vollendeter Grazie die spanischen Pas und bat zum Schluß um den Applaus der Damen.

All dies gehörte so zu Liliencrons äußerem Wesen, wie es sein Innerstes zugleich bloßlegte und verhüllte. Die unbändige Lebenslust einer unverbrauchbaren Natur brach immer wieder heraus, dicht daneben aber fraß irgendwie ein rätselnder Ekel über die tausend Gebundenheiten und Unwahrhaftigkeiten des heranspülenden Lebens; und diesen tiefen Mißmut, den das Poggfredgedicht metaphysisch überwand, komponierte eine solche Stunde musischer Ausgelassenheit zu einem Stückchen Lebenscapriccio empor. Diese tiefe, immer neue Enttäuschung (immer neu, weil er irgendwo immer jung blieb) über die Abhaspelung des irdischen Lebens traf Liliencron jedesmal besonders schmerzhaft, wenn er sich betrogen fand. Er sagte, schrieb und glaubte wohl: „Homo homini lupus – der Mensch ist dem Menschen ein Wolf“, aber zugleich glaubte er es in seiner tiefen Herzensgüte auch wieder nicht, wie er etwa im Briefwechsel mit seinem Verleger oft absichtlich wie ein mißtrauischer und geldversessener, hartgesottener Geschäftsmann schrieb, während der Empfänger ganz genau die bewußte Panzerung eines freundschaftlichen Herzens empfand und empfinden sollte. Dieser Zwiespalt, dessen letzter Ausdruck Titelworte seines letzten Werkes, des Lebensromans: „Leben und Lüge“ wurden, brach heftig auf, wenn seine Hilfsbereitschaft mißbraucht ward. Auch nach dem sechzigsten Geburtstage geriet Liliencron gelegentlich in Geldschwierigkeiten, aber immer nur durch andere, halbfremde

Nachbarn, für die er gutgesagt hatte. Dann hatte ihn die Rage Leben wieder in den Krallen, er war tief gedrückt, weniger noch über den drohenden Verlust als über den Vertrauensbruch. Glücklicherweise konnte immer Hilfe geschafft werden, in dem schlimmsten Fall durch eine beträchtliche Summe, die, gütig wie immer, Walther Rathenau dem ihm persönlich Unbekannten einsandte.

Keiner Legende ist schärfer zu widersprechen als der, Liliencron wäre unkritisch gewesen; schon ein Blick in den „Mäzen“, eins seiner ersten Bücher, lehrt das Gegenteil. Es gab kaum einen größeren künstlerischen Genuß, als ihn, den Bleistift in der Hand, ein neues Buch eines jungen Lyrikers durchgehen zu hören. Unfehlbar fand er Begabung und Sonderart, wenn sie da waren, heraus. Er war nicht unkritisch, weder gegen sich noch gegen andere, er war nur zu liebenswürdig und dankte zu warm, ohne zu bedenken, welches Gewicht mit den Jahren gerade sein Wort gewonnen hatte. Er hat unter anderen Timm Kröger entdeckt und beraten, und nie ist Feineres über diesen großen Erzähler geschrieben worden als die beiden Liliencronschen Sätze: „Die wolken schwere Melancholie Schleswig-Holsteins, die mit so tiefem Humor vereinigt sein kann, liegt über seinen Dichtungen. Und eine feine, nicht aufdringliche Philosophie und Weltanschauung glimmt wie Feuer unter der Asche.“

Auch als er unter den Schreibtischlasten die Zusendungen Maximilian Fuhrmanns in ihrem künstlerischen Werte erkannte, erwies Liliencron sein feinhöriges Urteil. Diese sehr sparsam in die Welt gegangenen Satiren hatten eignen,

niederdeutschen Ton. Und ihr Verfasser, der Altonaer Eisenbahnsekretär Fuhrmann, wurde einer der treuesten, verlässlichsten und verständnisvollsten Freunde des ihm lange Jahre benachbarten Dichters. Er war ein Mann von schwerem Wort, lange schweigsam, voll treffenden Humors, in seiner langsamen Beweglichkeit für Liliencron in Nöten oft eine Aufrichtung und ein Trost, durch sein praktisch-nüchternes Wesen ein immer willkommener Gefährte und Helfer.

Fand sich Liliencron aber gar nicht angesprochen, so behalf er sich auch einmal mit einer doppelgesichtigen Ausflucht; so schrieb er einer lyrischen Einsenderin: „Dank, sehr verehrtes Fräulein, für die Übersendung Ihrer Gedichte. Ich würde an Ihrer Stelle ruhig weiter dichten.“

Außere Auszeichnungen galten Liliencron wenig, aber eins hatte er sich seit Jahren gewünscht: den Dokortitel. Am sechzigsten Geburtstag war er wunderlicherweise ausgeblieben. Da wandte ich mich vor dem fünfundschzigsten an den mir bekannten Kunsthistoriker Carl Neumann, der damals in Kiel Professor war. Die Fakultät gewährte, was ihre Vorgänger Theodor Storm versagt hatten, und am 3. Juni 1909 empfing ich auf dem Hauptbahnhof Neumann und den Dekan Ferdinand Holthausen und führte sie nach Altrahlstedt. Ich hatte mich vorher versichert, daß der Dichter zu Hause war, und einige Freunde gebeten, zu dieser Stunde hinauszukommen, darunter Falke, Fuhrmann, Otto Ernst und einen alten Kieler Schulkameraden Liliencrons, den Altonaer Landgerichtsdirektor Theodor Lembke (Dehmel war verreist). Vor allem: die Hütung des Geheimnisses

hatte ich erreicht, Liliencron winkte uns, völlig ahnungslos, vom Balkon her zu. Ich bat ihn, uns im Arbeitszimmer zu empfangen. Da stand er, die eine Hand auf dem Schreibtisch, hinter ihm Frau Anna, die Kinder, die Gäste im Halbkreise, und nun führte ich die beiden Professoren ein. Holtzhausen hielt eine Ansprache und vollzog unter Überreichung der lateinischen Urkunde die Promotion des „solitarius Poggfredensis“. Liliencron war tief bewegt, er sagte nur: „Meine Herren, sie erweisen mir da eine große Ehre!“, aber er blieb den Nachmittag über in einer Stimmung stiller Weihe und sah immer wieder in das Tat und Werk seines Lebens verständnisvoll darstellende Diplom, dessen Latein der unermüdliche Chronikenleser zu würdigen verstand. Zwei Tage später kam die Freude über diese Auszeichnung in Liliencronscher Art zu vollem Ausdruck; er hatte mich zu einem Doktorschmaus zu zweien ins Pfordtische Wirtshaus geladen, wir saßen fast allein hinter dem Fenster an der sonnengligernen Alster, und als das Essen abgeräumt war, entwarf er aus der Genugtuung seines Herzens heraus zwischen den Rotweinkelchen den Dankbrief an die Fakultät. Dann brachte ich ihn zum Bahnhof. Auf der Brücke nahmen wir Abschied, und langsamen Schrittes ging er den Steig hinunter. Er winkte noch einmal, und mir flog eine unerklärliche Wehmut übers Herz. Ich habe ihn als einen Lebenden nicht wieder gesehen.

Am 30. Juni erfüllte Liliencron sich einen langgehegten Herzenswunsch. Er fuhr mit Frau und Kindern in seine alte Garnison Mainz, wo ihn im Hofe seines Leutnantsquartiers

noch der schöne blühende Akazienbaum grüßte. Von dort reiste er durchs Moseltal nach Metz und wies nun, von einem einstigen Regiments- und Kriegskameraden geleitet, den Seinen die Schlachtfelder vom August 1870. Und hier haschte ihn der Tod. Liliencron hatte kurz vordem, ohne es selbst zu wissen, einen kleinen Schlaganfall erlitten. Eine Erkältung beim Marsche über das erinnerungsvolle Blachfeld kam hinzu, und bald nach der Heimkehr mußte der Dichter aufs Lager. Eine Lungenentzündung griff rasch um sich, er phantasierte, glaubte sich in der Schlacht, dann allein und unaufgefunden, wie seinen sterbenden Soldaten in der Ballade „Tod in Ahren“, unter den Verwundeten und Toten. Dankbar fand er sich in klarem Augenblick zurück, als die Baronin ihm den Hohenfriedberger spielte, und plötzlich mahnte er an die Einladung zum Januardinert.

Als ich am 22. Juli, durch den Fernsprecher gerufen, eilig nach Altrahlstedt hinauskam, lag er im tiefsten Frieden, so schön wie ich ihn im Leben nie gesehen, in den Rissen, das Haupt leicht zur Seite geneigt, die Züge ganz unentstellt, auf den Wangen noch einen Hauch der Frische, die steile Stirn mit der Säbelfnarbe unverzogen. Noch stand am Kopfsende der Degen. Draußen schien die Sonne, und linde Luft zog mit einem Aufrauschen der Bäume durch das geöffnete Fenster.

Am nächsten Sonntag senkten wir, ein Gefolge von Tausenden, ihn ins Grab – unter den Klängen des Kurfürstlichen Reitermarsches, wie er es sich gewünscht hatte. Dehmels Abschiedsworte am offenen Grabe griffen jedem tief in die Seele.

Als die Salutschüsse verklungen, der Segen gesprochen war, merkten wir, daß Helm und Degen mit dem Sarge in die Gruft gebettet waren. Sie sollten für Kinder und Enkel an seiner Lebensstätte bleiben. So stieg ich hinab und reichte, auf dem Sarge des Freundes stehend, Dehmel, den ich nie so aufgewühlt gesehen habe, die beiden Zeugen verflossener Kämpfe und Siege hinauf.

*

Liliencron fiel nirgends auf, er machte sich über das, was er zuspitzend seine Bierbrauerphysiognomie nannte, gern selbst lustig; den großen Künstler sah ihm niemand an. Richard Dehmel fiel überall auf; auch wer von seinem Namen und Wesen keine Ahnung hatte, fragte bei seinem Erscheinen laut oder leise: wer ist das?, ob er nun in der Feldjacke, frischgepflückte Weidenkätzchen in der Hand, durch die Riffener Heide schritt, ob er in Frack und weißer Binde einen Festsaal betrat, ob er in Uniform, unwahrscheinlich schmal geworden, über die Hindenburgstraße in Rowno zum Dienst ging. Die Nähe Liliencrons und die eigentümliche Schönheit des Unterelbtals mit dem von Schluchten durchfurchten Blankenese hatten ihn nach Hamburg gezogen, auch er genoß größte Stille vor der Weltstadt und vernahm doch jederzeit ihren Rhythmus, den er dann, stärker als alle Zeitgenossen, in seine „Hafenfeier“ bannte. Eben bei seiner Herkunft waren die „Zwei Menschen“ fertig geworden, und er hob sie durch eine, drei Abende währende Vorlesung im Cassirerschen Kunstsalon auf der Esplanade aus der Taufe. Alfred Licht-

wart und Gustav Falke, Max Liebermann und Graf Kessler waren unter den etwa dreißig Hörern, als Dehmel, spürbar innerlich tief erregt, ins Zimmer trat und, das dunkle Haupt mit den alsbald rot aufglühenden Schlägernarben etwas zurückgelegt, mit dem vorsichtig anschlagenden Hall seiner tiefen Stimme begann:

Öffne still die Fensterscheibe,
die der volle Mond erhellt;
zwischen uns liegt Berg und Feld
und die Nacht, in der ich schreibe.

Dann klang zum erstenmal jenes orphische Leitwort

Wir Welt!

auf. Wir waren jeder wie allein mit ihm und folgten der steten Steigerung des Wir-Welt-Bewußtseins durch die von keinem Beifallszeichen unterbrochenen drei Vorlesungen hindurch, immer neu gefesselt und hingegeben.

Hellwach und weitausgreifend war der Verstand dieses Künstlers, dennoch war er ganz er selbst und zum Entzücken, wann er die Kontrolle abwarf und in Freude oder Abneigung seinem Temperament die Zügel freigab. Er scherzte unendlich gern in echtem Märkisch mit spielenden Kindern, er konnte an einem hübschen Gerät seine kindliche Freude haben. Bei dem großen Festzug zum Deutschen Bundesschießen 1909 stand er stundenlang am Fenster der Werkstatt des Photographen Rudolf Dührkoop auf dem Jungfernstieg und war unermüdlich, jede Gruppe und jede eigenartige, auf eigne Faust lustige bunte Schar zu betrachten. Nach der Kaiserparade von 1904 konnte er sich über das mächtige Bild gar

nicht beruhigen, und besonders der Paukenschläger der Königin-
kürassiere, der, dem Regiment zügellos weit vorausreitend,
Wirbel schlägt, die Schlegel hochwirft und wieder auffängt,
hatte es ihm angetan. In der ersten Sitzung des Ausschusses
für das Hebbeldenkmal riß er das Wort an sich und erklärte
zum schweigenden Staunen der andern Herren, es müßte
doch mit dem Teufel zugehn, wenn wir in Hamburg nicht
hunderttausend Mark für solchen Zweck zusammenbekämen.
Der Vorsitzende, Bürgermeister von Melle, blieb undurch-
dringlich, mancher andre lächelte still, aber jeder mußte die
Glut spüren.

In den spätern Hamburger Jahren richtete er seine ganze
dichterische Energie auf das Drama. Hagemann empfand es
mit Recht als Pflicht des Schauspielhauses, Dehmels
„Michel Michael“ aufzuführen, und so kam es im November
1911 zu einem Erfolge, der ersichtlich nur dem Dichter, nicht
dem Stücke galt. In der Gesellschaft, die sich nachher im
Hotel Atlantic versammelte, war dies Bewußtsein sehr spür-
bar, aber der Dichter ließ sich das nicht anfechten und scherzte
mit seinem Bruder und andern Gästen wie immer. Wie sehr
er innerlich weiter mit Stoff und Wirkung rang, zeigte mir
ein paar Tage danach eine Karte, die für meine Kritik zu-
stimmend dankte und fortfuhr: „Es war natürlich meine künst-
lerische Absicht, nur die Michelgestalt rund herauszuarbeiten
zu plastischer Realität neben dem märchenhaften Relief der
Lise; alles übrige mußte Kontur bleiben, sonst würde es den
dramatischen Rahmen zersprengen. Shakespeare und Aristophanes
haben's in ihren Possen nicht anders gemacht.“

Einmal trieb ich bei einem Altbuchhändler eine lateinische Abhandlung des 16. Jahrhunderts auf, darin ein Saganer Arzt namens Dehmel sich tiefgründig über die Geburtsvorgänge im Paradiese und besonders über die Nabelschnüre der Kinder Evä verbreitete. Ich schickte Dehmel das Heft und erhielt aus Bingen folgende Antwort:

„Lieber Herr Spiero!

Meine väterlichen Vorfahren saßen in der Gegend zwischen Bunzlau und Hirschberg, und da Sagan nicht weit davon liegt, wird der Medicus Silesius, wenn auch nicht in direkter Linie, so doch durch Urahnonkelei wohl irgendwie mit mir zusammenhängen. Ich danke Ihnen, daß Sie mir die Bekanntschaft dieses humorvollen Ahnverwandten vermittelt haben; seine sinnige Beschäftigung mit Rains und Abels Nabelschnur hat sich augenscheinlich auf mich fortgeerbt. Vielleicht wird ein Ururenkelvetter von mir einmal Literarhistoriker und macht dann aus diesem psychophysiologischen Thema wiederum eine Doktordissertation. Einstweilen grüße ich Sie vom Vater Rhein; an die Elbe kehren wir erst Anfang August zurück und werden uns dann bald einmal in Großborstel sehen lassen.

Von Haus zu Haus

Ihr Dehmel.”

In diesem Großborstel hatte der dritte der drei großen damaligen hamburgischen Lyriker, Gustav Falke, seinen Wohnsitz, seit ihm Senat und Bürgerschaft nach seinem fünfzigsten Geburtstag ein Jahresgehalt ausgesetzt hatten. Falke war



Detlev von Liliencron



Adele Milan=Doré als Judith

gelernter Buchhändler, dann aber war er geworden, was Liliencron einst werden wollte, nämlich Musiklehrer, und hatte in dem Hamburger Stadtteil Hohenselde Klavierstunden um eine ganze, wohl gelegentlich auch um eine halbe Mark erteilt. Auch in ihm war, wie in dem Freunde, die dichterische Begabung spät durchgebrochen, und ihre Früchte brachten keinen klingenden Lohn. Da tat Hamburg jenen vorbildlichen Schritt und entbürdete den Sohn der benachbarten Hansestadt Lübeck, der in Hamburg heimisch geworden war, der schwersten Lebenssorgen.

Die Kunde von der Bewilligung im Parlament brachte der junge Dichter Rudolf Hirschkorn schnurstracks vom Rathaus zu Cassirer, wo Dehmel gerade seine erste Vorlesung beendet hatte. Der trat auf Falke zu und sagte: „Na, Falke, nun hängen Sie wohl Ihre Klavierstunden auf dem Baum!“ Und Falke antwortete, den Arm hochstreckend, in heller Freude: „Auf den höchsten Ast!“

Auch vor den Fenstern von Falkes letztem Stadtquartier in der Hohensfelder Ottostraße hatten Rosen geblüht, und herbstlichen Gästen wurden süße Trauben geboten, die Frau Annie auf der sonnigen Hinterveranda im Geranke zur Reife brachte. In Großborstel aber, auf dem schmalen Grundstück zwischen der mit uralten Bäumen bestandenen Brückwiesenstraße und der munter zur Alster eilenden Tarpenbeck, fanden Falkes Blumenfreude und Naturandacht doch eine ganz andere Stätte. Im Sommer saß er auf der Bank unterm Weißdorn, zwischen hochstämmigen Rosen oder bunten Stauden am kleinen Teich; er sah lächelnd zu, wie seine drei

bildschönen Kinder sich mit den unsern durch die Gänge haschten, und verfolgte im Winter ihre ersten Schlittschuhlaufversuche auf dem gefrorenen Fließchen. Es war eine anmutige Stunde, wenn er und ich am kalten Tag oben in seinem Arbeitszimmer saßen und durch die frühe Dämmerung dem leisen Schurren der Stahlschuhe auf dem Eise und dem Jauchzen der Jugend lauschten. Und es war nicht minder reizend, ihn in dem großen Hühnerauslauf zu treffen, wie er das Federvolk lockte und fütterte, oder zuzusehen, wie er die pipstranken Hähne und Hennen inhalieren ließ, mit einer abgerungenen tierärztlichen Sicherheit, die er sich am Schlusse seines Vogelbuchs selbst bescheinigt:

Versteit doch of sin Sak gewiß,
Wil he so süß'n'n Vogel is.

Wir waren Jahre hindurch nächste Flurnachbarn und sahen uns zuzeiten täglich, unsere Frauen halfen sich gegenseitig wirtschaftlich aus. In dem noch ganz dörflichen Vorort gab es gewisse Dinge nur einmal. So besaß etwa Frau Falke die einzige Fruchtpresse und ließ diese zur Einkochzeit von Haus zu Haus wandern; wir, als das kinderreichste Haus, besaßen den einzigen verstellbaren Krankentisch und liehen diesen in Notfällen reihum. Wie dieser sachliche, so fand auch ein reger geistiger Austausch statt, und alle Pläne wurden miteinander in Haus und Garten oder im Spazierengehen durchgesprochen. Falke sandte vor der Herausgabe eines neuen Gedichtbandes die Handschrift regelmäßig mehreren Freunden mit der Bitte um „schärfste Sichtung“ und

schonungslose Streichung. Bei einem der letzten Bücher stellte Dehmel eine Reihe von anderer Seite ausgemerzter und von Falke preisgegebener Gedichte wieder her. Falke war sehr erstaunt; aber Dehmel sagte, als wir zu dreien darüber sprachen: „Einem Dichter wie Falke gegenüber hat der Leser den Anspruch darauf, auch nicht ganz Gelingenenes kennenzulernen, wenn es für die Gesamtpersönlichkeit wichtig ist.“

Großborstel entwickelte sich damals zu einer heute zer=stobenen Kolonie von Künstlern und Gelehrten. Hier wohnte Wladimir Köppen, hier der Pädagoge Carl Göge, das Malerehepaar Wilhelm und Mita Martens, der Kunstschrift=steller Hakon, der feine Deuter Jean Pauls und Falkes Guido Höller. Die Deutsche Dichtergedächtnis=Stiftung hatte in Borstel ihren Sitz, in der Nähe war der junge Dichter Hermann Claudius, ein Urenkel des Wandsbeker Boten, daheim, und etwas weiter im Alstertal siedelten einige Falke befreundete Maler wie Arthur Illies, Ernst Eitner und Fritz Schaper. Jeder saß für sich in Haus und Garten, den=noch war es ein reiches, anregendes Hin und Her. In einer langen Reihe Falkischer Gedichte und Novellen – vor allem im „Spanier“ – lebt die Großborsteler Welt fort; wie er sie fühlte, zeigen am reinsten in Hall und Nachhall die Verse des „Morgens zwischen Hecken“:

Weit hinten liegt die große Stadt,
Die graue Stadt in Dunst und Rauch.
Hier spielt im Licht das grüne Blatt
Und schaukelt sich im Morgenhauch.

Hier ist das Leben hold verstummt,
Träumt lieblich in sich selbst hinein;
Nur eine frühe Biene summt
Näschig um süße Becherlein.

Und manchmal ein verwehelter Laut,
Wie fernen Meeres Wogenschlag.
Was dort um Mauern braust und braut,
Herr, führ's zu einem klaren Tag!

Falkes Dichtungen verkauften sich auch weiterhin schlecht. So mußte er, trotz der Staatspension, literarische Brotarbeit leisten und, nachdem er zuerst aus Neigung ins Kindertümliche gelenkt hatte, manchmal sehr gegen seine Neigung einzelne Jugendschriften verfassen, bei denen gewiß der Dichter in vielen Einzelheiten durchblickte. Aber er verhehlte die Unlust an dieser Werkerei nicht. Er hatte uns noch während der Niederschrift von einem solchen Buche gesprochen, und als meine Frau, einen Strickstrumpf in der Hand neben ihm sitzend, nach der Vollendung fragte, wies er auf den schon dem Fußling nahen Strumpf: „Ich bin leider noch nicht beim Mindern.“

Dehmel und Falke habe ich zum letztenmal im Jahre 1913 bei Falkes sechzigstem Geburtstag beieinander gesehen. Er wurde zuerst in unserm Hause begangen, in einem großen heiteren Kreise, zu dem auch Friedrich Fülleborn, Oskar Walzel, Heinrich Meyer-Benfey, Hans Friedrich Blunck und Conrad Borchling gehörten. Und den Ausklang der Feier bildete ein stiller, heller Abend im Falkehaus, an dem der Dichter zwischen Liliencron's Witwe

und Dehmel seinen Platz hatte und mit hellem Blick und stillem Zutrink für alle herzliche Huldigung der Festtage dankte.

Falkes Antlitz und Haltung gewannen in der ländlichen Luft und Umgebung neue Frische. Er wurde breiter, das Gesicht rötter, aber die immer gütig blickenden Augen wahrten den alten Glanz. Seine große Kinderliebe äußerte sich besonders lebhaft gegenüber unserer Jüngsten, seinem Patenkinde. Einmal schenkte er ihr eine dreistöckige, reicheingerichtete Puppenstube, ein Lübecker Stück aus vorelterlichem Besig. Als das Kind sie einer Besucherin zeigte und sagte: „Die habe ich von Falke“, erwiderte die Dame: „Ach, von dem, der die Chronik der Sperlingsgasse geschrieben hat.“ „Nein,“ sagte die Kleine, „die hat der andere Vogel gepiept.“ Es gab für Falke kaum eine größere Freude als ein solches Wort aus Kindermund, und mit Recht hob, als wir mitten im Kriege an seinem Sarge von dem am 8. Februar 1916 vollendeten Abschied nahmen, sein alter Lebensfreund Jakob Loewenberg diese seine zarte und dichterisch reich belohnte Liebe zum Kinde hervor. Die ganze Dorfstraße entlang streuten Kinder vor dem Sarge ihres Dichters Blumen.

Loewenberg ist ein Schulleiter von glänzender pädagogischer Begabung. Von reinster Herzensgüte und neidloser Anerkennung, ist er mit dem ganzen Nachdruck seiner eindringlichen Art für jeden, dessen Wert sich ihm offenbarte, mit Wort und Schrift, wann immer es not tat, auch mit tatkräftiger Hilfe eingetreten. So ward er ein Stück getreuer Eckart für die Hamburger Dichter der Zeit. Auch er war im Verkehr wie in

seiner Dichtung ein dem Kinde verständnisvoll geneigter und nachfühlender Mensch.

Sein nächster Freund, Otto Ernst, in Großflottbeck an der Elbchauffsee heimisch, war der erste aus dem Arbeiterstand hervorgegangene hamburgische Dichter, eines Zigarrenmachers Sohn. Man genoß mit dem aus eigener Kraft Emporgekommenen seine Freude an der eigenen Hüsung, dem schönen Garten, dem großen hellen Arbeitszimmer, dessen Fenster auf alte Bäume hinausschauten. Der Verkehr mit ihm war freilich schwierig. Ernst war grundgut und half in der Stille unermüdlich, ich habe es bei manchem Anlaß, zumal in der Schillerstiftung, erlebt. Aber er war von einer krankhaften Empfindlichkeit gegen Kritik, und so ziemlich jeder Schriftsteller seiner Bekanntschaft hat im Laufe der Jahre einen plötzlichen Zusammenstoß mit ihm gehabt; es tat ihm manchmal selbst hinterher leid, aber er entschloß sich schwer, den ersten Schritt entgegen zu tun. So lag auch zwischen Dehmel und Ernst eine alte Kluft, durch Ernst verschuldet, und es war peinlich, bei jedem Anlaß darauf zu achten, daß man die beiden, Liliencron wie Falke nahestehenden Männer niemals zusammenbringen durfte. Wenn Ernst unbefangen war, so stand ihm gelegentlich ein blitzschnelles, amüßant charakterisierendes Wort zur Verfügung. Nach der Feier von Schillers hundertfünfzigstem Geburtstag saß ich mit den beiden Rednern des Abends, Friedrich Naumann und Otto Ernst, in der berühmten Schumannschen Weinstube am Jungfernstieg. Ernst war Lehrer gewesen, das Gespräch kam auf Pädagogik, und ich führte Lagardes Vorschlag an, ungeeignete Lehrer als Standes-

beamte zu verwenden. Da sagten Naumann und Ernst wie aus einem Munde: „So viele Standesämter gibt's ja gar nicht!“

Die Schillerstiftung! Auf Hans Hoffmanns Bitte hatte ich an Stelle des überbürdeten Justus Brindmann den Vorsitz des Hamburger Zweiges übernommen und damit ein wahres Martyrium auf mich geladen. Niemals vor dem Kriege hat sich mir ein solches Schriftstellerelend offenbart, und man konnte und durfte oft den jammervollen Existenzen nicht helfen, weil sie nach Leistung und Sagung für die Stiftung gar nicht in Frage kamen. Es blieb aber genug würdige Not übrig, und es war unsre größte Freude, daß wir dem größten derzeitigen Dramatiker Hamburgs und des niederdeutschen Bezirks, Frig Stavenhagen, und seinen Hinterbliebenen einigermaßen beizuspringen vermochten. Stavenhagen war ein Kutscherssohn und hatte sich als kleiner Angestellter in zähem Ringen, zumal durch den aus Hamburg gebürtigen Otto Brahm und Carl Heine gestützt, emporarbeiten können. Ein paar seiner niederdeutschen Dramen, der „Jürgen Piepers“, „Der Lotse“, gelangten auf die Hamburger Bühnen, und er wurde zum Dramaturgen des neubegründeten Altonaer Schillertheaters berufen, das nun alle seine Stücke bringen wollte. Da warf ihn ein Gallensteinleiden aufs Lager. Er mußte sich zu einem chirurgischen Eingriff entschließen. Er verlief glücklich. Und fünf Tage darauf, am 9. Mai 1906, verstarb der Dichter, dessen Körper die Entbehrungen der Kindheit seiner Widerstandskraft beraubt hatten, an Herzlähmung.

Die untersekte Gestalt des dunklen Mannes war immer in Bewegung, lebhaft von jedem Eindruck aufgerufen. Als er ins

Krankenhaus ging, war er voll berechtigter großer Hoffnungen, nur über die nächsten paar Wochen müsse er noch wegkommen, schrieb er mir damals, seiner Zukunft gewiß – dann war es aus. Uns allen aus dem erschütterten Herzen schrieb Gustav Falke:

Es sprach die Not: ich quäle dich,
Es sprach der Mut: ich stähle dich.
Es sprach der Sieg: Ruhm winkt und Licht.
Es sprach der Tod: Ich will es nicht.

O Tod, das hast du schlecht gemacht.
So schöne Kraft für nichts geacht,
Viel Kräuter stehen hundertweis,
Was rauftest du dies Edelreis?

Spricht der Tod:

Fühl' nicht wie ihr, bin hart und schneid'
All Kraut und Gras ohn' Lust, ohn' Leid,
Und schon' auch nicht der Blumen. Hüt'
Dein Kösslein du, so lang' es blüht.

Nach der Errichtung der Stavenhagen-Stiftung für die Seinen setzten die Freunde unter der Führung von Julius Scholz ihm in Großborstel, wo auch er zeitweise gewohnt hatte, ein Büstendenkmal. Es war die letzte Arbeit des hochbegabten Bildhauers Hermann Haas, auch eines Kindes der Not. Immer unstet, lehrte er eines Vormittags, offenbar nach menschlicher Ansprache bedürftig, bei mir ein, blieb lange da, schritt noch neben mir durch die Baumalleen des Dorfes. Am selben Abend lag sein zerschmetterter Körper auf dem Pflaster des Hofes unter seinem Fenster.

Auch die Schwestern Dora und Claudine Staaß gehörten zu den Schülern der Schillerstiftung, spröde Talente von

eigenem Ton, von ihrem Landsmann Timm Kröger entdeckt und eingeführt; Claudine war außerdem eine vorzügliche Blumenmalerin. Als ich Timm Kröger zum erstenmal im Bade Deynhausen traf, legte er mir alsbald das Schicksal der beiden, damals in den Sechzigern stehenden Frauen dringend ans Herz. Ihnen war schwer zu helfen, denn sie waren menschen-scheu und in einem hohen Grade lebensunfähig. Ihr Ende war furchtbar, und als ich nach Jahren Kröger am Niemanns-weg zu Kiel gegenüber saß, lähmte die Erinnerung noch unser Gespräch. Zuerst wurde gleich nach Neujahr 1911 Dora von einem Kraftwagen totgefahren. Bei ihrer Beerdigung waren außer der Schwester und dem Geistlichen aus dem großen Hamburg buchstäblich drei Gefolgsleute in der eiskalten Kapelle: Gustav Falke, Johann Hinrich Fehrs und ich. Nun aber konnte Claudine, die noch lebensschwächere, allein nicht weiter. Abends, wenn sie einsam saß und sich die kalten Hände am Lampenzylinder wärmte, kam das Grauen über sie. Sie öffnete sich die Pulsadern, ward ins Krankenhaus gebracht, geheilt – und erschoss sich dann am 18. April. Gustav Falke hat, wie für den Tod Frig Stavenhagens, auch für dies Ent-segliche das letzte Wort gefunden:

Die wie zwei Segel waren,
Von einem Wind geschwellt,
Die sollten nun nicht länger fahren,
Bord an Bord gesellt.

Der rauhe Tod rührte
Die eine Schwester an,
Der ungebetene Lotse führte
Ihr Schifflein seine Bahn.

Die Andere sah es schwinden,
Das Herz wurd' ihr schwer;
Sollt sie allein den Weg nun finden
Durchs abenddunkle Meer?

Das Ruder umzulegen,
War nicht die Hand zu schwach:
Sie stand am Rad, still und verwegen,
Und fuhr der Schwester nach.

Unter den jungen, Hamburg entstammenden Dichtern jener Tage waren Ernst Eilers und Gorch Fock wie zur Darstellung äußerster Gegensätze berufen. Eilers war mit sechs Jahren erblindet und ganz auf das Ohr angewiesen, nur in seinem Altrahlfstedter Hause bewegte er sich völlig wie ein Sehender. Merkwürdig, wieviel auch von dem äußeren Rhythmus und Gewande des städtischen Lebens er in seinen Hamburger Romanen einfing! Demgegenüber der Finkentwärder Fischer-
sohn Gorch Fock, bei dem alles strahlendes Auge war! Wenige Menschen sind so leuchtend und Leuchten verbreitend durch die Welt gegangen wie er. Trat Fock mit offenem Blick und kräftigem Händedruck auf einen zu, so spürte der Angesprochene ein Stück Lebensgewißheit wie leibhaft in sich überströmen. Immer hätte man geglaubt, er gehöre zum seefahrenden Volke. Dabei hatten mißliche äußere Verhältnisse ihm die Erfüllung des in dem Meisterroman „Seefahrt ist Not“ aufklingenden Jugendtraumes versagt. Krämerlehrling in Geestemünde, Handelschüler, Buchhalter, schließlich Kontorbeamter der Hamburg=Amerika=Linie – das war bis 1914 sein Lebensablauf gewesen, und erst als sein Chef Albert Ballin ihn nach Norwegen sandte, ward auf der „solten See“ seine angeerbte

Sehnsucht zum ersten Male voll genossene Wirklichkeit. Immer war er im Glücken, immer im Aufstieg. Ganz hatte ihn das große Leben Hamburgs gepackt, einen weitgespannten Hamburger Roman zu schreiben war sein letztes Ziel, bevor der Krieg ihn packte. Aus den Schützengräben in Serbien, am San, vor Verdun trieb es ihn aufs Meer, in der Stagerratschlacht ward das geliebte Element sein Grab.

Während eine neue Jugend, heischend und kämpfend, emporstieg, saß noch um die Jahrhundertwende, fast hundertjährig, Elise Averdick, die Diakonissinmutter, an ihrem Fenster in Hamburg-Hohensfelde, schwarz gekleidet, das weiße Häubchen auf dem schlohweißen Scheitel, wie sie Hans Olde für die Kunsthalle gemalt hat, wie sie an der Ehrensäule in der Rathausvorhalle modelliert ist. Als sie neunzig ward, traten ergaute Männer, einstige Zöglinge ihrer Kleinkinderschule, darunter der berühmte Stadttingenieur Franz Andreas Meyer, den Ranzen mit Tafel und Schwamm auf dem Rücken, bei ihr ein und sangen die alten Klippschulverse. Am neunundneunzigsten Geburtstage der Verfasserin der schönsten hamburgischen Kinderbücher gingen auch meine beiden Ältesten in der stundenlangen Prozession von Kindern durch das Haus, und jedes bekam ein Bildchen, ein Stück Kuchen und ein Streicheln der gütigen, wellen Hand.

Carl Mönckeberg und Siegfried Heckscher versuchten im Jahre 1900 durch die Gründung der Wochenschrift „Der Lotse“ die fehlende Plattform literarischer und kulturpolitischer Auseinandersetzung zu schaffen. Die Hefte mit dem ausdrucksvollen, von Benedikt Momme Nissen gezeichneten Lotsen-

Kopf hielten sich aber nur knappe zwei Jahre. Mitarbeiter und Freunde des Blattes fanden sich regelmäßig am sogenannten Lotsentisch im Ratskeller zusammen. Neben dem Juristen und Kunstforscher Gustav Schiefler gehörte Richard Huldshiner dazu, ein Hamburger Arzt, der aber nur halben Herzens an der Elbe lebte; er weilte in Wahrheit immer auf den Tiroler Bergen, dem Schauplatz seiner Romane und Novellen. Eine Zeitlang saß der bildschöne junge Hauslehrer der Reederfamilie Laeisz mit in der Runde; er hieß Friedrich Huch und gab damals in Hamburg seinen ersten Roman, den „Peter Michel“, heraus. Er besaß zu jener Zeit die eigentümliche Feierlichkeit aller dem George-Kreise nahestehenden Dichter; als ich ihn später bei Georg Hirschfeld in Dachau wieder traf, hatte sich sein Wesen verfestigt, er wirkte wie ein edler Jahrgang sirnen Weins.

Auch Gustav Frenssen zog nach Blankenese, aber er erschien in Hamburg immer wie ein Gast. Mich amüsierte bei gelegentlichem Zusammensein, wie er ohne Rücksicht auf die Umgebung – etwa auf einem Presseball – ganz in der Art seiner Gestalten in einer Art vortweggenommener Psychoanalyse jedem sein Leben abfragte. Auf demselben Balle stürmte gegen Mitternacht eine jugendliche Schar die Loge, darin wir mit Falkes und Frenssens saßen, und drückte Falke einen Kranz voller roter Rosen aufs Haupt.

Der späte Ruhm von Johann Hinrich Fehrs ging von Hamburg aus, wo die von Paul Briede gegründete Vereinigung Quickborn mit vorbildlichem Eifer und sicherem Geschmack für niederdeutsche Dichtung warb. Der Fünfundsiebzig-

jährige genoß diese Woge der Liebe und Anerkennung mit ganzer Seele und fühlte sich in seinem Igehoe halbwegs Hamburg zugehörig. Auf einer Herbstfahrt durch die schleswig-holsteinischen Dichterstätten sah ich Fehrs zum letzten Male. Ich war unter Möwenschrei und Zummelerflug über den Deich von Nordstrand, der Hallig, nach Husum gewandert, war in Kellinghusen auf Liliencrons, in Heide auf Klaus Groths Pfaden gegangen. Nun saß ich mit Fehrs und seinem Biographen Jacob Bödewadt in der „Stadt Hamburg“ zu Wesselburen, und der Alternde war voll dankbarer Freude über kaum noch erwarteten Widerhall.

Auch der Prinz Emil von Schoenaich-Carolath ist aus dem literarischen Hamburg um 1900 nicht wegzudenken. Im letzten Poggfred-Kantus hat Liliencron ihm bei der Zeichnung der schleswig-holsteinischen Heimat ein Denkmal gesetzt, mitten in den Wälderschug der Halbinsel hinein:

Die Sonne geht und auch der Tageschein,
Ein schwerer Duft zieht über Rain und Rasen,
Die Luft ist lau, der Hügel ruht wie Stein,
Wo, himmelabgezeichnet, Rüche grasen.
Dort in den Garten tritt ein Prinz hinein,
Wo laubige Linden stehn um Marmorvasen:
Ein Prinz mit großen blauen Dichteraugen,
Die ernst die Märchenschönheit in sich saugen.

Die Verse waren ein Denkmal und ein Dankmal, denn in schweren Zeiten war Carolath, wie so vielen, auch Liliencron immer wieder hilfreich gewesen; Liliencrons „Mäzen“ Gaden-dorp trägt auch einige Züge des Prinzen in seltsamer Mischung mit solchen seines Dichters.

Marmorvasen unter deutschen Linden – es ist das rechte Symbol für Emil Schoenaich-Carolath. Was Emanuel Geibel als unversöhnlichen inneren Zwiespalt empfand:

Drei sind einer in mir, der Hellene, der Christ und der Deutsche –
ach, und die Kämpfe der Zeit kämpf' ich im eignen Gemüt –

dies in sich zu einen war Carolaths Dichterwerk und Menschentum; in seinen schon nahezu verklärten letzten Jahren durchdrang dann innerlichste christliche Wiedergeburt auch seine Sehnsucht zum Schönen und seine heiße Liebe zu Deutschland.

Und Marmorvasen unter Linden, das ist auch die bleibende bildliche Verkörperung des seltsamen Marschenhofes, den Carolath nördlich der Elbe, mitten in Liliencrons „dröhnigem Vieh- und Butterländchen“, sein Eigen nannte. Haseldorf liegt nicht an der Eisenbahn. Von Tornesch aus fuhr man mit einer Pferdebahn bis zu dem Städtchen Utersen. Da lag der Klostergarten eines adligen Damenstifts, wie wiederum Liliencron sie aus liebster Kindheitserinnerung sooft gestaltet hat. Und hier erwartete Haseldorfer Gäste der Wagen, der sie zwischen Roggenfeld und Hecken zum Schlosse führte. Dies Schloß war freilich nur ein einstöckiges barockes Haubengebäude, mit einem für die Besucher bestimmten zierlichen Kavalierhause zur Rechten. Der Park mit einer uralten Eibe war ein Stück deutschen Waldes, die Kirche, in „Lindensfinsternissen“, dicht daran. Betrat man aber das Arbeitszimmer des Hausherrn, so fand man zwischen hellenischen und italienischen Kunstwerken Jagdstücke und Erinnerungen vom Mittelmeer und aus Ägypten. Carolath war von überschlanke Ge-

stalt und hielt sich, eine Folge seiner frühen Krankheit, leicht vornübergeneigt. Dieses Leiden sprach auch aus seinen großen blauen Augen, aber ohne Klage, mit einem Ausdruck das Jenseitige suchender Güte. Er saß, seit langem dem großen Leben fern, in glücklichster kindergesegneter Ehe mit einer Frau aus baltischem Geschlecht verbunden, die in ihm Gatten und Führer zugleich liebte. Die große Gastlichkeit des Hauses äußerte sich nicht in glänzenden Festen; immer war nur ein kleiner, sicher aufeinander abgestimmter Kreis geladen, und immer ward jedem Römmling von der Minute des Empfanges an das Gefühl innerer Zugehörigkeit. Von eigener Dichtung sprach Carolath nie, aber man traf ihn wohl in religiöser Auseinandersetzung mit dem temperamentvollen Theologen und Sozialpolitiker Otto Baumgarten oder in lebhafter Teilnahme an dem Schicksal entlassener Strafgefangener. Diesem Menschenkreis widmete er in seinen letzten Lebensjahren einen großen Teil seiner Zeit und seiner Mittel; er ergänzte auch aus ihm die Schar seiner Gutsangestellten und hat hier, wie er mir sagte, keine von den Enttäuschungen erlebt, die seiner Herzensgüte sonst nicht erspart blieben.

Diese äußerte sich wie im großen so im kleinsten Zuge. Meine Frau hatte bei einem Tischgespräch ihre Vorliebe für erste Frühlingsblumen bekannt; seitdem kam an jedem Weihnachtstage, zuletzt wenige Monate vor seinem Tode, von der Riviera ein Korb Frühlingsblumen mit seinem Gruß.

Heute, da fast alle, die damals Hamburg und seine Umgebung mit dem Klang ihres Liedes und dem Reiz ihres Wesens erfüllten, dahingegangen sind – auch Adalbert Mein-

hardt, Mathilde Mann, die erste Übersetzerin von Selma Lagerlöf, Wilhelmine Funke, die spät zum Werke gekommene Lyrikerin, Elisabeth von Heyking sind nicht mehr – erscheint die Fülle geistigen Lebens, die dort so plötzlich zur Entfaltung kam, wie wunderbar; und jedem, der diese reichen Jahre mit-
leben durfte, verklärt ihr Ertrag das stromdurchflossene, von
den grünen Türmen überhöhte Bild der immer aufsteigenden
Hansestadt.

G ä s t e a n d e r E l b e

Im Jahre 1905 rief ich die Hamburger Kunstgesellschaft ins Leben. In Hamburg bestand seit 1891 eine Literarische Gesellschaft, über deren Anfänge ihr Mitbegründer Detlev Liliencron in seinen Briefen reizend plaudert; ich habe die eben aufgefundenen bei einem Stiftungsfest des Vereins zum Jubel der Hörer zum erstenmal verlesen. Damals stand an der Spitze der um die junge Literatur sehr verdiente Buchhändler Léon Goldschmidt, der Verleger Gorch Fock. Während aber dieser Verein rein literarischen Charakter hatte, sollte die Kunstgesellschaft auch die Musik und die bildenden Künste in ihr Bereich ziehen. Wir hatten Erfolg, die vorgesezte Höchstzahl von fünfhundert Mitgliedern wurde schon im ersten Winter erklommen. Justus Brindmann gehörte vom ersten Tage bis an seinen Tod als eifriger Mitarbeiter dem Vorstande an. Wir veranstalteten die erste Hamburger Kollwitz-Ausstellung, zeigten zum erstenmal an der Elbe gesammelt das Werk Wilhelm Steinhausens (Falke leitete die Ausstellung mit einem Prolog ein), veranlaßten Heinrich Vogeler-Worpswede zu einer Gesamtschau; und nun kam alljährlich ein glänzender Zug von Künstlern und Gelehrten zu uns, und mancher von ihnen kam wieder und ging auch durch unser Haus. Carl Spitteler, damals noch nicht auf der Höhe seines Ruhmes, trat zuerst in der Kunstgesell-

schaft hervor, wie der junge Walthar Heymann seine eigenwillige, im Zeichen Dehmels stehende Verskunst dort fast zuerst in Deutschland öffentlich hören ließ. Spitteler, das Urbild des Schweizer Aristokraten, fühlte sich in Hamburg aufs lebhafteste angezogen. Er saß noch, den Zylinder auf dem Kopf, bis in die Nacht mit uns bei der Musik des Alsterpavillons; am andern Tage lernte er im Vorsteler Garten Falke kennen. Sein Gegenbild war Carl Hauptmann; der thronte auf dem Podium wie ein verträumter Gebirgsschneider, strich sich die Mähne aus der Stirn und las dann seinen Ostergesang aus der „Mathilde“, raunend, aus dem Geheimnis emporjubelnd, mit tiefster Wirkung. Dehmel brachte uns einen ganzen Abend lang Goethische Verse nach eigener Wahl, Arnold Mendelssohn begleitete meisterlich den Gesang seiner dem Publikum fast fremden Lieder.

In jedem Winter kehrte Henry Thode in der Kunstgesellschaft ein, als Redner wie als Gesellschafter gleich hinreißend; die Trinksprüche, die er beim Zusammensein nach dem Vortrage ausbrachte, waren manchmal ebenso geistreich und plastisch wie seine Vorträge über Grünewald, Giotto oder Bayreuth. Einmal stieg ich zufällig in Osnabrück zu ihm ins Abteil. Ich war zum erstenmal dort gewesen und erzählte ihm ganz erschüttert, eine Schule hinter dem Dome trüge die Inschrift: Begründet von Karl dem Großen. Da sagte er lachend: „Das ist noch gar nichts. Ich war in diesem Sommer beim Grafen Erbach in Erbach mitten im Odenwald. Wenn da die Leute vom Kaiser sprechen, meinen sie nicht Wilhelm II., sondern Karl den Großen.“

Ein origineller Besucher war der Oberstleutnant Paul Pochhammer, als Bibliothekar des Ingenieurkomitees immer noch im Dienst und damit lange der älteste Soldat der Armee. Jedes Gespräch des weißbärtigen alten Herrn führte zu Dante zurück, dessen Erforschung und Übersetzung er schon als junger Offizier sein Leben gewidmet hatte. Bei einem Kommerse in unserem Hause kam es zum Semesterreiben, ein Jahrzehnt nach dem andern wurde aufgerufen, Pochhammer blieb still sitzen, bis wir über die Hundert kamen, da erhob er sich mit Worten auf die Jugend und entzückte Alte und Junge so, daß das Hoch auf ihn, von Albrecht Thaer, Alfreds Bruder, dem Reformator des Hamburger Realschulwesens, ausgebracht, jubelnd an den Wänden widerhallte.

Der liebste und verehrteste unter den Hamburger Dichtergästen kam nicht zu Vorlesungen an die Alster; Rudolf Lindau machte hier auf der Reise von oder nach seinem Alterssitz Helgoland Station. Er hatte immer sein bestimmtes Gemach im Palasthotel am Neuen Jungfernstieg und eine einspännige Droschke, deren Kutscher ihn seit vielen Jahren fuhr. Die Nummer des Wagens mußte ebenso wie die Zimmernummer des Gasthofes durch 3 teilbar sein – hierin besaß der weltläufige Hagestolz einen leichten Aberglauben, über den er sich selbst ein wenig lustig machte. Fiel sein Auge irgendwie auf eine hohe Zahl, so stellte er sofort die Teilbarkeit fest und sagte, wenn es stimmte: „Eine gute Zahl!“ Er war einer der schönsten Männer, denen ich im Leben begegnet bin, mittelgroß, schlank, mit rosiger Gesichtsfarbe, schneeweißem, kurzem Schnurrbart und Haar an den Schläfen und am Hinter-

haupt; blaue Augen von dieser Größe und diesem Strahlenglanz habe ich bei Männern seines Alters nur noch bei seinem einstigen Chef, nur noch bei Bismarck, gesehen. Immer blickten diese Augen gütig, nie freundlicher und liebevoller, als da ihm an unserer Gartenpforte unsere kleinen Mädchen mit ihren Gespielinnen entgegensprangen. Lindau wußte reizend zu erzählen. Seltsam war ja sein Lebensgang gewesen. Der mittellose junge altmärkische Philolog war zuerst Hauslehrer in Frankreich (bei dem großen Gelehrten und späteren Minister Barthélemy St. Hilaire) gewesen, dann Vertreter und Generalkonsul der Schweizerischen Eidgenossenschaft in Japan, zugleich Begründer der ersten europäischen Zeitung des asiatischen Inselreichs. Er hatte im Generalstabe am Cochinchinakriege von 1862, als Sekretär des Prinzen August von Württemberg, des Kommandeurs des Preussischen Gardekorps, am Deutsch-Französischen Kriege teilgenommen und die Kriegsgeschichte des Korps geschrieben. Dann zog Bismarck ihn ins Auswärtige Amt, und von der Botschaft in Paris kam er nach Berlin, schließlich, nach Bismarcks Entlassung, nach Konstantinopel, bis der Siebziger sich nach Helgoland zurückzog. Ein Freund des Ruderns und Segelns, fand er hier, was ihm die Meeresküste von früh an geboten hatte: „Die schönste Luft, ganz still, man atmet Leben und Gesundheit mit jedem Zuge. Dort sitzen und träumen ist das höchste Glück.“

Sprach er nun, zwischen Zügen aus der kurzen Pfeife, vom Vergangenen und Erlebten, so sah man die dargestellten Menschen: die jungen Genossen seiner japanischen Jahre, die

Staatsmänner der dritten französischen Republik, die Helgoländer Fischer und die türkischen Würdenträger. Dabei war er, der langjährige Pressechef des Auswärtigen Amts, von vorbildlicher Diskretion. Der merkwürdige Aufstieg seines Lebens erschien ihm nicht als Ergebnis eigenen Verdienstes, sondern als eine Verkettung glückhafter Umstände. Der Grundzug seines Wesens war ein echtes Wohlwollen, das sich, über Schranken des Alters und des Ranges hinweg, jedem redlichen Willen öffnete. Beisammensein und Gespräch mit Rudolf Lindau mußten jedem das Gefühl der Gehaltenheit und Ruhe eingeben, wie es seine erst in reifem Alter entstandenen Meisternovellen ausatmen.

Der einstige Weltwanderer starb am 14. Oktober 1910 auf einer Reise zu Paris. Sein Wunsch war gewesen, in Helgoland zu ruhen. So ward der Sarg mit seinem Sterblichen nach Cuxhaven gebracht. An einem strahlend-hellen, windbewegten Spätherbsttage, wie er sie sooft geschildert hat, ward seine Leiche auf einem der kleinen Bäderdampfer zur Insel hinübergeleitet. Wir waren, Freunde und Fremde, kaum zwanzig Menschen auf dem Schiff, in dessen großer Kajüte unter Blumen der Sarg stand. Die See, in der Sonne schimmernd, ging hoch, und das Motorboot, das den Sarg zur Lände brachte, schoß auf und nieder. Am Ufer aber standen mit Rudolfs Bruder Paul und seinem Neffen Hans alle Schiffer der Insel, und, wie sie es sich erbeten hatten, trugen sie abwechselnd den Sarg die Treppe hinauf ins Oberland vor den Altar der Kirche. Sie trugen ihn auch, immer zu sechsen wechselnd, am andern Tage auf den Kirchhof,

ihnen voran, jede einen Kranz in den Händen, ihre Töchter, und hinter ihnen mit dem Admiral, der später bei Antwerpen kommandierte und hier das Reichsoberhaupt vertrat, wohl alle Bewohner Helgolands. Der Wind, der die Bäume des Kirchhofs zu den wunderlichsten Formen verzerrt hatte, spielte mit den Schleiern der Frauen, mit den Schleifen der Kränze, mit dem Sande des Hügels. Die Wellen des von Lindau bis zur letzten Stunde heiß geliebten Meeres flatschten unten gegen den Fels.

Am andern Tage erzählte mir einer der Fischer, mit dem er oft segelnd um die Insel gekreuzt war, von einem erstaunlichen Erlebnis an dem Tage, da Kaiser Wilhelm II. das deutschgewordene Helgoland zuerst betrat. „Wir standen alle auf dem Unterlande, als der Kaiser von Bord ging. Wie er nach der Treppe kam, ging schräg hinter ihm ein Herr mit Schiffhut und Degen und vielen Orden und winkte uns verstohlen zu, da sahen wir auf einmal: das war ja unser Geheimrat. Da wußten wir erst, was er eigentlich für ein großes Tier war.“ Der Bescheidene hatte, wie der Prinz im Märchen, den Stern immer unter dem Rocke getragen.

Vier Jahre danach ward die Kirche, vor der Lindaus Sarg gestanden hatte, in die Luft gesprengt, Helgoland von seinen Bewohnern geräumt. Das Reich hatte sich unter dem Ansturm einer feindlichen Welt zu bewähren, an allen Fronten rollte das Feuer der Geschütze, tot war der Hamburger Hafen, aber in anderer Stummheit versunken, als sie Richard Dehmels eben vor dem Kriege empfangene „Hafenfeier“ mit schwebendem Rhythmus verkündet:

Es wird noch manche Opferträne rinnen,
Die leuchtender von Seele zu Seele brennt
Als der erlauchteste Stern am Firmament;
Doch immer wieder, wenn Sturm ein Brad berennt,
Wird Kapitän wie Trimmer erschüttert sinnen,
Warum sie durch den quälenden Aufruhr treiben,
Warum sie nicht im stillen Hafen bleiben.

Denn manchmal ist er still. Wenn mittenächtlich
Kein Hochbahnzug mehr über die Brücken fährt,
Wenn sich, vom dunkeln Wasser kühl verklärt,
Das Bordlaternenheer sternbilderprächtig
Im Abgrund spiegelt, Funken tief bei Funken,
Dann scheint das Himmelreich herabgesunken.

Dann winkt dir aus der todesstillen Flut
Der Feiertag, seit jeher prophezeit:
Da sinkt der Menschensohn vom Kreuz, da ruht
Auf dem erstorbnen Erdball weit und breit
Der Hauch der ewigen Seligkeit.

V e t e r a n e n

Noch aber war die Welt offen, keine Schranke zwischen den Völkern, jede Ferne lockte und jede schien erreichbar. Gedeihen überall im Vaterlande und glückhafte Dauer scheinbar gesichert. Wie gern war man geneigt, das unterirdische Grollen zu überhören, das, gelegentlich aus Dehmels Lied aufzuckend, in künftiges Geschick deutete. Und Deutschland reichte bis auf den Vogesenkamm. Kein Korridor trennte die Heimat von der Hauptstadt. Zwischen Metz und Amanweiler bin ich unter dem Kommando des alten Häfeler, bei Graudenz unter dem alten Golz meinem Zuge vorangeschritten. Wie schön war es, eine Marschpause im glühenden Mittag unter dem Schatten einer Weinbergsschlucht zu verschlummern und dann bei der Heimkehr zur Festung im Abendlicht die Mezer Kathedrale wie ein riesenhaftes Vorzeittier am Horizonte hingelagert zu sehn. Zu Pfingsten saß man mit Kameraden unter der Porta Nigra in Trier, und am Urlaubssonntag eines andern Jahres fuhr man vom Alten Lager nach Jüterbog hinein und stand vor Tezels Ablasskasten in der hohen Nikolaikirche.

Weder Häfeler noch Golz entsprachen in Aussehn und Haltung dem Normalbild eines deutschen Generals. „Gottlieb“, wie das ganze sechzehnte Armeekorps den Grafen Hä-

feler nannte, erinnerte, wenn er, etwas schief auf dem Gaul sitzend, die Marschkolonne entlang ritt oder beim Entfernungs=schätzen nach Herausziehung der Vorgesetzten unter die liegenden Mannschaften trat und sie nach der Zielweite fragte, an einen etwas ausgebleichten edlen Indianerhäuptling. Die Unzahl der wahren und unwahren Geschichtchen über den gestrengen und gerechten, einsamen Kommandeur sollte einmal gesammelt werden. Während meiner Lothringer Übung ging unter andern folgende um: der General trifft eines Morgens auf der Römerstraße einen Offiziersburschen, ein kleines Mädchen an der Hand. Er stellt ihn und erfährt auf Befragen, der Soldat habe das Kind eines eben nach Metz versetzten Hauptmanns zur Schule zu bringen. Befehl: „Gehn Sie sofort nach Hause und bestellen Sie der Frau Hauptmann, ich wartete auf der Esplanade mit ihrer Tochter, bis sie sie abholt und selbst zur-Schule bringt.“ Man stelle sich die Gemütsstimmung der jungen Frau auf dem Gange vor!

Ganz anders wirkte Colmar von der Goltz. Die schwere Figur mit der großen Brille schien eher einem Professor, der eine Reserveübung macht, anzugehören als einem der höchsten Gebieter des Heeres; und er war ja auch zugleich einer unserer ersten Kriegshistoriker und überhaupt ein ausgezeichnete Schriftsteller. Er war auch – im Gegensatz zum Grafen Häfeler – ein vortrefflicher Redner, der die Besichtigung mit packendem Wort abschloß.

Was Häfeler und Goltz dem Heere waren, die mit ihren ersten Taten noch heroischer Vorzeit zugehörigen Alterleute,

das waren am Aufgang des neuen Jahrhunderts in der Dichtung Wilhelm Raabe und Paul Heyse. Vor Raabes siebenzigstem Geburtstag empfing auch ich die Aufforderung, ein Blatt zu der großen Widmungsmappe beizusteuern, und die Einladung zum Fest. Ich zögerte sie anzunehmen, aber der immer gütige alte Julius Lohmeyer redete mir, dem ihm unbekannten Jüngerem, so dringlich zu, daß ich am 7. September 1901 nach Braunschweig hinüberfuhr. Mein Sezessionsfreund Jacobs lehnte die Mitfahrt ab und schrieb mir boshafterweise eine Postkarte, die mit dem Zitat aus dem „Dräumling“ begann:

„Der Zug in den grünen Esel ordnete sich und setzte sich in Bewegung; wir aber, die wir zu Ehren des gefeierten Dichters seine edeln Werke von neuem lasen“... und fortfuhr: „Ich gehe nicht mit in den grünen Esel, da man dort vor lauter Toastbonzen die Raabes nicht zu sehen bekommt. Dagegen habe ich sämtliche Werke durchgelesen, ein langes Feuilletton geschrieben, dem Publikum die Ohren gezogen und einen Teil des Honorars nach Br. geschickt. Das ist hoffentlich besser!“

Er behielt aber Unrecht. Es war trotz allen amtlichen Huldigungen ein sehr zwangloses Fest von heiterem Grundton, und sooft ich jetzt noch als externer Kleiderseller mit den Braunschweiger Freunden in der Herbstschen Ecke sitze – immer wird jenes goldenen Septembertages mit lächelnder Wehmut gedacht. Lohmeyer, mit dem ich zusammen zum Altstadtrathaus schritt, sah aus, wie man sich als Kind einen Dichter vorstellt: über wahren Kinderaugen schneeweißes Haar, das

bis auf die Schultern herabfiel. Der altertümliche Saal war dicht gefüllt, als Raabe eintrat und alles sich ehrerbietig erhob. Der sah nun gar nicht wie ein Dichter aus, sondern eher wie ein in sich versponnener deutscher Handwerksmeister. Jetzt war er totenblaß, und die Weiße seines Gesichts stach doppelt von dem blauen Bande des Maximiliansordens ab. Wie ich nach Jahren erfuhr, hatte er vor dem Eintritt zu Wilhelm Brandes gesagt: „Eigentlich ist es doch eine capitis diminutio.“ Aber die gefährliche Stimmung des solange Verkannten verslog alsbald. Gleich an der Thür grüßte er mit Kuß und Umarmung einen ihm sehr ähnlich sehenden, gleichfalls schlohweißen Herrn in grüner Uniform: es war sein Bruder, der Oberamtsrichter Heinrich Raabe. Dann klang ein Raabesches Lied. Louis Engelbrecht, einer der nächsten und tatkräftigsten Freunde des Dichters, eröffnete, von Rührung übermannt, stockend, die Feier. Als aber dann Adolf Stern zum Rednerpult ging und begann: „Der weise Seneka, nicht der römische Philosoph neronischen Ungedens, sondern der rothweinflüsterne Bürgermeister zu Wanza an der Wipper“ . . . da ging das erste Lächeln über Raabes Antlig, und der Bann der Stunde löste sich. Diese Stimmung blieb dem ganzen Feste und steigerte sich zu hellem Jubel, als ein neben mir sitzender Herr mit goldener Halskette aufstand und als Prorektor der Universität Göttingen mit hinreißendem Wort Wilhelm Raabe zum Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste promovierte. Es war Gustav Roethe. Unmittelbar danach verkündete Engelbrecht, daß auch Tübingen sein Ehrendoktor Diplom gesandt

habe, und dem braunschweigischen Kommandeurkreuz gesellten sich die goldenen Verdienstmedaillen von Württemberg, Baden und Weimar.

Am Nachmittage war Festmahl im Wilhelmsgarten. Eine Ruhestunde dazwischen hatte ich mit Lohmeyer und Stern in der Hagenschenke zugebracht und andächtig gelauscht, wie, von der Feier angeregt, Lohmeyer von einem Besuche bei Uhland, Stern von seinem Beisammensein mit Friedrich Hebbel und Gottfried Keller berichtete. Während des Mahles wurde Kaabe jene Mappe mit den dreihundert Gedichten und Kunstblättern überreicht. Er griff auch gleich hinein und fischte ein Blatt heraus, das er schmunzelnd über den Tisch reichte: unter den Spruch ihres Vaters hatte eine Tochter des Hauses Delbrück mit kindlichen Strichen die Kröppelgasse aus dem „Hungerpastor“ gezeichnet und mit unbeholfenen Versen unterschrieben. Das machte dem Alten Freude. Aber auf die Reden von Hans Hoffmann und Wilhelm Brandes, der Frau Bertha Kaabe feierte, hat er nur mit Zutrink und Händedruck erwidert und am andern Tage bei der Nachfeier der Kleiderseller ein Manuscript aus der Tasche gezogen und verlesen; es war wörtlich dieselbe Rede, die er am gleichen Ort an seinem fünfzigsten Geburtstag gehalten hatte. Sie steht, ein ergreifendes Dokument des „Freidurchgehens“ jetzt im letzten Bande seiner Gesammelten Werke.

Das Fest hatte noch ein amüsanter Nachspiel. Eines Tages schrieb Kaabe an Engelbrecht folgendes Billet: „Soeben war der Diener des Preussischen Gesandten bei mir und über-

brachte mir den Kronenorden dritter Klasse. Ich habe ihm einen Thaler und die Quittung gegeben. Ich denke, „das genügt“. Ich mußte, als ich den Brief las, an Gustav Freytag denken, der, weniger philosophisch, dem Großherzog von Sachsen ein ihm zu niedriges Ritterkreuz zurücksandte. Raabe legte das seine in den Kasten.

Die langen Jahre der fast widerhallosen Einsamkeit hatten Wilhelm Raabe nicht verbittert, aber hellhörig für echte Teilnahme und skeptisch gegen Ruhmestrafanfare gemacht. Nach den ersten raschen Erfolgen der in Berlin geschaffenen, dicht an der Jungfernbrücke empfangenen und auch in Berlin verörtlichten „Chronik der Sperlingsgasse“ und des „Hungerpastors“, seiner Kinderbücher oder der Bücher vor seiner Geburt, wie er sie ungerecht nannte – nach diesem frischen Aufstieg zu deutscher Geltung war Raabe im neuen Reiche ganz in den Schatten gedrückt worden. Jahrzehnte vergingen, bis Meisterwerke ohne zeitgenössisches Seitenstück, wie der „Schüdderump“ oder „Abu Telfan“, auch nur die zweite Auflage erreichten. Immer hatte das Schicksal die Hand „an der Gurgel“ des unbeirrt Schaffenden. Neben seiner Lebensgefährtin war es vor allem jener Kreis der sogenannten Kleiderfeller, der in bündiger Erkenntnis seines großen Genossen ihm das herzbewegende Gefühl gab, nicht ganz vergessen zu sein. Der niederdeutsche Name Kleiderfeller bedeutet soviel wie Trödler, er stammte von der ursprünglichen, auf Sammlung von heimischen Altertümern gerichteten Tätigkeit des Kreises, der alsbald eine Runde zu geistigem Austausch geworden war. „Ein Mann weget den andern“, stand unsichtbar

über den Häuptern der auf dem Weghause zwischen Braun-
schweig und Wolfenbüttel oder auf dem Grünen Jäger nahe
dem ehemaligen Kloster Riddagshausen tagenden Gesellschaft.
Komplimente drechselte man an dieser Tafel von Gelehrten
und Lehrern, Fabrikanten und Juristen, Pastoren und Ein-
spännern, wie dem alten Indiensfahrer Römer, nicht, sondern
sagte sich ungeschert die Wahrheit, auch wenn sie einmal un-
bequem war. Gerade weil man in den philiströsen Formen
eines Stammtisches zusammentam, war man allem, was der
Philister schätzt, allen Maßstäben, mit denen er mißt, grund-
innerlich abhold. Hier galt es mitten „im Messer- und Gabel-
geklirr des Lebens“ einen befreienden Atemzug zu tun, im
Kleinen nach Raabes Wort „frei durchzugehn“, auch wo die
Not des Lebens das im Alltag versagte. „Ob wir heute zu
zwanzig oder dreißig zu Tische sitzen oder morgen zu drei – es
ist gleichgültig: Wir sind da. Wir haben in uns alles, was
es möglich macht, dann und wann (in unserm besondern Falle
wenigstens alle Woche einmal!) einen gesunden Atemzug zu
tun. Und rundum sind Nägel genug an der Wand vorhanden,
um jedwede Kappe dran aufzuhängen“ – so hat Wilhelm
Raabe in jener zweimal gehaltenen Rede vom Kleiderseller
gesprochen.

Neben ihm war Wilhelm Brandes das dichterisch bedeu-
tendste und in der Erkenntnis fremder Kunst kongenialste Glied
der Tischrunde. Schulmann, klassischer Philolog und Germa-
nist, ward er allgemach nicht nur des um dreiundzwanzig
Jahre älteren Dichters nächster Freund, sondern auch sein
erster literarhistorischer Darsteller von feinsten Einfühlung.

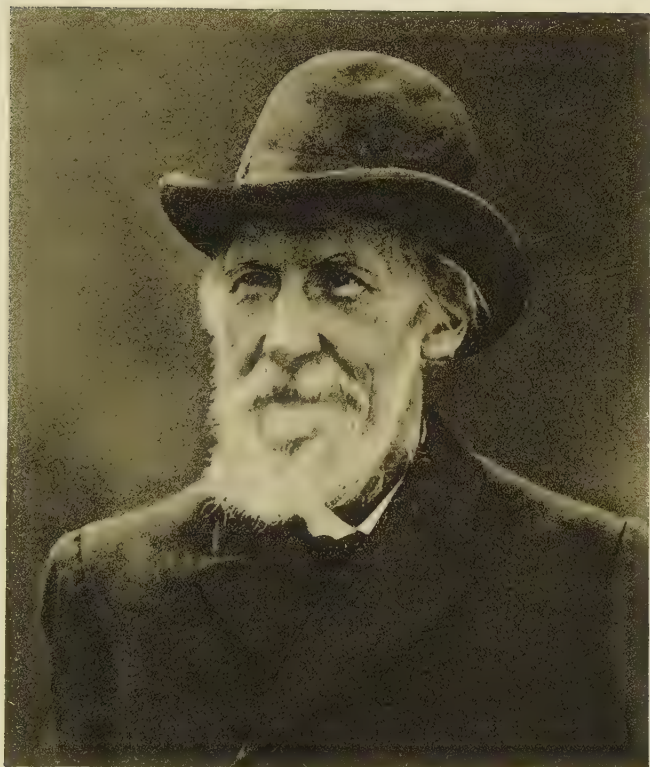
Im Sellerkreise amtete er zudem als der klassisch-humoristische Dichter festlicher Anlässe. Wie hat es Raabe amüsiert, und wie mußte er doch die verhüllt mitschwingende Wesenserkenntnis heraushören, wenn Brandes des Dichters angestammte Sofaecte bei den Kleiderseilern also besang:

Stets thront er hier, bald graue Sphinx,
Auf Rätselleiern brütend,
Bald als Prophet rechts und links
Mit Paradoxen wütend;

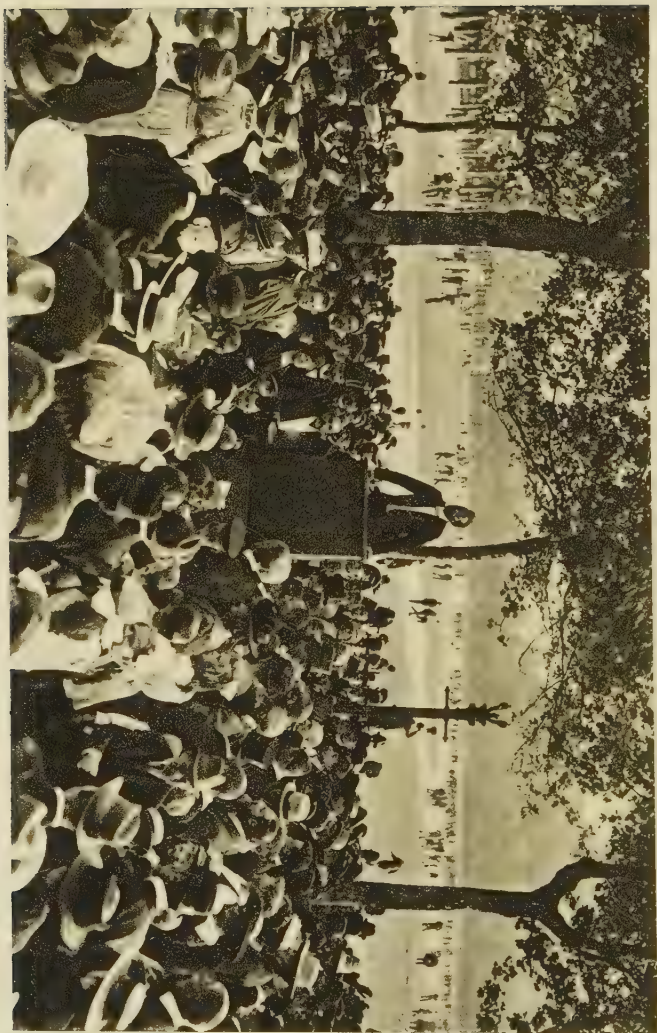
Mal weckt ein schnöder Oberton
Empörung und Entzücken,
Mal rinnt ein andrer, herzentflohn,
Uns rieselnd übern Rücken.

In den letzten fünf Jahren seines Lebens habe ich Raabe häufig besuchen und sogar, was als besondere Auszeichnung galt, an seinem Familientische Abendbrot essen dürfen. Kam man gegen fünf die Leonhardstraße entlang, so stand er gewöhnlich im Schlafrock, der den einst schwer Asthmatischen vor Erkältung schützte, am Fenster und sah durch das Lorgnon auf die den gegenüberliegenden Platz mit lautem Jubel füllenden Kinder hinab. Am jenseitigen Rande des Spielplatzes standen dichte grüne Bäume. Das war der Magni-Kirchhof, und Raabe deutete gelegentlich von oben hinüber und sagte: „Da liegen erschossene Schillsche Soldaten begraben, und da liegt Lessing.“ Einmal, als meine Frau mitangemeldet war, trug er nicht den schon legendären Schlafrock, sondern einen schwarzen Überrock. In dem Zimmer mit dem schlichten Haus-

rat und den nachgedunkelten Bildern saß man dann mit ihm an dem runden Tische nieder, darauf er in Stuttgart und Braunschweig alle seine Meisterwerke geschrieben hatte. In der Ecke beim Ofen stand ein kleiner Waschkorb mit den neuesten in den letzten Wochen eingelaufenen Produkten der Literatur. Frau Bertha oder Margarethe, die älteste Tochter, brachten den Kaffee, und der Hausherr bot Zigarren; ließ man eine Rauchpause eintreten, so störte ihn das. Und nun spann sich die Unterhaltung vom Nächsten und Täglichen ins Weite und Große hinüber. Immer wieder einmal kam alte Enttäuschung hoch: „Das deutsche Volk hat mich hundsfötlisch behandelt.“ Wilhelm Speck, der einst mit am Tische saß, meinte mit Bezug auf Rosegger: „Das Publikum nimmt es nach solchen Erfolgen auch nicht übel, wenn man mal ein schlechtes Buch schreibt.“ Darauf Raabe, weit vornübergelehnt, wie er pflegte, und mit unergründlichem Blick: „Uebelnehmen? Das Publikum nimmt es höchstens übel, wenn man ein gutes Buch schreibt!“ „Hebbel“, sagte er ein andermal, „nannte meine ‚Sperlingsgasse‘ eine Ouverture. Er fragte: wo bleibt die Oper? Er hatte ganz recht, aber er ist ja schon 1863 gestorben und hat ‚Abu Telfan‘, den ‚Schüdderump‘ usw. nicht mehr gelesen.“ Von den Zeitgenossen seiner Stuttgarter Jahre hatte er sich zu Mörike und Vischer kein Herz fassen können. Mörike nannte er kurz und deutlich erzfaul, und Vischern verübelte er es, daß er als Bertha Raabes Tischherr die junge Frau sofort mit einer vernichtenden Kritik ihrer norddeutschen Aussprache unterhalten habe. „Dabei redete er selber ein entseglisches Schwäbisch.“ Mit innerster



Wilhelm Raabe



Raabe-Gedächtnisfeier in Braunschweig

Wärme dagegen sprach Kaabe von Hermann Kurz: „Das war allemal ein Fest, wenn der aus Tübingen herüberkam.“ Mit gleich großer Liebe gedachte er Johann Georg Fischers und Wilhelm Jensens; „Jensen und ich fielen uns einmal absichtslos in die Arme, als wir gemeinsam aus einer partikularistischen Versammlung hinausgeworfen wurden.“ Den merkwürdigen Dichter, Freidenker und Sozialisten Friedrich Albert Dulk, dessen Doppelehe Isolde Kurz in ihren „Erinnerungen aus dem Jugendland“ ergreifend schildert, nannte er: „Wunderlich, aber edelherzig.“

Kam während des Besuches die Zeitung, so konnte den leidenschaftlichen Journalleser nichts am sofortigen Durchfliegen der Spalten hindern. Ich war gerade bei ihm, als sie am 9. Januar 1908 den Tod Wilhelm Buschs meldete. Da sagte Kaabe: „Ich habe Hallberger auf ihn aufmerksam gemacht, und er hat ihn verlegt.“ Dann dachte er eine Weile still nach und fügte hinzu: „Er war ja ein großer Kerl, aber doch eigentlich ein Marterkasten.“

Zwischen acht und neun zog Kaabe Gehrock und Mantel an, griff nach Schlapphut und Stock und forderte zum Gehen auf. Der Weg in die Herbstsche Weinstube, dicht am Bahnhofe, war weit, aber die elektrische Bahn wurde nicht benutzt, man ging bei jedem Wetter zu Fuß. Einmal stand ich die größte Angst aus, denn es war Glatteis; aber der Sechszundsiebzigjährige verbot mir energisch, ihn zu stützen, ich mußte auf schmalen Bürgersteigen der Innenstadt vor ihm hergehen und durfte mich nicht einmal nach ihm umsehen, obwohl er ein paarmal strauchelte. Die Herbstsche Weinstube

ist ein ganz modernes Lokal. Hier hatte er seinen, für jeden Fremden unzugänglichen Tisch, in einer Ecke des ersten Zimmers, hart neben der Tür, so daß er jeden Kömmling sofort sah. An manchem Abend saß er auf der Bank alleine mit dem früheren Weinhändler Telgmann, mit dem er in wetterfester Kameradschaft lebte. War aber dem Kaabeuhause ein Gast gemeldet, so ergingen an alle Kleiderseller Postkarten, die nichts als den Namen des Auswärtigen und das Datum enthielten. Das hieß dann: kommt heute zu Herbst! Und sie kamen: Engelbrecht, Konrad Koch, Hans Reidemeister, der Pfarrer August Stock, der alljährlich nach seinen Vortragsabenden Dichter und Dichterinnen, darunter einmal Liliencron, Kaabe zuführte, Hans Martin Schulz, von Wolfenbüttel Wilhelm Brandes und der Dramatiker Ludwig Löser. Oft war Kaabe lange schweigsam, bis ein feines oder spitzes Wort aus seinem Munde der Unterhaltung der andern Abschluß oder Wendung gab. Immer wieder führte er das Augenglas vors Gesicht, wenn sich nach dem Theater allerlei Volk an dem Tische vorbeischoß, mancher mit einem ehrfürchtigen oder neugierigen Blick zur Ecke. Und mochte es noch so spät werden – jedesmal geleitete Kaabe selbst den Gast bis vor sein Quartier.

Manches Blatt flog in jenen Jahren von Braunschweig nach Hamburg, oft in seiner Güte beschämend. Als der Kaabeturm auf dem Großen Sohl eingeweiht worden war, sandte Kaabe mir den Zeitungsbericht und schrieb darunter: „Aus der ‚Spreegasse‘ bis auf den ‚Großen Sohl‘! Eigentlich doch ein absonderlicher Weg, so von 1854 bis 1909! –“ Meine

Frau hatte sich in einer Krankheit an einer seiner Dichtungen gesund gelesen und schrieb ihm das. Da antwortete er: „Haben Sie Dank für den Gruß aus den Tagen der Genesung und für die schönen Maiblumen vom Krankenbett! Wenn Bücher – Kunstwerke so wirken: Schmerzen vergessen machen, unruhigen Herzschlag mildern, dann haben sie ihre Aufgabe auf dieser Erde vollkommen erfüllt, was sonst ihr ästhetischer Wert sein mag.“ Und ein andermal, nach dem fünfundsiebzigsten Geburtstag, schrieb er ihr: „Was hat unsereiner Besseres von seiner Lebensarbeit, als daß er dann und wann erfährt, sein Wort und Werk habe Menschenkindern in guten Stunden noch ein wenig mehr Sonne und zu dunkeln, bösen wenigstens einen lichtern Schein von Ferne in den Erdentag getragen?“ Einmal wagte ich leise an das, wie wir wußten, im Schreibtisch harrende „Altershausen“ und seine Veröffentlichung zu erinnern. Er antwortete: „Sehr liebenswürdig! – aber lieber möchte ich beim jetzigen Überschwang von ‚gottbegnadeten‘ Meisterwerken das letzte Tröpflein zum Eimer nicht liefern!“

Im Juni 1910 klagte er über seine Gesundheit. „Seit zehn Wochen sitze ich durch einen Blasenkatarrh an die Stube gebannt. An vier warmen Tagen habe ich mal draußen eine Stunde lang Luft schöpfen können, aber ohne viel Erholung. Das Alter ist eben über mich gekommen wie ein gewappneter Mann.“ Und aus seinen Schmerzen heraus fügte er gütig hinzu: „Versäumen Sie auf der Höhe des Lebens keine gute Stunde, die Ihnen vom Schicksal geboten wird; das ist der aufrichtige Rat, den ich Ihnen so dicht vor dem Eintritt ins

Achtzigste geben kann!" Es war sein letzter, „In alter Treue“ unterzeichneter schriftlicher Gruß. Denn das Leiden wich nicht, und Ende Oktober lud Engelbrecht die auswärtigen Freunde abwechselnd nach Braunschweig, um Wilhelm Kaabe dann und wann über eine Nachmittagsstunde hinwegzuhelfen. Jeder Besuch wirkte auffrischend. Und so war ich denn am 6. November wieder in dem alten lieben Zimmer. Kaabe kam mir nicht mehr wie sonst entgegen – er lag auf dem Ruhebett, hatte Schmerzen und fror, trotz der überheizten Luft des Raumes. Aber wirklich, als das Geplauder – mir hatte trotz aller Vorbereitung die Rede zuerst gestockt – im Gange war, richtete er sich auf, ließ sich eine Zigarre geben und war für eine Stunde ganz der Alte. Er sprach mit heller Bewunderung von Lederers Bismarckdenkmal, dem zuliebe er vor zwei Jahren in Hamburg einen Reisetag überschlagen hatte, mit Sympathie von dem Gerücht, Paul Henze würde den Nobelpreis erhalten. Auf meinen Bericht, der Hamburger Senat habe die Errichtung eines Denkmals für Heinrich Heine genehmigt, schlug er ganz in alter Art, mit der Rechten weitausholend, auf den Tisch und rief: „Das ist einmal eine Freude!" Neun Tage darauf hatte er vollendet, am 15. November, dem gleichen Kalendertage, an dem er vor sechsundfünfzig Jahren in dem schmalen Stübchen der Berliner Spreegasse sein erstes Werk, die „Chronik“, begonnen hatte.

Aus dem Kreise der Kleiderfeller entfaltete sich alsbald die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Kaabes. Noch manchesmal haben wir unsere Vorstandsberatungen auf dem

Beghaus abgehalten, an dem Tisch, daran der lebende Meister und ein Jahrhundert vor ihm Lessing mit den nachbarstädtischen Freunden geplaudert hatte. Allgemach wuchs Wilhelm Brandes zum Haupte und Führer der Gesellschaft heran, Meinungsstreit klug beschwichtigend, immer im Geiste Corvini auf das Ziel der Durchsetzung dieses hohen Werkes im deutschen Leben gerichtet. Der alte, unfeierliche und doch im Ernstern ernste Sellerton vermochte noch die Raabetagungen jenseits von Braunschweig, am Rhein, in Schwaben und Hamburg zu etwas anderem zu machen als üblichen Haupt- und Festversammlungen. Seht die Mitgliederzahl auch längst in die Tausende, so bleibt doch etwas wie Freimaurerei in den Freundesreihen lebendig. Und jeder darf sich in aller Bescheidenheit ein Stückchen Verdienst an der unermesslich schwellenden Verbreitung Raabescher Dichtung beimessen. Mit innerlichster Freude sah ich im Kriege auf den Feldbuchständen in Charleville wie in Bukarest oder Riga ganze Stapel vom „Schüdderump“ oder „Abu Telfan“ nicht nur ausliegen, ich sah auch eben von der Front kommende Alte und Junge heißhungrig danach greifen.

*

Paul Heyse war in vielem der gerade Gegensatz zu Wilhelm Raabe. Schon die äußere Lebensart erwies das sofort. Wohnte Raabe in einem schlichten Mietsstockwerk, so öffnete sich Heyses Gäste in der Luiseustraße zu München, den Propyläen zunächst, Lenbachs Werkstatt benachbart, die Pforte

eines eigenen Hauses, das lange angesammelten edlen Kunstbesitz barg.

Lage und Reiz dieses Dichterheims hat ein jüngerer Dichtergenosse, Max Haushofer, einmal unter der Aufschrift „Die Luifenstraße“ so wiedergegeben:

Ein Bahnhof raucht an einem ihrer Enden;
Ein Friedhof schließt das andre schweigsam zu;
Inmitten zwischen grünumbuschten Wänden,
Da haufest Du!

Gelassen hörst Du dort den Weltlärm dröhnen;
Dein Künstlerohr beleidigt er nicht mehr;
Dir klingt selbst aus des Alltags wirren Tönen
Ganz Eignes her!

Und wenn die Toten leis von drüben klagen,
Dann nickst Du ernst wohl, aber ohne Scheu;
Denn was Dir die mit leisem Raunen sagen,
Ist Dir nicht neu!

So, zwischen Weltgedräng und Weltvergehen,
Ein Lächeln auf den Lippen, wanderst Du;
Von hüben aber und von drüben wehen
Dir Lieder zu!

Dem achtzigjährigen Hausherrn, wenn er erhobenen Hauptes und immer noch raschen Ganges die Treppe hinunterschritt, hätte niemand das Beiwort Greis gegeben. Als ich einmal in der sommerlich vollen Halle des Münchener Hauptbahnhofs stand, traten Paul und Anna Hense

ein. Er wartete, das Getriebe musternd, ruhig zwischen den Leuten. Aber nach wenigen Minuten stieß einer den andern an: „Du, da steht der Paul Heyse!“ Seine ihm in der Jugend so verhaßte Schönheit überwand noch im Alter.

Heyse war ein anmutiger und fürsorglicher Wirt, in München wie in seinem Partenkirchner Sommerheim von 1909. Und die alte Zeichenlust, die Raabe längst mit ihren Erzeugnissen in den Tiefen eines Sofas begraben hatte, regte sich in Heyse, zumal weiblichen Gästen gegenüber, immer wieder. Beide hörten gern voneinander und sandten sich durch Besucher Grüße. Auch darin waren sie einig, daß sie die naturalistische und nachnaturalistische deutsche Dichtung durchaus ablehnten; nur Liliencron und Falke ließen beide nicht nur gelten, sondern machten ihnen gelegentlich eine Liebeserklärung. Wer Raabe erst als alten Mann kennenlernte, konnte sich ihn schlechterdings nicht jung vorstellen; aus Heyses Zügen und Haltung fand man den jugendlichen Dichter der „L'Arrabiata“ ohne Mühe heraus. Die Stimme war ein wenig hoch und dünn geworden, aber die Augen hatten noch hellen und schalkhaften Glanz. Und nun erzählte er etwa, wie er bei Franz Rugler mit – Eichendorff zu Tisch gegessen und beim Sprechen von improvisierten Begrüßungsversen durch seine Aufregung den Tisch ins Wanken gebracht habe. Es klang wie Sage der Vorzeit, und man saß doch neben dem, der's erlebt hatte.

Heyses literarisches Schicksal war dem Raabes in vielem ebenso entgegengesetzt wie ihr Lebensverlauf. Früher Ruhm

und weite Wirkung waren Paul Heyse treu geblieben, auch in den Jahren, da der fast gleichaltrige Raabe im Schatten saß. Aber gerade in der Zeit der Raabe-Renaissance setzte eine über jedes Ziel schießende Unterschätzung Heyses ein, die sich manchmal in geradezu provozierender Form äußerte, obwohl zum Beispiel Liliencron und Falke aus ihrem Abscheu gegen dies sinnlose und urteilsbare Wüten kein Hehl machten. Der bezaubernde Innenklang seiner Kindertotenlieder, seiner Versnovelle vom Salamander, die erlesene Fügung und Führung seiner schönsten Prosanovellen – das alles sollte nicht mehr gelten. Im Kriege fuhr einmal der elsässische Dichter René Schickel zur Front und erstand auf einem Bahnhof als Reisekost das Reclamheft mit Heyses Novelle „Zwei Gefangene“. Er war nach dem Lesen erstaunt, die Bekanntschaft eines großen Erzählers gemacht zu haben, die ihm das allgemein gewordene Vorurteil bisher vorenthalten hatte. Etwas von dem Nachhall der immer wieder unterstrichenen Verkenntung tönt aus einer Auseinandersetzung Heyses über seinen Bekenntnisroman „Merlin“; sie knüpfte sich an das Buch, das ich seinem Lebenswerk zum achtzigsten Geburtstage gewidmet hatte. Er schrieb mir am 16. Juni 1910:

„Ihr Besuch, der mich besonders erfreute, da ich Sie nun ganz kennenlernte – die bessere Hälfte waren Sie uns bisher schuldig geblieben – war leider zu kurz, um mancherlei Literarisches zur Sprache zu bringen, was ich auf dem Herzen hatte. Was Sie von mir denken und über mich schreiben, ist mir zu wertvoll, als daß ich nicht wünschen mußte, gewisse

Mißverständnisse aufzuklären. Dies kann ja nur mündlich in der rechten Weise und ohne Verstimmung geschehen, und dazu wird wohl auch noch einmal Rat werden. Nur einen Punkt möchte ich schon heute berühren, der mich besonders befremdet hat. Sie haben meinen ‚Merlin‘ als einen Tendenzroman gegen die Moderne aufgefaßt, hervorgegangen aus meiner Verstimmung über die persönlichen Angriffe der Herren Jungen. Nichts ist falscher. Natürlich hat der ganze naturalistische Lärm mir nicht angenehm in die Ohren geklungen, aber meine Seelenruhe keinen Augenblick gestört, wenn ich auch hin und wieder in einem scharfen kleinen Spruch mir Luft machte. Einen ganzen Roman in diesem Sinne zu dichten, dieser Ehre hielt ich Karl Bleibtreu und Konsorten nicht wert. Der ‚Merlin‘ sollte das Schicksal eines Idealisten schildern, doch nicht bloß von der literarischen Seite. Georg Falkner bewährt seinen Idealismus in jeder Hinsicht, als scheinbar Enterbter, als Verzichter auf die Braut, da sie ihm durch ihres Vaters Ansicht von seiner Lage unerreichbar wird, gegenüber der religiösen Frage, der Verführung durch die Schauspielerin, natürlich auch, da er ja ein Dichter ist, durch seine Abwendung von der naturalistischen Zeitkrankheit. Doch sein Ausgang hat wiederum mit literarischer Theorie nichts zu tun, sondern ist der vollste Beweis für seine fast überspannte ideale Auffassung sittlicher Pflicht. Wenn das nicht über die ‚Tendenz zur befreienden Kunst hinaus gelangen‘ heißt, so muß ich glauben, ‚Phöbus‘ Wort in mir sei Lug‘. Also machen Sie hübsch Neu und Leid und lassen Sie für dieses Blatt einen Karton drucken, um einen auch sonst hie

und da aufgetauchten Irrtum wenigstens an Ihrem Teil aus der Welt zu schaffen."

Zu einer mündlichen Unterhaltung ist es nicht mehr gekommen; Heysses letzter Gruß traf kurz vor Weihnachten 1913 bei uns ein; der Dreiundachtzigjährige schrieb mit den schönen, klaren Zügen seiner Hand: „Ein solcher blühender, duftender Gruß am grauen Regenwintertag von ferne gesandt – wie wohl tut der einem alten armen Zimmergefangenen! Haben Sie schönsten Dank, liebe, verehrte Frau! Ja, ich bin wieder aufgelebt und bringe mich so durch, mit viel Verzicht auf das, was ich sonst zu meinen notwendigsten Lebensbedürfnissen zählte, Theater, Musik, Museen, Geselligkeit. Doch Bücher und gute Freunde sind mir geblieben und an sonnigen Tagen die frische Luft in meinem Gärtchen, über dessen Weichbild ich freilich nicht hinauskomme. In diesem Jahr werde ich nicht, wie im vorigen, über den heiligen Abend im Morphiumpfuschel hinüberschlafen, sondern meine liebe Frau und Kinder und Enkel sehen. So darf ich nicht klagen."

Mit dem Chor der Alten steigt noch ein liebenswürdiges Bildchen vor mir auf: meine einzige Begegnung mit Johannes Trojan. An einem frühlingshaft warmen Wintertage wanderte ich den Warnemünder Strand entlang. Es war hellblauer Himmel, hier und da ein weißes Wölkchen, das Meer spielte nur. Weit und breit kein Mensch. Da kam von seinem Spätsitz, dem Haus Ilion, her der emeritierte Redakteur des „Kladderadatsch" langsam auf den Strand zu. Der leidenschaftliche Pflanzenfreund trug eine frisch gepflückte Christrose

in der Hand. In der Sonneneinsamkeit des seltenen Tages empfand er das Bedürfnis der Ansprache, und so gingen wir ein Stückchen miteinander, er wies mir die Pflanze und sagte, zum Horizont deutend: „Die See ist wie ein Mäuschen“; es klang wie aus einer seiner „beschaulichen“ Skizzen, als er die Worte über den weißen Zottelbart hinsprach.

In Henses Geburtsstadt Berlin erstreckt sich nördlich vom Lehrter Bahnhof die düstere Gebäudegruppe des Zuchthauses Moabit. An die scharf bewachten Mauern mit den vergitterten Fenstern lehnt sich ein niederes Haus, und hinter der kahlen Nachbarwand breitet sich ein Garten, darin im Sommer eine wahre Rosenpracht duftet und blüht. Unter diesen Rosen habe ich manche gute Stunde mit einem Dichter gesessen, den auch Hense von Herzen liebte, mit Wilhelm Speck. Er war Gefängnispfarrer, und ich hatte ihn zuerst in Cottbus kennengelernt, wo wir manchmal am gleichen Stammtisch saßen. Sein Dichtertum tat sich mir erst auf, als der Verleger Johannes Grunow mir Specks Roman „Zwei Seelen“ sandte, dessen wunderbarer Tonfall ihm sofort mein Herz gewann. Viele Jahre sind wir dann nebeneinander hergegangen. In dem großen Berlin lebte er wie auf einer Insel, und der unablässig mit sich Ringende, äußerst Schaffensspröde war für jeden Zuspruch rührend dankbar und setzte sich über seine Pläne und Arbeiten mit den Freunden in tief-eindringendem Briefwechsel auseinander. Das ganze Schwergewicht seiner den Ärmsten zugewandten Tätigkeit hing sich an die Seele des zarten Mannes, und seine frühe Überschattung durch ein nagendes körperliches Leiden ward durch diesen Druck beschleunigt. So gehoben und auf der Höhe inneren Erfolges wie bei seiner Einkehr in Hamburg im

Jahre 1907 habe ich ihn später nicht wieder gesehen. Damals führte ihn die Taufe unserer dritten Tochter, deren Pate er war, in mein Haus und mit Liliencron zusammen, mit dem er sich ebenso vortrefflich verstand wie mit Karl Dubbels, dem Führer der jüngeren hamburgischen Geistlichkeit. Speck war ein Mensch voll tiefer Ehrfurcht, Ehrfurcht vor Gewißheit und Geheimnis des christlichen Glaubens, Ehrfurcht vor dem Menschenbild und Ehrfurcht vor großer Kunst. Wenn er, an seinen Regalen entlangschreitend, mit leiser Hand über die Bände von Heyse, Raabe oder Dostojewskij strich, Augenblicke stumm verweilend, war es wie ein stilles Opfer des Dankes, den er Heyse und Raabe auch in treuer Zuneigung mündlich und schriftlich darbrachte.

Seine Erkrankung, eine frühzeitige Schlagaderverkalkung, nötigte ihn im Jahre 1912, einen leichteren Dienst zu suchen; er wurde Pfarrer in einem Dorf seiner hessischen Heimat, Zimmersrode bei Kassel. Als wir uns 1913 auf dem Marburger Philologentage trafen, belebte ihn das heitere Beisammensein mit Johann Georg Sprengel, dem Gründer des Deutschen Germanistenverbandes, und anderen gemeinsamen Freunden. Dann aber, bei mehrtägigem Aufenthalt in seinem Pastorat, erkannte ich mit Kummer, wie sehr das Leiden ihm Geist und Körper verstörte. Aus all den Plänen, die er, ergreifend genug, auch damals noch hegte, ist nichts mehr geworden. Im letzten Kriegsjahr schrieb er mir die für Deutschland wie für ihn geltenden Worte: „Hoffnung scheint uns nur selten und schwach.“ Zwei Jahre vor seinem Tode, 1923, habe ich ihn zum letztenmal in Wilhelmshöhe besucht. Da war er

ein aufgegebenener Mann. Er verstand noch jedes Wort, und sein Auge blickte gütig; aber nur seine hingebend um ihn bemühte Frau vermochte die zerrissenen Laute aus dem Munde des Kranken zu deuten. Seine einzige Freude war schöne und edle Musik. Es war eine sammervolle Stunde des Abschieds für immer.

Hans Hoffmann stand menschlich Raabe, künstlerisch Henze näher. Er kam wie in ein ihm gebührendes Erbteil, als er nach dem Tode des noch zum eigentlichen Münchnertum gehörigen Julius Grosse den Posten eines Generalsekretärs der Deutschen Schillerstiftung übernahm und von Wernigerode nach Weimar übersiedelte. Ein reisiger Wanderer, hatte der Stettiner Pfarrerssohn ganz Deutschland, Tirol, Griechenland und immer wieder Italien durchzogen, von überallher Novellen- und Märchenfracht heimbringend. Nun kam er in Weimar zur Ruhe. Da saß er in dem schönen Zimmer des Schillerhauses, immer voller Sorgen, wie er die heranspülende Flut von Not und Bitten in den trotz großem Vermögen schmalen Zinstöpfen der Schillerstiftung abfangen sollte. Die Erfüllung aller Wünsche erwartete er nach seinem halb verzweifelten Ausdruck genau mit dem Anbruche des Tausendjährigen Reiches. Mit höchster Unparteilichkeit hat er die Masse der heranstömenden Werke gelesen, beurteilt und seine Vorschläge gemacht, wenn ihre Verfasser die Unterstützung der Stiftung heischten oder andere für sie vorstellig wurden. Und niemand bedauerte es lebhafter als er selbst, daß die Lage nun einmal immer neue Beschwerden hervortrieb. Mit äußerster Lebhaftigkeit hat er besonders im Schiller-

jahr 1905 um weitere Mittel für die Stiftung geworben. Mit Ernst und Scherz, mit kleinen Listen, auch wohl mit irgendeinem leisen Abzielen auf menschliche Eitelkeit, und dann wieder mit der ganzen Wirkungskraft des großen, in der Stiftung lebendigen Gedankens – so kämpfte er unablässig. Und es war seine schönste Freude, neben bewährten Dichtern in karglichem Alter, neben Hinterbliebenen in bitterer Lebensnot doch auch einmal emporstrebende eigentwüchsige Begabungen in mittleren oder ganz jungen Jahren zur Berücksichtigung zu führen, selbst dann, wenn ihr Werk seinem persönlichen Kunstgefühl nicht überall zusagte, so Fritz Stavenhagen. Es machte ihn glücklich, gemeinsam mit Adolf Stern Christine Hebbel die Glückwünsche der Stiftung zum neunzigsten Geburtstag überbringen zu dürfen.

Oft war Hans Hoffmanns ganzer Humor zur Bewältigung des dornigen Amtes nötig. Ging er dann nach besorgten Amtsgeschäften durchs Weibicht, das schöne Gehölz zwischen Weimar und Tiefurt, oder in die Kneipe, so wurde er, erzählend, Schnurren vortragend, wieder ganz jung und bekam Kinderaugen. Dann plauderte er aus seiner gedrückten und erfolglosen Gymnasiallehrerzeit, die in seinen besten Novellen, dem klassischen Sammelbande „Das Gymnasium zu Stolpenburg“, fortlebt, oder aus dem Berliner Allgemeinen Deutschen Reimverein, einer auf höheren Ull gestimmten, moselweinseligen Runde, zu der Heinrich Seidel, Johannes Trojan, Julius Stinde, Julius Lohmeyer als hauptstädtische, Hoffmann als auswärtiges Mitglied gehörte. Es war mehr als eine rasche Improvisation, als wir einmal im Keller der alten

Hoffschmiede saßen und der Hans Hoffmann nur um neun Jahre überlegene Paul Lindau ihn dem Stuttigarter Intendanten von Putlig als „ein hoffnungsvolles junges Talent“ bekannt machte. So etwas bereitete dem fast Sechzigjährigen höchlichen Spaß, wie er beim Kegelschieben auf der Bahn der gleichen Künsilerkneipe mit dem Literarhistoriker Carl Schüddekopf, dem Romanschriftsteller Wilhelm Arminius, dem Architekten und Dichter Bruno Celbo an lustigen Einfällen unerschöpflich war, zumal die Teilnahme der Damen am Spiel dem zwanglosen Beieinander besonderen Reiz gab.

Jenes heitere Beisammensein in der verräucherten Hoffschmiede war eine Art privater Vorfeier zu der am nächsten Tage, dem 11. Januar des Jahres 1908, vollzogenen Einweihung des neuen Weimarer Hoftheaters. Seit langem war der Plan eines Neubaus im Werke, aber der Entschluß, das schlichte Haus mit der gelben Fassade wirklich abzubrechen, fiel nicht leicht. Hatte doch Goethe dieser Bühne einen Teil seiner Lebensarbeit gewidmet und sie zur Pflanzstätte des sogenannten Weimarer Darstellungsstils gemacht. Über diese Bretter waren sein „Egmont“, sein „Tasso“, seine „Natürliche Tochter“, waren Schillers „Wallenstein“, seine „Maria Stuart“, sein „Tell“ zuerst geschritten. Später hatte Franz Liszt die Weimarer Bühne zu frischer Blüte geführt, Franz Dingelstedt hatte hier zuerst in Deutschland Hebbels „Nibelungen“ spielen lassen. Nun war doch die Spitzhacke über das alte Haus gekommen, am 16. Februar 1907 hatte eine Aufführung von Goethes „Iphigenie“ die alte Zeit abgeschlossen. Stattlich und ohne einen dem geweihten Orte nicht geziemen-

den Prunk zeigte sich jetzt an der gleichen Stelle das neue, von Jacob Heilmann und Max Littmann errichtete Theater, Ernst Rietschels Doppeldenkmal Goethes und Schillers vor der Front. Durch die von weimarischen Kammerhusaren flankierten Türen schob sich eine festliche Menge ins blanke Haus. Ein ganzes Parkett von Dramatikern, Darstellern, Bühnenleitern füllte den schönen, harmonischen Raum, als der Großherzog Wilhelm Ernst mit dem Kaiser in die Mittelloge trat. Da stand die schöne Frau Sorma neben Richard Alexander und Max Halbe, Erich Schmidts noch ungebrochen ragende Gestalt neben der zierlichen Wilhelmine Seebach; auf den Uniformen der Intendanten gaben sich sämtliche Sterne Europas ein Stelldichein. Man spielte das Vorspiel auf dem Theater zum „Faust“, „Wallensteins Lager“ und die Festwiese aus den „Meisterfingern“. Nach der Vorstellung war Herrengesellschaft in der Armbrust, ein schwirrendes Hin und Her ausdrucksvoller Bühnenköpfe um den jungen, immer etwas verlegen wirkenden Großherzog.

Wie oft ich seither in Weimar eingekehrt bin, kann ich nicht nachzählen; auch mir ist es ein Stück Heimatboden geworden. Und immer wiederholt sich der gleiche Eindruck: die landläufigen Straßen unterhalb des Bahnhofs lassen gleichgültig; sobald aber am Wittumspalais der Schritt ins alte Weimar biegt, empfindet man den Eintritt in geheiligte Welt. Und so rasch man scheinbar die Stadt kennenlernt – immer gibt es noch Ungekanntes, das plötzlich auftaucht. Stets offenbart Goethes Haus auch dem Kundigen neue Schätze, irgendeine Ecke des Ulmparks öffnet besinnliche Blicke ins Vergangene-

Unvergängliche. Eines Sommertages schlängelten wir uns durch den Froriepschen Garten, ein andermal fanden wir uns unverhofft vor dem schmalen Hause des Pagenhofmeisters und Märchenonkels Karl August Musäus, und bei jeder Wiederkehr träumten wir uns im Kirms=Kradow=Hause mit dem Garten an der alten Stadtmauer in das tägliche Kleinleben des einstigen Weimar zurück. Ging durch den Park der Weg von Goethe und Schiller zu Franz Liszt, so empfing uns alljährlich die schon zum musikgeschichtlichen Mythos gewordene „Bauline“ (sie ist erst 1927 gestorben), Liszts uralte Dienerin, und erzählte von ihrem Herrn, als ob er eben abgereist sei und sie derweilen den Staub von den Tassen wische.

Aber auch in Weimar gab es Arbeit, im Goethe=Schiller=Archiv, unter Julius Wahles freundwilliger Beihilfe; und daneben ward ein Blick in Goethes Tagebücher, in Gottfried Kellers Briefe, in Otto Ludwigs die Bogen wie Gespinnst überspannende Studien getan. Die Arbeit in Schillers Wohnhause war nicht immer so leicht und angenehm. Hier fanden die Generalkonferenzen der Schillerstiftung statt, die Sitzungen ihres Verwaltungsrats. Herman Anders Krüger, der Vertreter des hannöverschen Zweiges, und ich kamen uns als die Benjamine des Kreises ein wenig wie Kinder vor, wenn wir neben den ehrwürdigen Senioren am runden Tische Platz nahmen. Da war von Wien der Historiker Carl Glossy mit der Silbermähne, immer voll von Geschichten aus der literarischen Vergangenheit Österreichs, ein lebendiges Archiv; aus München kam in Hensses Vertretung der Schiller=

biograph Karl Weltrich, aus Weimar selbst der Bibliotheksdirektor Paul von Bojanowski. Mit staatsmännischer Umsicht und Gelassenheit leitete Staatsminister Karl Rothe, der eigentliche langjährige Regent des Landes, von Carl Bulle, Hans Hoffmanns Nachfolger, unterstützt, auch diese Versammlungen. Der Schriftsteller Hans Kyser hatte damals im einzelnen berechtigte, im ganzen weit über das Ziel schießende Angriffe gegen die Gabenverteilung erhoben. Es kam nun darauf an, in gründlicher Prüfung ein Generalinventar aufzunehmen und nötigenfalls neue Maßnahmen zu treffen. Der Rechenschaftsbericht durfte sich sehen lassen, auch vor dem, der nicht Wilhelm Raabes Dank an die in den Jahren der Not ihm allzeit treue Stiftung gehört hatte. Immerhin führten die sehr schwierigen und zum Teil erregten Verhandlungen zu einer Auffrischung, die Gaben wurden im einzelnen nach Möglichkeit erhöht, jüngere Dichter stärker miteinbezogen. Heute, da die Stiftung durch die Inflation ihr Vermögen verloren hat, mutet das alles in der Erinnerung wie vergeblicher Streit an.

Auch an den Arbeiten des von Adolf Bartels ins Leben gerufenen, von Arminius geleiteten Schillerbundes zur Veranstaltung von Festspielen für Schüler im Weimarer Hoftheater haben wir von Hamburg aus teilgenommen. Alljährlich konnte eine stattliche Anzahl von Hamburger Schülern und Schülerinnen unter Heinrich Gerstenbergs Führung nach Weimar pilgern, und es war reizend, die fröhliche Jungschar vormittags in hellem Jauchzen durch den Park streifen zu sehen, abends auf allen Sigen des Schauspielhauses durstig

lauschender Empfänglichkeit zu begegnen. Eine kleine Eisenbahnstunde führte nach Jena und hier von Schillers steinernem Gartentische zu jenem Denkmal, darauf sich Max Klingers und Constantin Meuniers Kunst in einer Huldigung an den großen sozialen Reformier Ernst Abbe vereint – an einen späten Erben der sozialen Zukunftsgesinnung, die der benachbarte Dichter der „Wanderjahre“ und des „Faust“, in Jahrhunderte zurück- und vorschauend, ein unverstandener Deuter des Künftigen, gestaltete.

Als Student hatte ich monatelang in Lyon in einer französischen Bürgerfamilie gelebt. Ich hatte viel gelernt, das südfranzösische Leben in vollen Zügen genossen und das Rhonetal stromab, bis nach Avignon hin, durchstreift. Die Grande Chartreuse hatte ich von dem lieblich an der Isère aufgebauten Grénoble her erwandert. Das Kloster gehörte damals noch den Kartäusern. Ich schlief in einer kahlen Zelle und ward um Mitternacht zur Hora geweckt. Schattenhaft bewegten sich im Chor der Kapelle um den Altar die gelben Rittengestalten im Gleichtakte des Gesanges. Dann trat ich in den schweigenden Hof. Über die niedern Mauern leuchtete der Vollmond vom ausgestirnten Himmel, unmittelbar hinter dem Klosterbau wuchs die riesenhafte Steile der Alpenwelt empor, und flimmernd überhöhte sie der Schneegipfel des Grand Som. In Marseille hatte ich den Erweis für den Weltruhm eines Buches erfahren, das der greise Raabe mir später nicht genug rühmen konnte: der Wächter des Schlosses If hatte mir auf der Felseninsel des Löwengolfes das Gefängnis des Grafen von Monte Christo gezeigt. Alexander Dumas Phantasiegestalt war zur geschichtlichen Person geworden. Auf der lichtüberstrahlten Cannebière hatte mich das wirbelnde Treiben vielfältiger, vielstämmiger Menschheit geradezu berauscht, und zumal die gelassen durch die treibende Menge schreitenden burnus-um-

wallten Araber hatten wie ein Stück Märchenwelt meine achtzehnjährigen Augen auf sich gezogen.

Nun beschloß Paris mit einer großen Völkerschau, der Weltausstellung, das neunzehnte Jahrhundert, und in der französischen Hauptstadt fand ich Lichterglanz und Nationengewühl ins Unübersehbare gesteigert. Nicht die Ausstellung, die unermüdlich straßauf, straßab betrachtete und belauschte Stadt fesselte und mußte fesseln. Sie schien freilich nicht allen ihren Bewohnern gleichmäßig bekannt; denn einem jugendlichen Rutscher mußte ich, der Fremde, den Weg zur Sainte Chapelle, dem Denkmal zierlicher Gotik, und gar zur Notre Dame zeigen. Im Odéon spielte die Comédie Française zwei Molièresche Lustspiele, ganz im überlieferten Stil, die Darsteller stets in einer Reihe, stets dem Publikum zugewandt.

Eine andere und nähere Tradition bot noch in jenen Jahren das Wiener Hofburgtheater. Jeder deutsche Theaterfreund erblickte in dieser Bühne die große Weihestatt erlesener Darstellungskunst, das Vorbild ausgeglichenen Zusammenspiels. Durch Kaiser Joseph II. ein deutsches Schauspielhaus geworden, hatte das Burgtheater mehr als ein Jahrhundert hindurch in dem an die Hofburg gelehnten, akustisch musterhaften Hause am Michaelerplatz sein Dasein gelebt und, zumal unter der Leitung Heinrich Laubes, Franz Dingelstedts und Adolf Wilbrandts, Zeiten hohen Ruhmes genossen. Im Jahre 1888 war die Spielschar ausgezogen, und Alfred von Berger hatte in seinem Epilog, den letzten Worten auf den alten Brettern, ausgerufen:

Nicht tote Steine sind das Burgtheater,
Nur in den Geistern hat es seine Wohnung!

Jetzt war der Prachtbau am Franzensring nach Gottfried Sempers ursprünglichen Plänen von Karl von Hasenauer aufgeführt, die Herberge des von meinem Landsmann Paul Schlenther geleiteten Theaters. Norddeutscher gleich seinen drei berühmtesten Vorgängern, kritischer Wortführer der naturalistischen Kunst, bei aller Behaglichkeit seines geselligen Wesens doch süddeutscher Art nicht recht vertraut, hat er auf dem fremden Boden nie das rechte Wachstum gefunden. Um 1900 aber stand noch jene von Berger gepriesene geistige Erbschaft in unverwelkter Blüte. Adolf Sonnenthal sah ich nun im bürgerlichen Gewande, mit einer die Tränen verhaltenden Weichheit, als Onkel Krebs in Georg Hirschfelds „Agnes Jordan“, Stella Hohenfels, als junges Mädchen wie als ergraute Frau gleich ergreifend, ihm zur Seite. Ein sehr unbedeutendes Lustspiel, „Wildddiebe“ von Hugo Wittmann und Julius Bauer, adelte Sonnenthal in der Rolle des Philipp von Sorau, eines alten Schwerenöters, zum Kunstwerk. Vor dieser Leistung erschien eine von seiner Tochter erzählte Anekdote doppelt echt. Die Fürstin Pauline Metternich bereitete eine Liebhabervorstellung vor, in der als einziger Künstler Sonnenthal mitwirken sollte. Ihre in Wien noch fremde Gesellschafterin äußerte Bedenken: „Aber wird Herr von Sonnenthal nicht sehr gegen die andern abstechen?“ – „Ja, natürlich, aber das macht ja nichts“, meinte die Fürstin, „man weiß ja, daß er ein Künstler und die andern Dilettanten sind.“ „Ich meine nicht als Künstler, aber – enfin – es sind

doch lauter vornehme Kavaliere, mit denen er spielt." „Ach soo! Ja ja, da mögen Sie wohl recht haben. Na, Sie werden ja sehn!" – Dann kam der Abend, und Sonnenthal war natürlich der Unbefangenste. Da rief Pauline Metternich der andern entgegen: „Na, habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie recht behalten könnten mit Ihrer Befürchtung, Sonnenthal würde gegen die andern abstechen? Wie Domestiken haben unsere eleganten vornehmen Kavaliere neben ihm ausge-
sehen!"

Josef Lewinskys, nach Bergers Ausdruck graue, Stimme hörten wir noch einmal mit schon verschwimmender Kraft den Greis in Kleists „Guiskard" sprechen. Aber Joseph Rainz war auf der Höhe seiner reifen Kraft und bot in Sudermanns „Frigchen" wie neben Stella Hohenfels in des gleichen Dichters „Teja" hinreißende Leistungen. Neben Sonnenthal entfaltete sich in jenem Lustspiel die frauliche Anmut von Adolf Wilbrandts Gattin, Auguste Wilbrandt-Baudius, die noch heute in unverlöschlichem Reiz dem Hause zugehört, an anderm Abend die heiße Leidenschaftlichkeit von Lotte Medelsky. Und urwüchsigen Wiener Humor wies uns im Volkstheater Alexander Girardi.

Kam man von Dresden oder München nach Wien, so mochte die schöne Stadt mit ihrer warmen Atmosphäre, erfüllt von Angehörigen aller Völker der Monarchie, wie sie war, wohl einen internationalen Eindruck machen; reiste man gen Osten weiter, so empfand der Scheidende alsbald, im Nachgefühl wohligh aufatmend, ihr Deutschtum. Denn die Grenze zwischen Europa und Halbasien lag ja noch inner-

halb Zisleithaniens, beim Eintritt nach Galizien, bis dann in der Weite des Russischen Reiches unwillkürlich eine andere Welt begann.

Rußland ist im Westen immer wieder, in Krieg und Frieden, aufs Verhängnisvollste mißverstanden worden. Das lag und liegt an der mangelhaften Kenntnis von Land und Volk oder Völkern, einer Fehlerquelle, die auch uns Deutschen im allgemeinen unsern östlichen Nachbarn gegenüber eignete. Unsere Kunde gründete sich zum guten Teil auf die russische Literatur, war aber auch da unvollständig. Man las heißhungrig und mit Recht gebannt Leo Tolstoi, Fedor Dostojewskij, Maxim Gorkij, vergaß aber zumeist Iwan Gontscharows gelassene Psychologie oder Michael Saltykow-Schtschedrins tief bohrende Satire. Und der Reisende glaubte, wenn er St. Petersburg, gar nur Warschau besucht hatte, Rußland gesehen zu haben. Warschau aber war auch vor dem Kriege eine polnische Stadt, die wieder eine jüdische in sich beherbergte, und russisch waren nur die Uniformen der Soldaten und Beamten. Schon der bauliche Charakter der malerischen Weichselresidenz wies nicht nach Osten, sondern nach Westen, auf alte geschichtliche Zusammenhänge mit dem Dresdener Barock. St. Petersburg wiederum rief in seinen schönsten Teilen die Erinnerung an Schlüter und sein Berliner Barock wach. Dazu war in der Ober- und Mittelschicht Petersburgs das deutsche Element in erstaunlichem Maße vorherrschend. Auf der menschenwimmelnden Hauptstraße, dem Newskij-Prospekt, sah man fast nur deutsche Ladenschilder, und in der Morstaja, einer seiner belebtesten

Querstraßen, hörte man ununterbrochen deutsche Unterhaltungen. Das kluge Wort des kaiserlich-russischen Staatsrats Paul Petrowitsch Sefamoff in Wilhelm Raabes „Wunnigel“: „Was ist der deutsche Mensch in St. Petersburg? Mir ein Verdruß! – Er macht alles vor“, hatte noch immer seine volle Geltung bis zu den höchsten Würdenträgern von Staat und Heer, Führern von Gewerbe und Handel hinauf. Rußland offenbarte sich erst, wenn man in tage- und nächtelangen Bahn-, Dampfer- und Wagenfahrten das ganze Riesenreich von Wirballen bis Sibirien, von Petersburg bis zum Kaukasus durchfuhr, es offenbarte sich in Moskau und Kiew, im Handelshof jenseits des Ural und in der Rosaken-Staniza unter dem Schneehaupt des Elbrus.

Der Eindruck von Moskau ist mit dem keiner europäischen Stadt irgend vergleichbar. Der rasche Ausruf der Frau von Staël: „C'est Rome tatar“ hebt den großen Gegensatz glücklich hervor. Sooft ich in Moskau war – an keinem Abend habe ich versäumt, vor Sonnenuntergang durch das Heilige Thor zum Kreml emporzusteigen und mich an dem Anblick dieser Stadt mit ihren wohl achthundert goldenen, silbernen, roten, blauen, glatten und gedrehten Kirchenkuppeln, mit den in die endlose Weite verlorenen, wie ins Nichts verlaufenden Straßen satt zu sehen. Ich könnte auch richtiger sagen: hungrig. Denn der Blick vom Viale dei colli auf das dem Arno angeschmiegte Florenz, die Schau vom Gianicolo auf das sommerlich strahlende Rom erfüllen das Herz mit einer süßen Sehnsucht und dem Gefühl harmonischer Schönheit. Eine Rundschau vom zweiundfünfzigsten Stockwerk des

Neuyorker Woolworth building über Stadt, Hafen und Meer bietet ein hinreißendes Gemälde von gegenwärtiger Arbeit und ihrem Rhythmus. Steht man aber, gold- und malachitstrogende Paläste und Kirchen im Rücken, über Moskau, so redet uns wohl, wie in Rom, Geschichte an, aber fremde Geschichte. Was im Süden, von Romulus bis zu Augustus, von der Grundsteinlegung des Petersdoms bis zu Goethes Einfahrt über Ponte Molle, geschehen und getan, ward in irgendeinem Sinne unser – aus den Lebenslauten der russischen Hauptstadt und der unermesslichen Dehnung des russischen Landes spricht herzbeklemmend etwas Fremdes zu uns hinauf. Und ging dann der Schritt wieder durch die konzentrischen Kreise der Kremlwand und der aufstrugenden Chinesenmauer in die Stadt zurück, so klang es in steter Wiederholung auf: hier ist Rußland! In einer Stadtanlage von ungeheuerlicher Raumverschwendung, von farbigen Türmen und Zieraten überhöht, schob sich ein Gewirr verschiedener Völkerschaften fast lautlos dahin, Tataren, Tscher-
kessen, Kalmücken, der Bauer in Lammfellmütze und kniehohen Filztiefeln neben dem europäisch gekleideten Bürger, und Beamte, Soldaten, Studenten, Schüler, alle in unterschiedliche Uniformen gesteckt. Am Roten Platz ein Gebäude, das mit seinen Kuppeltürmen in allen Farben und Formen in jeder anderen Umgebung einen Aufschrei des Entsetzens hervorrufen würde, die unter Iwan dem Schrecklichen erbaute Basilikus-Kathedrale; hier steht sie am rechten Ort, und die Ananassgestalt der einen Kuppel neben der gedrehten Zwiebelspitze einer anderen, das Gold und Silber zwischen

dem Grün und Rot und Blau nimmt hier keinen Augenblick wunder.

Eben schiebt sich an der Kathedrale vorbei eine große Prozession zu der kleinen Kapelle der Iberischen Mutter Gottes, die am andern Ende des Roten Plazes liegt; in festlichem Zuge wird das heilige Bild auf sechsspännigem Wagen von einem Krankenbesuch zurückgebracht. Tiefste Andacht auf den Gesichtern der dabeistehenden oder mitgehenden Bauern und Arbeiter, eine Andacht, die sich noch verstärkt, wenn es in solch feierlicher Prozession einem gelingt, sich das schwere Holz eines Traggerüstes auf den Kopf zu drücken und so selbst die Last mitfühlen zu dürfen.

Ein anderes Bild! Von einem gelbbärtigen Popen geführt, ein dünnes Wachslight in der Hand, steige ich unter die Erde hinab. Sorglich krümmt sich die Hand um die schwache Flamme, die eingepreßte Luft des schmalen Ganges droht sie zu verlöschen. Wir sind in der Lavra bei Kiew, in dem berühmtesten Kloster des Reiches. Längs der in das Gestein gegrabenen Nischen bewegen sich Andächtige durch die atembenehmende Enge. In diesen Nischen aber liegen Heilige der russischen Kirche, sie sind mumifiziert beigesetzt. Immer stärker wird die Beklemmung, wenn wir sehen, wie Gläubige, vielleicht von weit hergekommen, die Gewänder der Toten heben und die Leichname andächtig küssen. Vor Johann dem Leidenreichen gibt es eine Stauung; sein Leichnam steht bis zur Brust in der Erde, wie, nach der Überlieferung, vor siebenhundert Jahren der Lebende dreißig Jahre lang gestanden haben soll. Wir entinnen den schmalen

Gängen und finden im Tageslicht auf dem weiten Klosterhof schon wieder mit Weib und Kind, mit Brotsack und Zeegerät einen Pilgerstrom, wie er im Basischuh über hundert Meilen hergezogen ist.

Am Schwarzen Meer! Der Nicolaiboulevard Odessas. Unter der vierfachen Baumreihe hoch über der See Menschen aller Länder, die der Handel des großen Hafens zusammen-
treibt. An den kleinen Tischen bei Musik und Getränk Russen, Polen, Juden, Griechen, dazwischen Deutsche, Engländer, Franzosen, Amerikaner, handelnd, schwagend, mit den Damen flirtend, und tief zu ihren Füßen zwischen Dampfer und Waggon die Masse der Schwarzarbeiter, das Korn der ukrainischen Erde nach Westen verfrachtend, während vielleicht tausend Werst davon Hungersnot herrscht.

Von den für europäische Begriffe erstaunlichen Größenverhältnissen russischer Wirtschaft zeugt sehr anschaulich eine kleine Geschichte, die sich zur Zeit meiner russischen Friedensreisen zutrug.

In einem Abteil erster Klasse zwischen Kiew und Charkow kommen zwei Landwirte ins Gespräch. Der recht lebhaftere jüngere erzählt, voller Stolz auf seine Erfolge, von seiner Schafzucht und kann sich nicht enthalten, schließlich zu betonen: „Ich habe zur Zeit fünftausend Schafe.“ Da erwidert der sehr ruhige ältere einfach: „Und ich habe fünftausend Schäferhunde für meine Herden.“ Der junge springt ehrfurchtsvoll auf: „Dann sind Sie Herr von Falk-Fein.“ Er war es auch. Früh aus Deutschland ausgewandert, hatte er es auf russischem Boden zu einem Besitz von der Größe eines deutschen

Mittelstaats mit unübersehbaren Herden und vom einfachen Bauern zum geadelten Wirklichen Staatsrat gebracht.

Die Küsten des Pontos in der Nähe von Odessa mit ihrem rötlichen, bröckligen Ufer, an dem tiefgefärbten Meere unter einem blauem Himmel erinnern selbst noch an einem späten Herbsttage daran, daß wir hier fast unter italienischer Breite, daß wir alten griechischen Kulturstätten nicht fern sind. Und auch das violett aufleuchtende Asowsche Meer bei Zaganrog bringt solches Gedenken wieder. Von Koston am Don, einer zumal durch deutsche Arbeit in wenigen Jahrzehnten aus einem kleinen Nest emporgeblühten Fabrik- und Handelsstadt, führt kurze Wagenfahrt zum Nachbarort Nachitschewan. Dort Hallen mit den modernsten landwirtschaftlichen Maschinen – hier armenischer Feiertag; mit dem langsamen Schritt des Orientalen wandelt der armenische Kaufmann im bis auf die Knöchel reichenden schwarzen Rock, den geschweiften niedrigen Zylinder auf dem Haupt, durch die stillen Straßen. Sein jedem Armenier eigener schwermütiger Blick streift fremd und mißtrauisch den Europäer. Dann aber geht es am Meere entlang, dem Sagengebirge des Prometheus zu, ins Kosakengebiet. Wieder ein ganz anderes Bild! Sonntagsmarkt in Kuschtschowka. Hier herrscht in der weithingedehten halb dörflichen, halb städtischen Niederlassung der Kosak. Zwischen niedrigen Gebäuden fahren auf primitiven Wagen, von deren Seitensitz die Beine der Fahrgäste herabbaumeln, Käufer und Verkäufer durch den Staub der ungepflasterten Straße, auf der sich Hühner, Gänse, Hunde, Schweine in völliger Freiheit bewegen. Un-

glaublich, daß hier eine Eisenbahn vorbeifährt, doppelt unglaublich, wenn in der Abenddämmerung von der Arbeit heimkehrende Bauern tief melancholische slawische Lieder anstimmen, die Arbus, das Volksnahrungsmittel, die Wassermelone, deren Kerne überall den Boden bedecken, am Bindfaden über der Schulter.

Sommer am Don – drei Tage darauf voller Winter am Ural. Auf dem Marktplatz zu Orenburg lockt mich lautes Rufen ans Fenster. Eine asiatische Karawane ist angelangt. Zwischen den Holzhäusern, deren Oberstock nur auf Außentreppen erreichbar ist, sucht der Führer im grünen Turban auf kleinem Steppensperd den Weg für seine Kamele. Jenseits des Stromes, schon mitten in der asiatischen Steppe liegt der Melini Dvor, der große Tauschhof. Durch das Tor fährt man im Schneegeästöber wie in eine Märchenstadt. Die Gewölbe ringsum bergen Seide und Baumwolle, Felle und Früchte, Teppiche und andere Erzeugnisse Sibiriens, auf Kamelrücken hergebracht; an Ort und Stelle findet der Tausch gegen Waren des Westens statt. Es ist wie in Tausendundeiner Nacht, und nur der Ruf eines Wärters, der einen der turbangekrönten Asiaten ans Telephon entbietet, erinnert schreckhaft an den Verkehr der Gegenwart. Neben meinem nach Europa zurückkehrenden Wagen tauchen beständig Kamelkarawanen auf und verschwinden in der unendlich erscheinenden Ebene, von fern grüßen neben Kuppeln und Kreuzen die Minarette der Orenburger Moscheen.

Wir sprechen von unserm Vaterlande, der Russe von seinem Mütterchen Rußland, und den Herzstrom seines Landes

nennt er das Mütterchen Wolga. Gewaltig ist schon der Dnjepr, und neben dem ungeheuren Ausblick von der Bladimir-Höhe in Kiew schrumpft etwa der Blick vom Heidelberger Schloß oder vom Kasseler Auetor oder einer der berühmten Seine-Terrassen ins Kleinliche zusammen. Dennoch zeigt erst eine Wolgafahrt Größe, Weite, Vielfältigkeit, Maßstab Rußlands. Wie auf der Maas unterhalb Rotterdams, wie auf der Elbe bei Blankenese, so fährt man hier ununterbrochen tagelang gleichsam auf dem Spiegel eines gewaltigen strömenden Sees. Verschwimmen vollends in mondloser Nacht die Ufer, so erweckt der Anprall der Flußwogen gegen den Kiel dem Fahrgast auf dem Oberdeck den Eindruck einer Meerdurchquerung.

Ungeheures Schicksal ist seither über Rußland gekommen und neues kündigt sich an. Aber keine Gewalt und keine Umwälzung kann urgegründete Bedingungen russischen Lebens ändern. Da ist zunächst der Raum des Landes, dessen Bodenschätze übrigens immer in phantastischer Weise übertrieben werden. Diese ungeheure, von Bodenerhebungen kaum durchbrochene Weite, in ihrer fahlen Dehnung großartig ergreifend wie das Meer oder die Einsamkeit des Hochgebirges, gibt dem russischen Wesen jene unbesorgte Weite, die das Wort „weit“ zu einem Lieblingswort seiner Kinder gemacht hat. Der Schlusssatz einer schönen Turgenjewschen Novelle: „Namenloses Rußland!“ galt zur Zeit seiner Niederschrift, wie er heute gilt. Da ist die volkliche Mehrspältigkeit dieser hundert Millionen und innerhalb ihrer das Übergewicht des „Praslawl“, des echten, orthodoxen Russen, dem der römisch-



Paul Heyse



Rudolf Lindaus Begräbnis

katholische Pole, der evangelische Deutsche, der islamitische Buchare, der Jude immer „Fremde“ bleiben. Denn russische Geschichte ist für dies in seiner Masse geschichtslose Volk nicht diejenige Peters und Katharinas, sondern dem leseunkundigen Russen ist russische Geschichte vor allem die seiner Kirche. Nicht zu den Gräbern der Zaren, zu denen der Heiligen ist er durch Jahrhunderte gewallfahrtet. Fremd war ihm Peters Burg und Stadt, fremd städtische Kultur, industrielle Arbeit überhaupt. Wie Inseln, unverbunden dem eignen Leben, lagen die wenigen großen Fabrikorte in der forndurchrauschten, von Schafherden durchzogenen Ebene. Väterbrauch und Väterkleid wurden bewahrt und getragen. In vertrautem Gespräch sagte mir einmal einer der größten Odessaer Kaufleute, ein Belgier, der sein Leben zwischen Odessa und Brüssel teilte, während wir beim Samowar vom Fenster her auf das wimmelnd belebte Bild des Hafens blickten: „Sehen Sie, wir haben rund hundert Millionen Einwohner in Rußland. Von diesen haben fünfundneunzig nur je ein Hemd. Bringen Sie ihnen bei, sich jedes Jahr ein zweites dazu zu kaufen, und überlegen Sie, welche Industrie wir dann hätten.“ Diese kühl-geschäftliche Erwägung trifft genau auf einen entscheidenden Punkt und ist unschwer auf den ganzen Bereich des wirtschaftlichen Lebens auszuweiten. Sie erhellt aber auch die fressende Krankheit des russischen Vorkriegsdaseins: den ungeheuren Abstand zwischen der dünnen besitzenden und der breiten besitzlosen Schicht. Eines Abends auf der Wolga stand ich mit zwei Saratower Kaufleuten an der Reeling, als der Dampfer an einem unbedeu-

tenden Flecken anlegte. Auf dem Prahm starrte ein Mann in Schafpelz, Filztiefeln und hoher Fellmütze über seinen zottigen Bart aus erstaunten gelben Augen auf das elektrisch erleuchtete Schiff, in dessen Speiseraum eben Kaviar und Krimwein serviert wurden. „Sehen Sie,“ sagte mein Nachbar, „ein Wilder“. In jeder Großstadt der Welt gibt und gab es Elend, ich war dessen unter Damaschkes Führung in Berlin wie bei den Lyoner Heimwebern, in den Arbeitervierteln Wiens, Ofenpests und Prags inne geworden. Aber nirgends tat sich die Kluft zwischen den „zwei Nationen“ so unüberbrückbar auf, wie bei einem Schritt aus den eleganten Vierteln Moskaus, Kiews oder Charkows in die nächste Nebenstraße. Dort eine Gesellschaft, die das Geld für den Schein des Scheins mit uns unbegreiflicher Leichtigkeit hinauswarf, hier eine Armut, eine Fülle unversorgter Krüppel, eine jammervolle Abgerissenheit, wie nirgends sonst. Mehr als einmal bin ich im Halbdunkel von Studenten in abgeschabter Uniform angebettelt worden. Zwischen dem in Lehmhütten hausenden, landlosen Feldarbeiter und dem an europäischen Luxus gewöhnten, in breitem Materialismus lebenden Großstädter gab es schlechthin kein Bindeglied.

A m e r i k a

Im Februar 1914 fuhr ich in fast ununterbrochener Reise von Moskau über Berlin, Hamburg, Bremen, Southampton nach Newyork. Die Germanistic Society of America hatte mich zu Vorlesungen über deutsche Literaturgeschichte eingeladen. Unsere Wohnstatt war das Deutsche Haus der Columbia-Universität in der 117. Straße, ganz dicht am Broadway und dem Campus der Hochschule, aber in völliger Stille und Zurückgezogenheit belegen. Das zweite Stockwerk war als Wohnung für deutsche Dozenten eingerichtet und so geräumig, daß Ernst Elster, als er von seinem Lehrauftrag in Ithaca zurückkehrte, dort noch neben uns Platz fand. Darunter lagen die reichhaltige Bücherei neuerer deutscher Literatur und die Kanzlei der Germanistic Society. Der Geschäftsführer dieser Gesellschaft war der junge Columbia-Professor Rudolf Tombo. Ein geborener Chemnitzer, als Kind in die Union gekommen, war er äußerlich der vollendete Typus eines Nordamerikaners, hager, sehnig, sportgestählt und mit der charakteristischen amerikanischen Mundbildung, während sein Vater, der ältere Professor Tombo, noch vollkommen wie ein deutscher Gelehrter aus kleiner Stadt wirkte. Diese erstaunliche Angleichung binnen einer Generation habe ich drüben in eingewanderten Familien häufig beobachten können.

Was Rudolf Tombo für das Deutschtum in Nordamerika geleistet hat, ist nicht in kurzen Sätzen darzulegen. Unermüdlich warb er um deutsche Gäste und sicherte ihnen durch ein weit verzweigtes Netz von Vereinen, durch eifrig gepflegte Beziehungen zu Universitäten vielfältige Wirkung. Eugen Kühnemann, Carl Hauptmann, Karl Rathgen, Herman Anders Krüger, Ludwig Fulda, wie vielen anderen war er ein unermüdeter Führer und Wegbereiter. Schonungslos gegen sich selbst, arbeitete er noch unter dem Druck fieberhafter Erkrankung weiter und starb auf der Höhe des Lebens, eben bevor sein Werk durch den Krieg in Stücke ging. Ich durfte mich nicht einmal persönlich bei ihm verabschieden, und seine Todesanzeige war die erste Nachricht, die ich nach der Heimkehr aus Amerika empfing.

Das Rätsel, wie diese aus allen europäischen Ländern zusammengeschlossene Bevölkerung zu einheitlichem Nationalgefühl, verwandtem Ausdruck zusammenwächst, löste mir zum guten Teil das Hull-Haus der großen Philanthropin Jane Adams in Chicago. Nichts Merkwürdigeres als eine ziellose Straßenbahnfahrt durch diese Stadt. Ebenwar man in einem Viertel mit lauter russischen Aufschriften und Waren, jetzt ertönt aus dem Munde der Einstiegenden eine neue Sprache: griechisch, und griechisch sind die Läden. Ein paar Blocks weiter ist alles polnisch, dann beginnt ein Negerquartier, in dem sogar die Schugleute und die Krankenschwestern farbig sind. Und nun das Hull-Haus. Im Kindergarten eine junge Lehrerin, sieben Kinder bei-

derlei Geschlechts vor sich, je ein englisches, deutsches, russisches, griechisches, russisch-jüdisches und sogar ein chinesisches und ein schwarzes. Diese Kinder werden nicht nur spielenderweise englisch unterrichtet, sie werden auch durch Bild und Gesang mit amerikanischer Vaterlandsliebe erfüllt. Und das Hull-Haus läßt sie nicht. Es begleitet sie durch die Schule, bildet sie in Abendkursen weiter, gibt ihnen Beschäftigung (so sahen wir armenische Einwanderinnen Teppiche weben), verbindet sie zu geselligen, sportlichen und literarischen Vereinigungen, gibt ihnen Gelegenheit zu Musik und Theaterspiel. Alles das mit großartigster Wohltätigkeit, die Jane Adams als etwas Selbstverständliches behandelt, und in unablässiger Hinarbeit auf Verfestigung in der nordamerikanischen Nation. Wie stark diese überall ist, lehrte uns der Flaggday der Schulen. Zu bestimmter Stunde, einmal in jeder Woche, wird das Sternenbanner, der stolze Besitz jeder Klasse, von zwei einer Auszeichnung würdigen Schülern entrollt. Dann marschiert die ganze Schar unter dem Gesang des Nationalliedes, salutierend, daran vorüber.

Der Unterricht aller Schulen ist öffentlich. Die Zimmertüren werden nicht geschlossen oder haben eine durchsichtige Scheibe, an der Seitenwand der Klasse stehen ein paar Stühle, man tritt unbegrüßt ein, darf sich ohne weiteres setzen und zuhören. Niemals habe ich eine Ablenkung von Lehrern oder Schülern bemerkt und diese Einrichtung später als Elternbeiratsleiter Berliner Anstalten schmerzlich vermißt. Sie scheint mir sehr geeignet, gegenseitige Mißverständnisse zwischen

Schule und Elternhaus fortzuräumen, Eltern und Lehrer einander näherzubringen.

Die Buntseckigkeit des amerikanischen Bildungswesens ist außerordentlich. Man stelle sich vor, daß z. B. Newyork vier ganz verschiedene Universitäten hat: die große Columbia, die auch technische Fakultäten besigt, die University of New York, die zugleich etwa Handelshochschule ist (sie hütet die Bibliothek Paul de Lagardes), das Hunter College mit seiner vorbildlichen germanistischen Abteilung und, am Bronx Park, die katholische Jesus-Universität. Dazu kommt am Hudson, in Poughkeepsie, die berühmte, von Raabe in „Eulenspiegel“ durch eine liebenswürdige Professorin eingeführte Frauenuniversität, das Bassar College. Da der Hochschulunterricht viel früher als bei uns, etwa mit der Primareise, einsetzt, sind die ersten Kurse anders gehalten als in Deutschland. Ich wohnte an einer kleinen Universität einer Vorlesung über „Hermann und Dorothea“ in englischer Sprache bei, die ungefähr einer Unterrichtsstunde in einer Oberklasse des deutschen Gymnasiums entsprach; aber als ich selbst Tombo an Columbia vertrat, hatte ich das Kolleg über Gerhart Hauptmann ganz auf der Höhe einer deutschen Universitätsvorlesung fortzuführen.

Wie Hamburg, so unterhält auch Newyork ein öffentliches Vorlesewesen, und zwar von zwölf Lehrstätten. In dem Gebäude, in dem ich auf Wunsch der Stadt über Bismarck sprach, der Waldleigh High School, nahe der Siebenten Avenue, befinden sich unter dem Vortragssaal eine Lese-

halle für Erwachsene und eine für Kinder mit Bilder- und Versbüchern aller in dem Viertel gesprochenen Sprachen und eine Außenabteilung der Volksbücherei. Die großen öffentlichen Bücherhallen sind von einer architektonischen Schönheit und einer technischen Vollkommenheit, vor allem einer Reichhaltigkeit ohnegleichen. Der Zettelkatalog ist jedermann frei zugänglich. Die rund eine Million Bände der New Yorker Public Library ist neben der Hauptbibliothek auf eine Sammlung zur amerikanischen Geschichte, eine orientalistische, eine Blindenbücherei und andere Nebenzweige unter gleichem Dache verteilt. Es gehört zu der äußeren Sauberkeit des amerikanischen Lebens, daß die unzähligen Katalogbenutzer und die achtzehnhundert Leser im Hauptsaal nichts verunreinigen oder beschreiben. Mit Entsetzen denke ich an die widerlichen Krigeleien auf jedem europäischen Natur- oder Kunstdenkmal; manches, wie die Tellskapelle am Vierwaldstätter See, wird einem so geradezu verleidet. In Amerika habe ich an keinem öffentlichen Orte derartiges gefunden. Ulysses Grants schönes Denkmal und Mausoleum hoch über dem Hudson wird nicht bewacht, steht jedermann offen – es trägt so wenig einen Bleistiftzug wie der Obelisk zu Washington. Auch die Sitte, Briefe und Päckchen, wenn der Postkasten voll ist, auf oder unter ihn zu legen, ist ein Anzeichen solcher sauberen Gemeinbürgschaft.

Einen besondern Reiz, gänzlich abweichend von dem unserer Hochschulorte, bietet das Leben in kleinen Universitätsstädten. Alle diese Anstalten liegen reizvoll auf ihrem „Campus“ mitten im Grünen, von der Stadt geschieden.

In Athens im Staate Ohio, wo wir Gäste des aus dem Rheinlande stammenden Raabeforschers Prof. Emil Doernenburg waren, fand am Vormittag der feierliche Einzug der eben graduierten weiblichen Studierenden statt. Über den baumbestandenen Platz schritten sie, in Barett und Talar, in die Aula, mit Händeklatschen begrüßt. Dann gab die Musikabteilung der Universität uns, den Gästen, zu Ehren ein Konzert, und abends sprach ich im gleichen, übervollen Festsaal in deutscher Sprache, obwohl Doernenburg nicht nur der einzige Deutsche der Hochschule, sondern der Stadt war, über Bismarck. Auch ein solcher Ort von vierzigtausend Einwohnern hat seine, von Carnegie gestiftete öffentliche Bücherei von damals etwa dreißigtausend Bänden.

Weitläufiger, reicher ausgestattet sind natürlich die Staatsuniversitäten von Ithaca im Staate Newyork oder Madison in Wisconsin. Madison erstreckt sich bis an ein paar unsäglich einsame Seen, die noch ihre indianischen Namen tragen. Am Abend saßen wir am äußersten Rande der kleinen Stadt in dem winzigen Blockhause eines Braunschweigers, des Professors Feise. Carl Hauptmann war von Reiz und Traumsille der Landschaft so gefangen, daß er seine Tochter nach dem einen der Seen Monona nannte. In Ithaca ergießt sich mitten durch den parkartigen Campus ein breiter natürlicher Wasserfall. Hier ist in Lehrstätten und Wohnhäusern alles mit sichtlichem Reichtum aufgebaut. Am Sonntag, bei dem musikalisch reizvoll ausgestatteten Gottesdienst in der Universitätskirche, saß der greise Historiker Andrew D. White

unter den Studenten, der frühere Präsident der Hochschule und Botschafter in Berlin zu Bismarcks Zeit. Hier bekamen wir auch den ersten Begriff des damals Deutschland noch fremden Werkstudenten. Wir wohnten im Hause von Professor Hermann E. Davidsen, der vordem bei Albrecht Thaer in Hamburg Oberlehrer gewesen war. In der Küche – jede amerikanische Wohnung wird Gästen bis in den letzten Winkel gezeigt – trafen wir einen jungen Mann, der dem Mädchen beim Aufwaschen half. Abends versammelten sich bei Davidsens die germanistischen Lehrer der Universität; nach dem Abräumen des Tisches erschien jener junge Mann zwischen uns, er stand im letzten Semester, hatte eine vortreffliche Doktorarbeit eingereicht und sich die Mittel zum Studium als Hausgehilfe erworben. In Buffalo erlebten wir die Hochzeit eines jungen Arztes mit einer Dame, die er während seiner regelmäßigen Ferientätigkeit als Kellner im Seebade kennengelernt hatte. Hier hatten wir auch in einem der Ordinarien das Beispiel eines echt amerikanischen Aufstiegs. Aus norddeutschem Adel, hatte er als Kavallerieoffizier Schulden halber Deutschland verlassen, war in Neuport und Chicago „alles“ gewesen, Packträger, Eisschläger auf dem Michigansee, Ruderknecht, Kaufmann, Sprachlehrer auf eigene Faust, Schullehrer, endlich Professor geworden und nun, wenn er in Deutschland war, Gast am alten Fürstenhofe*.

* Ich versuchte in Buffalo etwas über den Helden der Fontanischen Ballade „John Maynard“ zu erfahren, mit deren Vortrag ich meine erste Vorlesung eröffnete – vergeblich; weder auf der Bibliothek, noch auf der Universität, in keinem Nachschlagewerk war der den Einwohnern gänzlich unbekannte Name zu ermitteln.

Unter den Deutschamerikanern war eins sehr auffällig: man begegnete viel älteren Menschentypen als bei uns. In Columbus lernte ich einen vor sechzig Jahren aus Blaubeuren ausgewanderten Württemberger kennen. Er hatte die Heimat nie wiedergesehn, sprach kein reines Deutsch mehr, aber er wirkte äußerlich noch wie ein Schwäbischer Kleinstädter von 1848, in der kleinen, erst mit ihm gewachsenen amerikanischen Stadt war er nicht eingesmolzen worden. Das gleiche galt von einem Sohne von Matthäus Chemnig, dem Verfasser des Schleswig-Holsteinliedes. Auch einer der verdientesten deutschen Führer, der Pastor Hoffmann in Baltimore, ein Hesse, sah mit der langen Pfeife noch wie eben von Hanau oder Friglar gekommen aus – seine Kinder aber waren, wie Tombo, von den Angloamerikanern nicht zu unterscheiden.

An der Deutsch-englischen Lehrera Akademie in dem fast ganz deutschstämmigen Milwaukee konnte man Leistung und Wert des amerikanischen Deutschtums besonders gut und ergreifend studieren. Am Abend unserer Ankunft waren wir Gäste im deutschen Pabsttheater, wo wir eine Tochter von Carl Schurz kennenlernten (der Tischherr einer zweiten war ich bei einem New Yorker Mahl gewesen). Am andern Tage forderte meine Frau gewohnheitsmäßig in einem Laden irgend etwas auf englisch; sofort sagte der Verkäufer: „Bitte, gnädige Frau, sprechen Sie doch deutsch“. Dann ging es in die Akademie, die vom Kindergarten bis zur Lehrprüfung führt. Sie steht unter Leitung des deutschen Direktors Griebisch, wird aber auch von Angloamerikanern be-

sucht und ist zweisprachig, aber nach Geist und Methode deutsch. Gleich in der Vorhalle grüßen Goethes, Schillers, Lessings und Alexander Humboldts Büsten, und im Unterricht wie nachher bei der Versammlung von Lehrern und Schülern in der Aula trat jenes deutsche Grundelement beherrschend hervor. Man war in Deutschland. Auch der Superintendent des deutschen Schulwesens im Staate Wisconsin, Leo Stern, hatte sich zu dem Rundgang durch den Unterricht und meiner Rede eingefunden. Er, ein gebürtiger Breslauer, sagte mir: „Ich bin diesem Lande dankbar, es hat mich gastlich aufgenommen, mir einen großen Wirkungskreis gegeben. Meine letzten Jahre aber möchte ich in einer kleinen deutschen Stadt zubringen und im alten Vaterlande sterben.“ Zwei Jahre nach dem Kriege nahm er den Abschied und kehrte zurück. Aber kaum, daß er in Bremen das Schiff verlassen hatte, sank er tot um. Er hat nicht mehr in Deutschland leben dürfen, aber sein letztes Ruhebett fand er hier.

Wie das deutsche Unterrichtswesen von Milwaukee, so bot das deutsch-evangelische Kirchenleben von Baltimore unter Julius Hoffmanns Betreuung ein Bild reicher Blüte. Überhaupt hat das in völliger Staatsunabhängigkeit wirkende Kirchentum mancherorts durch die Vielfältigkeit seiner Bewährung einen starken Eindruck auf mich gemacht. An einem Aprilabend sprach ich in der Unity Church des Newporter Vororts Montclair (in Neu jersey, dicht bei Edisons Werkstätten) vom Altar aus über deutsches Drama der Gegenwart. Und der Monatszettel der Gemeinde ent-

hielt Leseabende, Musikabende, Aussprachen über religiöse, philosophische, pädagogische Fragen, Studiengemeinschaften über Shakespeare, Emerson, Browning und vieles mehr. Jeden Tag sammelte die Kirche Teile der Gemeinde unter ihrem Dach, von den Kinderklubs bis zu den Ältesten.

In mancher Beziehung gemahnte mich dies modernste und jüngste aller großen Länder an das alte große Rußland*. Auch hier die riesigen Entfernungen, eine Reise wie von Berlin nach Rom gilt ja innerhalb der Union als kurz. Und auch hier die gewaltigen Gegensätze. Dicht bei dem betäubenden Handelstreiben mit allen seinen technischen Hilfsmitteln in den Häuserschluchten des untern Broadways die engen, geheimnisvollen Gassen der Chinesenstadt, die lärmende Bowery mit ihrem osteuropäischen Proletariat, die jüdischen Settlements mit ihrer Bekämpfung des Kinderelends. Nahe der jedem zugänglichen Bibliothek die vornehme Abgeschlossenheit der Luxushäuser der 5. Avenue. Im Bronxpark plötzlich ganz italienische Häuser mit italienischen Arbeitern. In Chicago die angeblich lebhafteste Straßenkreuzung des Kontinents, und wenige Kilometer davon die unberührte Natur, auf weite Strecken kein Dorf, kaum eine Farm. In Armour's Fleischpalast am laufenden Band die tägliche Verarbeitung von

* Auch die große Unkenntnis des eignen Landes ist ein Vergleichsobjekt; kaum einer meiner Petersburger Bekannten kannte Moskau, geschweige die Wolga oder den Kaukasus, kaum ein New Yorker war über Chicago hinausgekommen. Aber Deutschland, Frankreich, die Schweiz kannten sie.

ganzen Riesenherden, am Kai des Michigansees das Rasseln der Kräne auf den Getreidedampfern, und mitten in der Millionenstadt, auf dem Campus der von Rockefeller gestifteten Universität, Friede und Ruhe zur Arbeit, wie in Marburg oder Grénoble. Und dieses amerikanische Leben trägt doch so stark gemeinsame Züge, daß ein paar Schritte nach Kanada hinüber trotz der Sprachgemeinschaft also bald den Gegensatz erleben lassen. Die kleine Stadt Niagara Falls auf Unionsseite ist eine typische junge Stadt, unfertig, im Werden, die gleichnamige, nicht größere kanadische Siedlung auf dem andern Ufer des Stromes mit ihren altenglischen Backsteinhäusern atmet die Abgeschlossenheit der geschichtlich entwickelten großbritannischen Kultur.

Der Gesamtcharakter nordamerikanischen Lebens, im Aufenthalt in Stadt und Land, unter Menschen verschiedener Berufsart und Abkunft, verschiedenen Glaubens und verschiedener Lebensverhältnisse allmählich für den vorurteilslosen Ausländer klar hervortretend, ist der einer kolonialen und immer noch kolonial empfindenden, sich unablässig neu aufbauenden Volkheit. Daher die auf nötigsten Raum beschränkte Wohnung – man ist, wie die westwärts ziehenden Farmer, immer im Aufbruch –, das rasch und ohne Verfeinerung bereitete Essen, die Überheizung im Winter, die Pflege von roh zu genießenden Früchten bis zu höchster Schönheit, die Unbefangenheit und kindliche Freude an jedem neuen Eindruck, jeder neuen Erfindung, jedem Spektakelstück auf den Varietébühnen, die praktische Nutzung aller Technik bis ins

kleinste. Daher die große Ehrerbietung vor der Frau, später Gewinn ihrer einstigen Seltenheit im Männerland; was in jeder europäischen Mittelstadt unmöglich ist, versteht sich in den Millionenorten Newyork oder Chicago von selbst: daß jede Frau zu jeder dunkelsten Stunde unbelästigt durch jede Straße gehn, jedes öffentliche Verkehrsmittel benutzen kann. Kolonialer Jugend entspringt auch das naive Verhältnis des Amerikaners zur Bühne; wollte der Bösewicht des Stückes sich am Schluß des Stückes mit den andern verneigen, so könnte ihm – im englischen wie im deutschen und im jiddischen Theater – entrüstetes Zischen entgegen. Sogar der allgemeine Liebling Rudolf Christians erlebte das zu unserm Staunen in seinem Irving-Place-Theater am Ende von Franz Adam Beyerleins „Zapfenstreich“ als Leutnant von Lauffen. Und endlich: auch die unvergleichliche Gastlichkeit des Nordamerikaners ist typisch kolonial. Sie entspringt der Freude des entlegen Wohnenden über aus der Ferne kommenden Besuch, man will diesem voller Stolz alles Neugewordene weisen, will sich und seine Leistung durch sein Urteil im Interview, beim reception tea, in der Zeitung, im Vortrag bestätigt hören und will ihm von den Gaben des eroberten Landes soviel als immer möglich zugute kommen lassen.

Den Abschluß meines Aufenthalts bildeten ein Aufenthalt in dem unter der gelben Pracht blühender Forsythien prangenden Washington und der erste Kongreß ehemaliger Studierender deutscher Hochschulen. Aus dem ganzen Gebiet der Union hatten sich in Newyork frühere deutsche Studenten in

den unterschiedlichsten Lebensstellungen eingefunden, darunter ein Ingenieur, der 141 Semester zählte. Julius Hoffmann eröffnete die Verhandlungen mit einem gerade für den Heimdeutschen sehr lehrreichen Vortrag über amerikanische Bürgertreue und deutsches Kulturbewußtsein, und der erste Diskussionsredner war der um das amerikanische Deutschtum nicht minder verdiente Hugo Münsterberg, der Harvard-Professor, dem nachmals der Krieg das Herz brach. Mir selbst war das Thema gestellt worden: „Die Welt ist ein Kampfplatz von Ideen. Was ist Amerikas, was Deutschlands Aufgabe?“ Indem ich die Vergeistigung der modernen Kultur und die Überwindung des sozialen Druckes als gemeinsame Aufgaben beider Völker hinstellte, wies ich als getreuer Anhänger Damaschkes auf die von Amerika gekommene und in Deutschland festverwurzelte Lehre der Bodenreform als ein großes Beispiel gegenseitiger Befruchtung hin und knüpfte an Lamprechts Neuidealismus als auch drüben wirksam werdende Gesinnung an. Der Theologe Thomas Hall und der Mediziner Emanuel Baruch gedachten feiernd Deutschlands und des Kaisers. Germanisten wie Julius Goebel, Alexander Hohlfeld und Adolf Busse vervollständigten das Bild literarhistorischer Arbeit, das ich im Wandern von Lehrstätte zu Lehrstätte gewonnen hatte.

Bei der Hinfahrt hatten wir zwei Tage lang Windstärke 11 erlebt, und grobe See war über den Dampfer hinweggegangen. Bei der Rückkehr fuhr die „Kronprinzessin Cecilie“ wie über spiegelndes Blau, wir saßen tagsüber,

wohlig hingestreckt, auf dem Sonnendeck und grüßten pünktlich am siebenten Tage die grünen Ufer der Wesermündung. Fünf Stunden später waren wir auf dem Damm-
torbahnhof und vernahmen nach dem stürmischen Wiedersehen die Poggfredfrage:

„Papa, hast du mich auch was mitdebacht?“

Landleute

Der Platz gebadet in ein Lichtermeer,
Vom Widerschein erhellt die volle Gasse,
Dahinter blind aufragend, altersschwer,
Des Ordenschlosses dämmergraue Masse,
Und drüber hoch in stille Lüfte steigend,
Sein schlanker Turm, in letzter Sonne schweigend.

Das so in Licht und Schatten gezeichnete Mittelbild der Heimatstadt ist jedem, der im Ausblick zu Burg und Turm aufwuchs, unverlierbarer, sich immer erneuernder innerer Besitz. Mit dem, der gemeinsamem Eigentum so ganz persönlichen und doch gemeingültigen Ausdruck fand, mit Georg Reicke, bin ich zwanzig Jahre lang in Kameradschaft durchs Leben gegangen.

Das Schicksal wollte es, daß wir uns nur einmal an der Stätte zusammenfanden, die unsere Kinderspiele gesehen hatte, wo wir als Ellendts Schüler nacheinander unter gleichem Dache lernten. Das war im Jahre 1904. Reicke hatte den einzigen Sohn an einer rasch verlaufenden Krankheit verloren und fuhr nun, als ob es sich von selbst verstünde, nach Königsberg und weiter ans Meer. Er ließ sich mit Frau Sabine und den Töchtern in der frühherbstlichen Einsamkeit von Neuhäuser nieder und blieb nach deren Abreise mit seinem Vater dort. Langsam er-

wachte er aus der furchtbaren Verstörung. Da wanderten wir durch den vom Volk der Sommergäste schon fast geräumten Badeort. Auf dem Wege vom Bahnhof zur See bildet der Pfannkuchenberg eine wenige Stufen hohe Erhebung; aber mit den paar Schritten erreichten wir eine weite Schau über hellfarbenes Haff und dunkelblaue, schaumgefurchte See. In den Wäldern ward das Laub golden, abends brannte im leichtgebauten Häuschen der Ofen und, zwischen seinem Vater und mir, las Reicke sein neues Drama „Schusselchen“ vor.

Rudolf Reicke, der große Kantianer, stand im achtzigsten Jahre seines reichen Lebens. Der Mann, den ich in scheuer Jugend ehrfürchtig von fern betrachtet hatte, trat mir mit der ganzen gewinnenden Freundlichkeit entgegen, die sein nach außen sprödes Wesen im Verkehr des Hauses an den Tag legte. Jedes Wort, das er, auch über des Sohnes Dichtung, sprach, zeugte von seiner durch das Alter nicht getrübten, vorurteilslosen kritischen Schärfe wie von seiner Freude über Kunst und Erfolg des Sohnes. Dieser war nun freilich in dem nie gestillten Drang nach geistigen Gütern, in der freiheitlichen und humanen Gesinnung ganz seines Vaters Kind; sonst aber war Georg Reicke auch wieder Rudolfs gerader Gegensatz. Er war weltläufig und weltgläubig, bunter Geselligkeit geneigt, ein ausgezeichneter Jurist, aber gar kein Gelehrter, ein hervorragender Beamter, aber kein Bureaukrat, ein glänzender Redner im Familienkreise wie vor der breitesten Öffentlichkeit, jedoch über dies alles hinaus ein Mensch

von solcher Güte und so bezaubernder Anmut des Wesens, wie sie Gott nur selten auf die Erde sendet. Seine ungewöhnliche Laufbahn – er wurde mit achtunddreißig Jahren Bürgermeister von Berlin – dankte er zum Teil einer von ihm nicht gesuchten politischen Sensation. Er hatte, damals Königlich Konsistorialrat, an dem Kampfe gegen ein törichtes Literaturgesetz, die sogenannte Lex Heinze, teilgenommen, nicht obwohl, sondern weil er Beamter war; er wünschte, wie er mir einmal sagte, daß auch das höhere Beamtentum bei diesem von Theodor Mommsen und Hermann Sudermann geführten Kampfe nicht ganz unbeteiligt sein sollte. Darüber entstand bei einigen Geistlichen Lärm, Reicke trat, nachdem er sich gegen eine Versetzung von Berlin fort erfolgreich gewehrt hatte, in den Reichsdienst über, und dann wurde er Berliner Bürgermeister.

Blicke ich heute auf Reickes Tätigkeit zurück, so erscheint es mir nahezu unbegreiflich, was alles er neben einem nie abschwellenden Maße amtlicher Arbeit bewältigt hat. Wenn irgend jemand, so hat er im Mittelpunkte Berlins gestanden und der Stadt in ihren Parks, im Märkischen Museum, in ihren künstlerischen Ankäufen, in ihrer Repräsentation den Stempel seines Geschmacks aufgeprägt. Wenn er aber vom Dienste kam, dessen Hauptleistung ja nach außen gar nicht hervortrat, hatte er für unzählige Bittsteller ein offenes Ohr, war er ein unermüdlicher heitergeistreicher Gesellschafter und Plauderer, immer voll inneren Anteils für jeden, der in seinen Kreis kam. Seine

schönste Erholung war der morgendliche Gang durch den grünen oder weißen Tiergarten von der Wohnung am Kanal bis zu den Linden. Dann, vor der Bebürdung durch die Tageslast, atmete er durstig die Frische der frühen Stadt, dann war in seinem schicksalhaft zwiegeteilten Leben der Dichter an Bord. Zugleich aber vertiefte sich auf jeder Wanderung durch Park und Straßen seine Liebe zu der Hauptstadt, die schon des Studenten Herz gewonnen hatte. Hatte er einen neuen Schmuckplatz errichten, ein Kunstwerk für städtischen Besitz erwerben dürfen, dann strahlten seine Augen. Und es war ihm nicht nur ein amtlicher Mißerfolg, es war ihm ein persönlicher Schmerz, als sein Plan, auf dem Tempelhofer Felde eine Musterwohnstadt zu errichten, durch den Militärfiskus vereitelt und der Platz um einer einzigen Million willen entstellender Bauspekulation überantwortet wurde. Der stolze Freimut, mit dem er dies Verfahren geißelte und sich wenig später, beim Jubiläum der Städteordnung, vor dem Kaiser und den Ministern zu den widerbureaukratischen, noch lange nicht erfüllten Idealen des Freiherrn vom Stein bekannte, führte ihn auf die Höhe seiner Volkstümllichkeit.

Im Sommer saß er viele Wochen, dichtend und sinnend, in dem Blockhaus, das seine Frau, Malerin und Baumeisterin zugleich, an einem schönen Punkte des Schreiberhauer Tals errichtet hatte. Im Jahre 1907 wurde nahe der Koppe die neuerbaute Hampelbaude eingeweiht. Gesang, Zitherspiel, ein unbefangenes Hin und Her von

einem Tische zum andern, und inmitten, gelöst und heiter, Georg Reide mit Flurnachbarn aus dem Thal, Wilhelm Bölsche, Hermann Stehr, Hermann Hendrich, Hans Avenarius. Spät noch kam durch den Sprühherbstnebel Gerhart Hauptmann bergaufwärts gestiegen. Die herzhafteste Fröhlichkeit dieses schlesischen Baudentreibens erfaßte uns alle. Um Mitternacht ward ein Fackelzug zum Kleinen Teich beschlossen, die schlanken Gestalten Hauptmanns und Reides schritten nebeneinander, die rotleuchtenden Fackeln über sich haltend, die Berglehne hinab voran in das Felsental. Nach der Rückkehr wurden die Stöcke zusammengeworfen, und es hieß nun: wer springt durch die Flamme und gibt den Flammenspruch? Der Bürgermeister von Berlin sprang wie ein Jüngling hinüber und fand einen anmutigen Bierzeiler, der die Stimmung des Festes ausdrückte.

Sein nächster Nachbar und liebster Freund aber in Schreiberhau war Carl Hauptmann, Zarle, wie Reide ihn gern rief. Dann gingen die beiden auf den Steigen des Berggartens ums Schreiberhäusel und weiter bergan, Carl Hauptmann wie immer ganz von gärenden Plänen erfüllt, einer der wenigen Menschen, die, wie etwa auch Dehmel, jede Unterhaltung binnen wenigen Sätzen vom Alltäglichen in die höchsten Höhen hinaufführen. Mit malenden Handbewegungen, immer wieder durch den Schopf des bloßen Hauptes fahrend, spann er seine Welt aus; und Reide, die Rechte, wie er so gern tat, mit leichtgeschwungenem Zeigefinger ans Kinn gelegt, lauschte dem Freunde und gab,

zustimmend und urteilend, sein feines und kluges Wort dazwischen.

Jene Tragikomödie „Schusselchen“ erlebte mit Marietta Olly in der Titelrolle am Deutschen Theater unter Paul Lindaus Direktion einen großen Erfolg. Ich saß mit Reide in der dunklen Loge und nahm, wie durch elektrischen Wechselstrom, an dem Glücksgefühl des Dramatikers, der seine Gestalten über die Bühne schreiten und Jugendsehnsucht erfüllt sieht, innig teil. In den Versen, mit denen er mir dann das Buch sandte, war von dem zweiten Leben, das uns „die Wirklichkeit nicht gegeben“, die Rede, und damit, nur dem Freunde erkennbar, auch von der Tragik dieses scheinbar ganz in heller Sonne verlaufenden Daseins. Es war eine doppelte Tragik. Vordem hatte er sein Amt neben seinem eigentlichen Menschen gelebt; die Tätigkeit als Berliner Bürgermeister reizte und erfüllte sein Leben – aber sie fraß ihn mit Haut und Haar, und der Künstler in ihm kam, wie er selbst fühlte, immer wieder zu kurz. Und zum zweiten: wie er Bürgermeister wurde, das war mit jenem ihm durchaus zuwideren Aufsehen verbunden gewesen, und so war der Öffentlichkeit gleich sein erster Roman, das „Grüne Huhn“, nicht ein Werk von Georg Reide, sondern „das Buch des neuen Bürgermeisters“. Und so blieb es. Leserkreis und Kritik kamen Reide gegenüber nie zu unbefangener Haltung. Er war ein ausgezeichnete Bürgermeister und wurde doch von mancher Bureaukratenseele wegen der künstlerischen „Nebenbeschäftigung“ beargwöhnt; und er war ein wirklicher Poet und ein reicher Schriftsteller und blieb doch vielen immer

nur der dichtende Beamte. Alles das war durchaus typisch für eine völlig mechanisierte Zeit, die nur den abgestempelten und geprüften Fachmann kannte und gelten ließ; daß noch eben in der vorigen Generation der preußische Justizminister Schelling den Homer übersezte, der Bremer Regierende Bürgermeister Gildemeister den Dante, daß sogar der Berliner Oberbürgermeister Artur Hobrecht ostpreußische Romane und Novellen geschrieben hatte, war längst vergessen.

Dies Leben aus zwei Quellen machte freilich das Reichesche Haus besonders reizvoll, in der Corneliusstraße wie in dem Landheim am Stölpsensee fanden sich mit städtischen und staatlichen Würdenträgern, mit Kaufleuten und Industriellen Schriftsteller, Künstler, Gelehrte in seltener Mischung zusammen. Da traf man etwa den Oberbürgermeister Kirschner und den Direktor der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft Felix Deutsch, Gabriele Reuter und Walther Rathenau, Else Heims und den Bankier Frig Andrae, Friedrich Haase und Gerhart Hauptmann. Es war symbolisch, daß Georg Reiche bei der heiteren, ja ausgelassenen Feier seines fünfzigsten Geburtstages im Herbst 1913 schließlich inmitten des so bunt zusammengesetzten Kreises auf vielfache Bitte ein paar Gedichte aus dem lange geschmiedeten Zyklus „Mein Berlin“ las, in diesem Augenblick wirklich Dichter und Bürgermeister zugleich.

Reiche gehörte auch dem unter Fontanes posthumem Protektorat fortbestehenden Kreise der Zwanglosen an,

einer heitern Runde von Männern verschiedener Lebensstellung, deren stilles Haupt der Rechtsanwalt Paul Meyer ist, ob seines einst roten Haupthaars Loge-Meyer genannt. Der Finder dieses wagnerischen Übernamens war ein anderer Ostpreuße, Wagners begeistertster Ränder in Berlin, Richard Sternfeld. Er war Professor der Geschichte, seine Wirkung ins Weite beruhte jedoch auf seiner musikgeschichtlichen Tätigkeit, der meisterlichen Art, mit der er die Werke Wagners, Bruckners, Hugo Wolfs, auch Beethovens und Webers, durch Wort und Klavierspiel erläuterte. Nicht minder nachhaltig war der Eindruck seiner reinen, immer dem Ideale zugewandten deutschen Persönlichkeit im engern, im Bereiche seines Hauses.

Sternfeld war im Historischen Seminar der Berliner Universität mein Lehrer gewesen, und allgemach erwuchs aus dem Verhältnis von Dozent und Schüler eine von der gemeinsamen Königsberger Abkunft durchwärmte Lebensfreundschaft. Sternfelds große, oft mißbrauchte Güte paarte sich mit einem Humor, der auch den trüben Tag vergoldete; einzelne seiner witzigen Worte hielten sich in Berlin weithin jahrelang. Einmal sagte eine junge Schauspielerin an unserm Tisch, von einem schönbärtigen Kritiker schwärmend: „Ich finde ihn entzückend. So habe ich mir immer den lieben Gott vorgestellt.“ Darauf Sternfeld sogleich: „Gnädiges Fräulein, ich habe noch gar nicht gewußt, daß Sie Atheistin sind.“ Als wir auf einem Alsterdampfer den Heldendarsteller Robert Nhil mit seinem

mächtigen Kopf trafen, sagte Sternfeld sofort: „Aut Caesar, aut Nihil.“ Zu einer bedenkenlosen Veröffentlichung intimer Briefe schrieb Sternfeld kurzab, und zwar öffentlich: „Diskretion Ehrensache, Indiskretion Geschäfts=sache.“

Sein Geschäft war der Dienst an großer Kunst und großer Menschlichkeit. Nach dem frühen Tode von Constanz Berneker verband er sich mit seinem Freunde Konrad Burdach, um das vielverkannte Werk des gemeinsamen Landsmanns in der musikalischen Öffentlichkeit durchzusetzen. Sie erschienen beide in der Hamburger Kunstgesellschaft. Burdach entwarf mit hinreißendem Wort ein Lebensbild des Lieddichters, Sternfeld spielte eine Fuge auf dem Klavier so herrlich, daß es wie Orgel klang, und begleitete dann einen dritten Königsberger, Felix Senius, zum Gesang Bernekerscher Lieder. Es war ein großer Abend.

Wie menschlich offen und vorurteilslos Sternfeld war, lehrt seine Freundschaft mit Robert Hessen, einem der merkwürdigsten Ostpreußen der neueren Zeit. Auf der Albertina als Meisterfechter der Abgott der Kommilitonen (Sudermann berichtet in seiner Selbstbiographie davon), ist er später durch ein wechselvolles Leben getrieben worden. Er, der Arzt, schrieb unter dem Decknamen Avonianus eine dramatische Handwerkslehre, unter dem Pseudonym Eccardus eine aus tiefstem sozialem Mitgefühl gespeiste Geschichte des niederen Volkes in Deutschland. Ich habe die beiden Duzfreunde nur an einem Abend, schon im Kriege, beieinander gesehen, und es war eine reine Freude, zu erleben, wie der konser=

vative Sternfeld und der Sozialdemokrat Hessen sich in der Not des Vaterlandes, wie einst unter der bunten Mütze, verstanden.

Kam ich im neuen Jahrhundert nach Königsberg – und das geschah fast in jedem Jahr – so fand ich eine sich rasch wandelnde Stadt. Nun endlich waren die Wälle und Mauern gefallen, die Tore standen nur noch als Baudenkmäler da, und das hübscheste, das Steindammer, verfiel leider der Spitzhacke. Draußen aber, auf der Stätte einstiger Ferienaufenthalte, bis nach Juditten hin und über den Oberteich hinweg, dehnten sich neue Stadtviertel, während sich zugleich die Unterstadt weithin ins Pregelthal streckte. Längs einer malerischen kleinen Schlucht, unter den hohen Bäumen eines alten Gutsparks, fand die unter Ludwig Dettmann verjüngte Kunstakademie in einer äußerst geschmackvollen Gebäudegruppe ein neues Heim. Da traf ich Carl Albrecht wieder, der einst in seiner Hamburger Heimat meine zwei ältesten Töchter gemalt hatte, den zarten, empfindlichen Künstler, dessen strahlende Kinderaugen noch in den Jahren zermürender Krankheit mit alter durstiger Aufnahmefreudigkeit in die Welt blickten. Da zog Stanislaus Cauer ein und schuf der Stadt eine Reihe monumentaler und zarter Bildwerke, darunter für das Friedrichskollegium Georg Ellendts Büste, bei deren Enthüllung sich alte Schüler aller Jahrgänge einträchtig wieder trafen. Ich fand ihre innerste Zustimmung, als ich bei der Übergabe den Mann und die Anstalt, die Stätte klassischer deutscher Bildung, pries. Von Walther Simons, des

großen Stadtwohltäters, Garten über dem Butterberg eröffnete sich der Blick über die Unterstadt bis zum Frischen Haff, und im Schatten des gewaltigen Domes wurden mit Agnes Miegel, die ich einst allmorgendlich auf dem Schulwege getroffen hatte, gute Stunden verplaudert.

Hinter dem Dom, auf dem Pauperhausplage, hob sich das Denkmal für Julius Kupp, ein schlichter Findling, dem ein von Kupps Enkelin, Käthe Kollwitz, geformtes Bildnisrelief des Großvaters eingefügt war. Hildegard von Hippel erneuerte in Romanform das Gedächtnis des Mannes, der einst Königsberg so starken geistigen Auftrieb gegeben hatte. Sie war nicht von Geburt, aber als Urenkelin des Verfassers des „Aufrufs an mein Volk“ von Geblüt Ostpreußin und mit einem Königsberger, dem Geographen Ernst Tießen, verheiratet, und ihr schönes Haus an der Havel war ein Stück altpreußischer Siedelung im Umkreise Berlins.

Noch weiter draußen, hinter Potsdam, am Heiligen See, in einem ins Wasser gebauten Holzhaufe, wohnte so, wie ihr Roman „Die Insel im Sturm“ es mit hellem Humor schildert, Lily du Bois-Reymond. Ihr Haus war von doppelter Überlieferung eigenartig durchflungen und durchtönt. Die hugenottische Tradition der französischen Familie wurde ebenso gewahrt wie die der Familie Mendelssohn, der Lily als Tochter Sebastian Hensels zugehörte. Und der technische Beruf des Vaters wie die Lebensfreundschaft mit Max Eyth, dem Dichteringenieur, verbanden hohe Überlieferung mit dem

Rhythmus neuen Lebens, Potsdam mit Berlin. Eine dritte ostpreußische Dichterin lehrte zuerst im Jahre 1907 in unserm Hause ein: Gertrud Prellwig. Und der seltsame, stets zwischen zwei Welten lebende Mensch nahm uns sofort gefangen. Immer wieder erfuhren wir es an ihr, daß ihre Unbedingtheit im Ernstnehmen der Bergpredigt skeptische, wohl gar sie belächelnde Menschheit für sie gewann. Sie hat die seltene Gabe, in jeder Umgebung unbekümmert sie selbst zu sein, über Verkenntung und Verleumdung hinwegschreitend wie über ein Zufälliges. Freilich, im gemeinsamen Schweifen durch die Tannenbalden um Oberhof, wo sie eine ganze Schar hilfloser Menschen durch die Nöte der Inflation hielt und erhielt, immer gebend, immer gläubig, immer aufrichtend, erst da offenbarte sich ihr Wesen völlig rein und ungestört.

Auch der früh abberufene A. R. T. Ziolo ward erst unter rings freiem Himmel ganz frei. Der Tilsiter (er hieß eigentlich Kurt Mickoleit) und ich hatten uns zuerst auf den Seiten des Schusterschen Studenten Almanachs zusammengefunden. Nun kam er, durch seine reife Balladenkunst bekanntgeworden, zumal von Ferdinand Avenarius mit Wärme gepriesen, nach Hamburg und zu mir, zunächst philiströs, ja nüchtern wirkend, ein rechter deutscher Kleinstädter, obwohl schon lange Berlin seine zweite Heimat war, das graue nördliche Berlin. Auf der gemeinsamen Fahrt nach Haseldorf und dort, bei Schönaich-Carolath, reiste er wie in sein eigenes Wesen hinein, Feld und Heide, Moor und Dorf als vertrauten Besitz grüßend.

Manches freundschaftliche Wort hab' ich mit Eugen Reichel getauscht, manchen harten Strauß mit ihm ausgefochten. Dieser Königsberger hatte eines Tages Johann Christoph Gottsched für sich neu entdeckt und setzte seitdem buchstäblich seine Zeit, seine Arbeitskraft, sein Vermögen, kurz sein ganzes Selbst daran, dem Juditter Landsmann die eingebüßte gerechte Stellung in der deutschen Geschichte wiederzugewinnen. Die von ihm zu diesem Ziele geleistete schriftstellerische, historische, archivalische, lexikalische, organisatorische Arbeit war unermesslich. Was sonst ein ganzer Stab von Männern vollbringt, tat Eugen Reichel allein, er schuf eine Gottsched-Ausgabe und mit Hilfe Ernst Wicherts eine Gottsched-Gesellschaft, in der er im Grunde alle Ämter verwaltete, schrieb ein Dugend Bücher und zahllose Aufsätze über Gottsched, machte sich an ein riesenhaft gedachtes, über das erste Seitentausend nicht hinausgediehenes Gottsched-Wörterbuch*, das ihn nahezu sein Augenlicht kostete, veranlaßte die Benennung von Straßen in Berlin, Hamburg, Königsberg nach Gottsched, errichtete einen Gottsched-Verlag, er hielt überall Vorträge für seine Idee und betrieb von Person zu Person eine nimmer abebbende Agitation. Damit erreichte er zwar nicht das Unmögliche, seinen Helden als einem jeden verständlichen und zugänglichen Genius neben unsere Größten zu setzen –

* Wie sehr Eugen Reichel Ostpreuße war, zeigt die Vorrede dieses Werkes; er stellt da sich und seine Arbeit ausdrücklich unter den Schutz von Hugo Merquens Cicero-Wörterbuch und Alexander Schmidts Shakespeare-Lexikon.

und dieser letzte Mißerfolg nagte an ihm – aber ohne Zweifel hat er für die richtigere Schätzung des großen Germanisten und Erziehers außerordentlich viel erkämpft. Wie alle Fanatiker einer Idee beurteilte er schließlich jeden nach seiner Stellung zu ihr, und das verwickelte ihn dann auch, und gerade mit freundwilligen Helfern, immer wieder in vergeblichen Streit; wie ich selbst, konnte Reicke ein Lied davon singen. Hatte seine Wut sich verflüchtigt, so machte er es in rührender Weise wieder gut, aber der Verkehr mit dem leidenschaftlichen Manne wäre nicht durchzuhalten gewesen, wenn nicht eben sein reiner Idealismus mit Allem versöhnt hätte. Und in welch bitteres Elend geriet er durch die materiell ungelohnte Gottsched-Arbeit mit den kostbaren, aus eigener Tasche bezahlten Drucken! Der einst Vermögende kam im Alter aus einer Lebenskrise in die andere, aber der schöne, hochgewachsene Mann ließ es sich nicht anfechten, immer brach ein „unvernünftiger Sonnenglanz“ durch sein Wesen. An seinem Sarge stand mit Reicke und Agnes Harder, Eugen Zabel, Felix Borchardt und Reichels Schwester Edela Rüst eine ganze ostpreußische Kolonie in dem großen Berlin.

Wie Eugen Reichel habe ich auch Walther Heymann in Berlin die Gedächtnisrede halten müssen, durch Friedrich Kayßlers tiefeindringende Rezitation einbegleitet, und es ist mir bitter schwer geworden. Unter allen Lyrikern seiner Generation war er, nach Richard Dehmels scharfem Urteil, die größte und durch selbstbescheidende Energie

hoffnungsreichste Begabung. Dazu kam für mich persönlich die engste Landsmannschaft, wir stammten beide vom Friedrichskollegium, waren Ellendt-Schüler, und in Heymanns letzten Jahren waren wir uns persönlich sehr nahe gekommen. Die zwölf zwischen uns liegenden Semester hatten natürlich auf der Schule einen unüberbrückbaren Unterschied geschaffen (er saß auf Tertia, als ich abging), und so hörte ich erst von ihm, als Adolf Petrenz mich im Jahre 1905 zur Teilnahme an einem Ostpreußischen Dichterbuch aufforderte; nach Sichtung der Beiträge sagten er und Bulcke übereinstimmend, die große Überraschung würden die Gedichte Walther Heymanns sein. Und so war es. Die dilettantische Begabung seines lebenswürdigen Vaters hatte sich in dem Sohne zu großer Kunst gesteigert. Dieser von Anfang an unüberhörbare, spröde Klang verstärkte sich in seiner mehrfugigen Selbständigkeit alsbald bis zu der viersätzigen Symphonie der „Hochdüne“, einer Dichtung, die bisher ein Seitenstück noch nicht gefunden hat; Siegfried von der Trenck's, des Heymannschen Schul- und Lebensfreundes, epische Werke liegen noch am meisten auf paralleler Linie. Gewalt, Geheimnis und Melodie der Kurischen Nehrung sind in dieser großartigen Visionenreihe der „Hochdüne“ so erdnah und herrscherhaft eingefangen, daß Agnes Miegel lange nach Heymanns Tode mit Recht sagen konnte, sie begreife den Mut nicht, mit dem jemand nach diesem Vorgänger die Nehrung zu dichten wagen könne.

Durch sein erstes Buch traten wir in Verbindung. Er

las in der Hamburger Kunstgesellschaft einem Publikum, das nicht einmal seinen Namen kannte, vor, gewann durch sein noch knabenhaftes Wesen Freunde, und es war reizend, ihn mit Dehmel zu sehen, die ehrfürchtige Liebe des Jüngeren, die kameradschaftliche Anerkennung des Ergauenden. Heymann war voll von Plänen, die ein Studienaufenthalt in Florenz reifen ließ. Dort weilte in jenem Winter gerade auch ein anderer Friderizianer, und der erzählte mir später aus wehmütiger Erinnerung heraus, wie am heiligen Abend Heymann plötzlich in sein Zimmer am Lungarno gestürzt kam, ganz aufgewühlt, sich an den Landsmann klammernd. Er wollte und mußte Weihnachten auf deutsch und mit einem Baume feiern. Sie zogen von Lokal zu Lokal, trafen nirgends deutsche Gesellschaft, keine Tanne und saßen schließlich mit ein paar Kerzchen um eine Araukarie.

Später kam Heymann wieder nach Hamburg, hatte dann den Schmerz, dort die tiefgeliebte Mutter zu bestatten. Damit schloß sich, auch für mich, das gastlich-anmutige Heymannsche Haus in Königsberg, das Johannes Trojan, noch in jenem Warnemünder Gespräch, aus eigener Anschauung behaglich schilderte. Heymann zog nach Berlin, heiratete die westpreußische Malerin Maria Perk, wurde Vater – und eilte am Tage der Kriegserklärung freiwillig zu den Fahnen. Er gab noch unserer ostpreußischen Heimat das hinreißende Aufbruchslied, ihr Geschick und das seine rückwärts und vorwärts deutend:

Ostpreußen, einsames Land,
Hart in dein armes Schicksal gebannt
Mußt du stumm halten
Gegen Sturmes- und Meeresgewalten.
Du kämpfst am schwersten.

Heimat – und gibst uns dein Leid!
Unser Blut trinkt dein Grund.
Du schaffst in Seelen bezwungen, geschlagen,
Großes. Sie träumen in elenden Tagen
Gott am behesten.

Wann immer es deine Freiheit gilt,
Wir blutwund, wir durch Schmerz gestillt,
Wir Menschen todgewillt:
Sturm auf, mein Land,
Wir sind die ersten!

Schon im Januar, nicht auf ostpreußischem Boden, sondern vor Soissons, fiel er, wenige Wochen später sein erster Künstler Adolf Petrenz.

Als Georg Ellendt starb, rief ihm Walther Heymann das von unserm Lehrer oft gebrauchte Wort des hellenischen Dramatikers nach:

Lasset die Klage, die Klage ertönen!
Aber das Gute gewinne den Sieg!

Als er auszog, fragte er:

Wo aber steht es geschrieben, frag' ich, daß von allen
Ich übrigbleiben soll, ein andrer für mich fallen?
Wer immer von euch fällt, der stirbt gewiß für mich.
Und ich soll übrigbleiben? warum denn ich?

Es ist gewiß in seinem Sinne, wenn ich, da seine Frage ihre ewige Antwort gefunden hat, auch über sein unbekanntes Grab auf französischer Flur im Gedenken seines Todes für uns und das Vaterland jene sieghallende Mahnung des griechischen Herzenskündigers hinspreche.

N a d i m G e t r i e b e

Als in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der preußische Kriegsminister Walter von Bronsart während einer Reichstagsrede wie von etwas Selbstverständlichem vom nächsten Kriege sprach, rief einer der flügsten Abgeordneten, Heinrich Rickert, dazwischen: „Den werden wir nicht erleben!“

Damit gab er die Grundstimmung des deutschen Volkes in jenem und im nächsten Jahrzehnt treffsicher wieder. Sie beruhte auf dem Frieden, den Bismarck uns nach den drei vor der Reichsgründung geführten Feldzügen gesichert hatte; die Genialität, mit der er die Reichsfregatte auch an den schwersten Gefahrpunkten vorbeizusteuern wußte, schuf allmählich selbst bei seinen politischen Gegnern ein Gefühl der Beruhigung, und dies überpflanzte sich auch in die Zeit nach seiner Entamtung, es blieb im wesentlichen lebendig, obwohl das Schiff nun den Ballast zweifelhafter Koalitionen trug und die östliche Peilung verlorengegangen war, ein von Norden her gebotenes Bündnis verschmäht ward. Landwirtschaft, Industrie und Handel gediehen, die Städte wuchsen, der Verkehr verdichtete sich, die Ausfuhr, der Seehandel und seine Flotte steigerten Radius und Ertrag bis zu Ziffern, die in einer Zeit des Zahlenrausches doppelt begeisternd wirkten. Löhne, soziale Sicherung und Ersparnisse der Arbeiterschaft stiegen an. So war man geneigt, die ganze

schicksalhafte Schwere der Massenfrage zu übersehen, die keineswegs nur eine Lohn-, sondern eine Rechts- und Bildungs-, nicht zuletzt eine Bodenfrage blieb, in den vollgepferchten Städten wie auf ihrem Widerspiel, dem dünn bevölkerten, auf ausländische Erntearbeiter angewiesenen Ostland.

Unsere kritische äußere Lage aber wurde den meisten von uns zwar bei internationalen Entladungen, wie dem Streit um Marokko, zuweilen bligartig bewußt; das waren aber vorübergehende Eindrücke ohne nachhaltige Wirkung. Das Ausland sah die Dinge anders. Während meines Studienaufenthalts in Lyon fanden russische Flottenbesuche in französischen Häfen statt, das Bündnis ward geschürzt, und der junge Mann, mit dem ich zu seiner Vorbereitung für die Militärschule von St. Cyr ein wenig Deutsch arbeitete, war von der Unausbleiblichkeit des künftigen Krieges ebenso überzeugt, wie seine ganze Umgebung. Vollends aber im Vorschreiten des neuen Jahrhunderts wuchs jenseits unserer Grenzen das Bewußtsein drohender Zukunft unaufhaltsam. In Rußland waren politische Gespäche im allgemeinen verpönt; aber in den Jahren 1913 und 14 wurde überall von Politik gesprochen, und Moskauer wie Petersburger Freunde warnten immer vor dem, was sich in Rußland anspinne. „Ihr kennt die Moskowiter nicht“, sagte mir mehr als einmal ein Moskauer Raabefreund deutscher Herkunft, der Krankenhausdirektor Nikolaus William. Gerade in diesem Betracht war jene rasche Fahrt von Rußland nach Amerika sehr lehrreich, denn dort wie hier fand ich das sichere Vorgefühl eines unmittel-

bar bevorstehenden Weltkriegs, allerdings bei keinem Amerikaner den Gedanken an die Möglichkeit eigener Beteiligung. Dabei sahen die Angloamerikaner schärfer als die deutschblütigen. Beim Frühstück im Whitehall Club an der Südspitze von Manhattan war ich im heiteren Gespräch mit dem Direktor eines großen Maschinentrusts; als wir zur Politik hinüberlenkten, wurde er todernst und sprach vom bevorstehenden englisch-deutschen Kampf als etwas Unausweichlichem. Dies war typisch.

Und solche Erfahrung beschwerte bei der Heimkehr die Wage, auf der das Gut neuer, reicher Anschauung und dankbar genossener Gastlichkeit, oft bewiesener Deutschfreundlichkeit geborgen war. Wir trafen auf der „Kronprinzessin Cecilie“ Johannes B. Jensen und den Nationalökonom und Bodenreformer Franz Oppenheimer. Über unsere Unterhaltung auf dem sonnenbeglänzten Deck flog auch der Schatten solcher Mahnung; der schweigsame dänische Dichter blieb still, aber Oppenheimer kämpfte mit der ganzen Wucht seines Temperaments gegen die bloße Möglichkeit eines Krieges. Wehmütig dachten wir daran, als wir ein Jahr danach bei seiner Schwester Paula Dehmel im Steglitzer Gärtchen saßen und den Heeresbericht lasen.

Die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand erfuhr ich beim Kurkonzert im Bad Deynhaus, und es legte sich wie eine Lähmung über das bunte Bild von Kranken und Gesunden. Aber die nächsten Wochen verscheuchten den Druck, die Bäder blieben voll, selbst die ins Ausland verreisten

Hamburger Nachbarn kehrten nicht zurück. In der Woche vom 20. zum 27. Juli unternahm ich mit meinen ältesten Töchtern von Hildesheim aus eine Wanderung durch den Teutoburger Wald und das Wesergebirge; in Salzuflen, auf der Grotenburg, in der Mindener Gewerbeausstellung war unbefangenes Treiben. Im Gespräch mit Lulu von Strauß und Torney in ihrem Bückeburger Poetenstübchen kam noch kein Wort über drohendes Geschick auf. Erst am Sonnabend, dem 25., in Hannover, als Extrablätter mit der serbischen Antwort und Oesterreichs Erwiderung wie eine Schneefloccenflut über die menschenvollen abendlichen Straßen flogen, begann eine Last künftiger Entscheidungen herabzusinken. Die Gespräche wurden erregter und dann wieder stiller, ein Vorhang zerriß vor sichtig werdenden Augen; was der Amerikaner prophezeit hatte, rückte als Möglichkeit ins deutsche Blickfeld.

Und dann kam die erste Augustwoche und mit ihr eine Zeit, nimmer aus dem Bewußtsein derer, die sie erlebt haben, zu tilgen. Keine Geschichtsbetrachtung von rückwärts her vermag diesen Glanz einer jede Schranke sprengenden Opfergemeinschaft vom Bilde jener Tage zu löschen, über denen der Himmel heller zu werden schien. Nicht Kriegslust, kein Übermut bewegte unser Volk. Eine ernste Gefaßttheit war das Gefühl der Stunde und eine so ausschließliche Hingebung an das Vaterland, wie wir sie in unserer mannigfach zerklüfteten Nation nicht erwartet hatten. Unbewußt lebte in uns allen das Bewußtsein: jetzt zum ersten Male seit Jahrhunderten ist Deutschland ganz voll von sich selbst. Immer seit vierhun-

dert Jahren hatten Deutsche gegen Deutsche gekämpft, noch 1813, noch 1866. 1870 hatte der österreichische Stamm beiseite gestanden, als die Väter auszogen – jetzt war wirklich ganz Deutschland von der Nordsee bis Siebenbürgen, von der Kurischen Nehrung bis zum Schwäbischen Meere eins. Und dieser Empfindung einte sich, ans Herz greifend, die Gewißheit einer ungeheuren, von allen Seiten pressenden und letzte Abwehr fordernden Bedrohung durch die neben uns stärksten Mächte Europas. Gerade an dem Morgen, da die englische Kriegserklärung bekannt wurde, am 5. August, war in Hamburg Buß- und Bittgottesdienst angesetzt; die Markuskirche war voll zum Erdrücken, überall tiefernte Gesichter, viele weinende Männer und Frauen; nur noch einmal habe ich in so innerst bewegter Gemeinde gestanden, bei einem Abendgottesdienst in der Berliner Gedächtniskirche am 28. August 1916, nach der rumänischen Kriegserklärung.

„Wir haben das Höchste erlebt, was ein Volk erleben kann“, schrieb Walther Rathenau am 6. September an einen Freund.

★

Jeder von uns hat die langen Kriegsjahre zu innerst miterlebt, angespannt bis zum letzten, alle Empfindungen zwischen Hoffnung und Verzweiflung in sich abwandeln. Und keinem, wo immer das Geschick gerade ihm den Plag anwies, wäre es möglich, heute ein irgend gültiges Bild dieses Kampfes zu entrollen, das in seiner Höhen- und Tiefenwanderung

ein deutsches Schicksalslied von unvergleichlicher Gewalt werden mußte. Nie hat die Weltgeschichte einen Kriegsschauplatz gleich diesem gekannt, gedehnt über Europa von der Nordsee bis zum Kaukasus, vom Skagerrak bis zur Piave, über alle Weltmeere und bis in die Wüsten Asiens und Afrikas. Niemand vermag heute und wird, bis der große Sänger und Bildner dieser Erdumpflüfung erstet, auch künftighin mehr können als mit Wahrheit erzählen, was gerade er erlebt hat, ein bescheidenes Rad im unüberschaubaren Getriebe. Aber vielleicht enthüllt doch auch so persönliches Bekenntnis etwas von dem unentrinnbaren gemeinsamen Geschick umdräuter Volksgemeinschaft. Nicht der verfälschende Eindruck späteren Haders darf freilich das Bild färben – nein, wie anteilvolles Mitleben damals jeden Tag bewegte, so lebt es in der Erinnerung, schlagartig Eindruck an Eindruck fügend, alte, nie voll abebbende Bewegung wieder weckend, noch einmal auf.

*

Am 16. November stand ich, zum Kriegsministerium kommandiert, zum erstenmal auf einem der langen, schmalen Korridore des Eckhauses Leipziger und Wilhelmstraße.

Unter allen Regierungsgebäuden der Hauptstadt trägt keins so deutlich die Spuren einer langen Baugeschichte wie dieses. Schon äußerlich hat es mit seiner Zinnenkrönung und den Helmen und Rüstungen im Giebel eine „sprechende“ Front. In der Leipziger Straße ist ein Privathaus mit Schaufenstern in die Länge des Ministeriums miteinbezogen, und

dieser Fremdkörper, dessen Ankauf nicht gelang, macht sich im Innern des Hauses natürlich störend bemerkbar und erschwert noch die Verbindung zwischen den Bauteilen. Noch nach vielen Monaten verirrt man sich beim Besuch einer entlegenen Abteilung und findet sich plötzlich in einer Sackgasse oder auf einer Glasgalerie, oder man entdeckt nach einer Viertelstunde, daß man nach endlosem Wandern genau an demselben Punkt angelangt ist, den man vor fünfzehn Minuten verlassen hat. Vollends in später Abend- oder früher Morgenstunde, wenn nur hier und da eine Lampe brennt, meint man in diesen zu immer neuen kleinen Welten führenden Gängen auf den Spuren der Berliner Romantik zu wandeln und würde sich nicht wundern, dem Kammergerichtsrat Hoffmann oder aber dem dicken Seegeschichtenerzähler Heinrich Smidt zu begegnen, wie er nach Heysses Schilderung im wiegenden Seemannsschritt einherkam. Denn er war wirklich Bibliothekar im Kriegsministerium und jagte seinen Assistenten, den Dichter Christian Friedrich Scherenberg, die Leitern an den Regalen hinauf und herunter. Theodor Fontane, dessen gleichnamiger Sohn dem Hause als Kriegsrat angehörte, hat das anschaulich geschildert.

Besonders merkwürdig war der Zugang zum Zimmer des Ministers. Von dem Korridor des Allgemeinen Kriegsdepartements im ersten Stock ging man an versteckter Stelle eine schmalste Wendeltreppe hinab. Dann kam man in einen halbdunklen Vorraum, der nichts enthielt als ein bedecktes Billard. Von hier aus betrat man das lichtdurchflutete Zimmer des Adjutanten. War noch jemand anders zum Vor-

trage, so trat man wohl bei gutem Wetter in den gedehnten Garten. Gehört dieser schon zu den schönsten Berlins, so ist vollends der links an das Adjutantenzimmer stoßende Festsaal einer der prachtvollsten Räume der Stadt. So groß, daß er mehreren hundert Personen Platz bietet, erscheint er durch die abgerundete Decke mit ihrer reichen Stukkatur und dem längs der Innenwände sich hinziehenden Bilderfries kleiner, traulicher. Diese Bilderreihe zeigt in Gemälden verschiedensten Formats die preußischen Kriegsminister und ihre Vorgänger in der Heeresverwaltung vor der erst 1809 erfolgten Gründung des Ministeriums, eine geschichtlich und künstlerisch gleich reizvolle Folge malerischer Stile, bedeutender Köpfe und militärischer Trachten.

Die Einrichtung der Amtsräume war von äußerster Einfachheit. Sie war nicht so spartanisch wie im Generalstabsgebäude am Königsplatz, wo der Begriff eines Sofas unbekannt war, aber doch bescheiden genug, die Referentenzimmer der Zivilministerien oder gar eines Großstadtrathauses wirkten demgegenüber wie Salons.

Kriegsminister war im Herbst 1914 der General Erich von Falkenhayn. Da er nach der Erkrankung des Generalobersten von Moltke zugleich die Oberste Heeresleitung übernommen hatte, lebte er im Großen Hauptquartier, und wir bekamen ihn in Berlin ebenso selten zu sehen wie, nach der Trennung beider Stellen, seinen Nachfolger Wild von Hohenborn, der gleichfalls im Hauptquartier verblieb. Der eigentliche Leiter der Behörde war bis zum Herbst 1916 der General Franz von Wandel, der Stellvertretende Kriegs-

minister. Er hatte dem Hause im Frieden lange, zuletzt als Departementsdirektor angehört und ward nun im Kriege zurückberufen. Größere Gegensätze als Wild und er waren kaum denkbar. Wild untersezt, äußerst elegant, sehr beweglich, beim Vortrag rasch einfallend – demgegenüber Wandel groß, überschlanf, eine typische preußische Militärgestalt alten Stils von unerschütterlicher Ruhe. Er wirkte zunächst unverbündlich, doch das war nur Schein. In Wahrheit verbarg er hinter seiner ehernen Unbeweglichkeit nicht nur angespanntes sachliches, sondern auch persönliches Interesse an dem jeweiligen Berichterstatter. Ihm vorzutragen war nicht leicht. Er verlangte größte Knappheit und war auch über ganz entlegene Dinge so genau unterrichtet, daß man am Schluß manchmal das Gefühl hatte, dem Minister überhaupt nichts Neues gesagt zu haben. Was diese bis ins einzelne gehende Übersicht bedeutete, kann man nur an der geradezu tropischen Ausdehnung des Ministeriums im Kriege ermessen. Die alten Abteilungen wuchsen, spalteten neue ab, täglich traten unvorhergesehene Aufgaben heran, mußten neue Organisationen geschaffen werden. So wurden etwa die Eisenbahnangelegenheiten noch im November 1914 von zwei Referenten der Kavallerieabteilung wahrgenommen, aus diesen beiden Stellen erwuchs eine ganze große Eisenbahnabteilung, ebenso wie aus einem chemischen Nebenreferat die Fritz Haber unterstellte chemische Abteilung.

Diese äußere Dehnung der heimischen Kriegsarbeit war ja nur Folge und Pegelmesser der unerhörten Anforderungen eines Krieges nach drei Fronten, dessen Bedarf an Kämpfern

und Kampfmitteln, an Bekleidung, Verpflegung und Verkehrsgerät nicht nur jede Erwartung, sondern im Grunde jede bisherige Vorstellung bis ins Phantastische übertraf. Inmitten dieses täglichen und stündlichen Ansturms aus dem Großen Hauptquartier, aus dem Hauptquartier Oberost, von den Verbündeten in Wien, Sofia und Konstantinopel, aus dem Reiche selbst verharrte Franz von Wandel mit der imponierenden Ruhe seines Wesens, mit der immer neues Zutrauen weckenden Entschlußkraft in schwierigsten Entscheidungen, mit der unbestechlichen Gerechtigkeit, die vielleicht die ihn am meisten auszeichnende Eigenschaft war. Als Departementsdirektor hatte er zudem das Haus Jahre hindurch bei den Zivilbehörden und dem Reichstage vertreten (auf dem Bilde des Haushaltsausschusses im kleinen Sitzungssaal des Reichstagsgebäudes befindet sich sein Porträt) und genoß aus jener Zeit auch im Parlament großes Vertrauen. Seine geschichtliche Bedeutung ist durch die zurückhaltende Bescheidenheit seines Wesens bis heute nicht klar hervorgetreten, erst die zukünftige Geschichtschreibung wird Franz von Wandel gerecht werden.

Die ungekrönten Könige des Kriegsministeriums neben dem Minister waren die Direktoren des Zentraldepartements und des Allgemeinen Kriegsdepartements, der ZD-Direktor und der AD-Direktor; ihre Stellung entsprach derjenigen von Unterstaatssekretären, und die späteren Minister hatten gewöhnlich vorher einen der beiden Posten bekleidet. Ging einer der beiden Direktoren über den Korridor, so wich alles ehrfurchtsvoll zur Seite und stand still, bis der Hohe Herr vor-

beigeschritten war. Das Allgemeine Kriegsdepartement umschloß alle Truppenabteilungen und hatte demzufolge für die Aufstellung der Neuformationen und ihre Bewaffnung zu sorgen. An seiner Spitze stand fast während des ganzen Krieges der General Ernst von Wrisberg, ein Nachkomme des durch Wilhelm Raabes „Heiligen Born“ berühmten Söldnerführers Christoph von Wrisberg. Wrisberg war ein Mann von wahrhaft heroischer Arbeitskraft; äußerlich klein und unscheinbar, wirkte er im Grunde nicht militärisch, ganz im Gegensatz zu dem ZD-Direktor von 1914–15, dem General Ulrich Hoffmann, einer richtigen eindrucksvollen Generalserscheinung. Die Direktoren besaßen im Gegensatz zu den Abteilungschefs eigene Vorzimmer. Als ich das erste mal zu einer Besprechung zum General Hoffmann ging, klopfte ich, mit dem Brauch des Hauses noch nicht vertraut, einfach bei ihm an; nach der Rücksprache verließ ich den Raum durch die andere Tür und sah mich dem Adjutanten gegenüber, der mich ganz entgeistert anstarrte und fragte, wie ich denn da ohne jede Anmeldung seinerseits hineingekommen wäre.

Der größte neue Verwaltungskörper innerhalb des Kriegsministeriums war die Abteilung, der ich zugehörte, die Kriegsrohstoffabteilung. Von der Sorge um die Kriegsrüstung innerhalb eines blockierten Landes getrieben, war Walther Rathenau wenige Tage nach der englischen Kriegserklärung ins Ministerium gegangen und hatte zuerst dem General Heinrich Scheüch, dem späteren Minister, dann, auf Einladung, Falkenhayn selbst die Frage vorgelegt, was zur

Sicherung des unentbehrlichen Materials für einen Feldzug von unübersehbarer Dauer gegen die neben uns stärksten Mächte vorgesehen wäre. Das war so gut wie nichts; denn der von dem Staatssekretär des Innern und stellvertretenden Kanzler Clemens Delbrück vor Jahren geforderte wirtschaftliche Generalstab war zwar nach langen Verhandlungen in abgeschwächter Form bewilligt worden, aber im August 1914 noch nicht ins Leben getreten. So sollte Rathenau eine lebenswichtige Lücke unserer Rüstung ausfüllen, als er zu seiner Überraschung von Falkenhayn – ohne Gewährung einer Bedenkzeit – gebeten wurde, selbst innerhalb des Hauses die Leitung einer Kriegsrohstoffabteilung zu übernehmen. Er tat es unter dem Beding, daß er nur dem Minister selbst unterstellt sein sollte, und so trat am 15. August die KRA als selbstständige Abteilung ins Leben.

Das Kriegsministerium verfuhr nach Rathenaus Vorschlägen so: es ließ bestimmte knappe und unentbehrliche Waren zu Kriegsrohstoffen erklären, sie wurden auf Grund des Kriegsleistungsgesetzes in Bausch und Bogen beschlagnahmt; aber sie gingen – und das war das völlig Neue des Vorgangs – nicht in das Eigentum des Reiches über, sondern die Heeresbehörde entzog sie der freien Verfügung des Eigentümers und lenkte sie zwangsläufig in die von der Abteilung gewiesenen Kanäle. Es war nicht leicht, diesen ungeheuer schroffen Eingriff in die freie Wirtschaft dem Ansturm der Interessenten gegenüber immer sieghaft zu verteidigen – aber Rathenau hielt durch. Der Widerspruch war vom Standpunkt des einzelnen Teilnehmers einer bis dahin höchst beweglichen, täglich

fortschreitenden, international versflochtenen, von den Gängelbändern des Merkantilismus längst gelösten Wirtschaft verständlich; mir selbst, der ich noch vor wenigen Monaten frei wie ein Vogel die russische Grenze und dann den Ozean gekreuzt hatte, kam in der Enge meines Amtszimmers und den sorgenvollen Beratungen der unbegreifliche Wandel besonders wie mit Händen greifbar zum Bewußtsein. Der Widerspruch der Industrie und des Handels (vielsach und lebhaft gerade aus Rathenaus engstem Bereich, der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft vorbrechend) erschien doppelt verständlich innerhalb einer Stimmung, die mit einem kurzen und rasch siegreichen Kriege rechnete und der der große Septemberrückschlag der Marne-Schlacht unbekannt blieb. Aber gerade in der Hochspannung dieser ersten Monate, da alles noch schwunghaft ging, weil der Krieg noch jung war, ließ sich auch jede Gegenströmung leichter überwinden. Und eine Reihe unserer klügsten und besten Wirtschaftser, z. B. der seither verstorbene Henry von Böttinger, der Leiter der Leverkusener Farbwerke, begriff Rathenaus Gedanken und stellte sich mit der Elastizität des deutschen Großunternehmertums auf ihn ein.

Wie wenig die schicksalhafte Bedeutung der Marne-Schlacht selbst an amtlich verantwortlicher Stelle bekannt war, dafür erlebte ich noch nach dem Kriege einen nachdenklichen Beleg. Ich saß bei einem Mittagessen neben einem preussischen Staatsminister der ersten Kriegsjahre, und da wir auf die nächste Vergangenheit kamen, sagte ich, ich hätte nie verstanden, daß die Regierung nicht nach der Marne-

Schlacht das Volk von vornherein ganz anders aufgeklärt und der Stimmung ein anderes Vorzeichen gegeben hätte, um der späteren notwendigen Enttäuschung vorzubeugen. Da sagte der greise Staatsmann: „Wir haben ja selbst nichts gewußt, wir wunderten uns nur immer, warum Bethmann in den Sitzungen des Staatsministeriums so ernst und sorgenvoll war.“

R a t h e n a u

Als ich mich an jenem Novembertage bei dem mir bis dahin unbekannten Chef meldete, erhob sich in dem schmalen Gartenzimmer die große Gestalt von vollendetem Ebenmaß, und eine vorsichtig anschlagende Stimme von tiefem, schon im ersten und gleichgültigen Worte seelenvollem Klang nahm zum erstenmal mein Ohr gefangen, wie sie mich fortan täglich neu überraschte und, wenn man das von einem bloßen Tone sagen darf, überzeugte. Noch jetzt, da Grauenhaftes, da tiefstes Leid zwischen dem Heute und dem Damals liegt, glaube ich manchmal von dieser Stimme glockenhast angerufen zu werden. Da Walther Rathenau mit dem Rücken gegen das Fenster stand, sprach er wie aus dem Dunkel, und erst bei einer Wendung trat mir die schöne Rundung des Hauptes, der Blick seiner Augen ins Gesichtsfeld; selbst wenn Gedanke und Gespräch damals und später auf das Nächste und Nächstenste gerichtet waren, gab der Ausdruck dieser Augen immer etwas dazu, was jenseits der Dinge lag, er wob zugleich eine feine letzte Schranke, das Gitter einer Einsamkeit, die seine Seele niemals ganz durchbrach. Dabei war Rathenau in den praktischen Anforderungen dieses ganz neuen Dienstes von einer nie versagenden Produktivität, aus jeder scheinbaren Sackgasse fand er den klaren,

offenen Durchgang zum Ziel. Rathenau war kein Abteilungs-
chef, kein Vorgesetzter, kein Kommandeur im üblichen Sinn
– er war unser geistiger und seelischer Mittelpunkt, der
Mann, von dem Forderung und Lösung ausstrahlten. Er
wußte jeden zu nehmen, bezwang den Widerstand, ließ
keinen die eigene Überlegenheit fühlen und berief sich im
Widerstreit von Interessen schließlich doch mit Glück auf
das Menschliche, auf die Seele. Es waren vielleicht die
am meisten belohnenden Stunden der ganzen Zeit, wenn
man spät abends, indes kaum mehr ein Schritt durch die
halbdunklen Korridore hallte, noch zum letzten Vortrag zu
ihm kam, aus dem Vortrag eine Plauderei und aus der
Plauderei – weil sie mit Walther Rathenau ging – ein
Ausblick über Fernen in die Zukunft wurde, in die Sphäre,
darin er immer lebte, aus der heraus er schrieb, arbeitete
und dachte.

Die Beschlagnahme der Kriegsrohstoffe war nun freilich
eine Sicherung, aber nicht mehr, sie unterband Luxusver-
brauch und Verschwendung, aber sie schuf keine neuen Vor-
räte. Jetzt erst kam die Frage des Ersatzes, die Ausprobung
von Eisen statt Kupfer, von Papiergarn statt Hanf, die
Verwendung der Abfälle von allen irgend denkbaren
Stoffen statt der Stoffe selbst, die große Umstellung ganzer
Industriebetriebe und Fabrikgruppen, vor allem der be-
schleunigte Bau von acht großen chemischen Fabriken, mitten
im Winter, für die von Emil Fischer und Fritz Haber er-
fundenen Explosivstoffe, die den Chilesalpeter zu ersetzen
hatten. Und die Fabriken wurden so zeitig fertig, daß wir

nicht, wie zu befürchten stand, im ersten Frühjahr verschossen waren.

Jeder Tag, manchmal jede Stunde brachte ihre eigene Aufgabe, aber jeder Katlosigkeit wußte Rathenau den Ausweg, jedem plötzlichen Einbruch neuer Anforderungen setzte er die unerschütterliche Gelassenheit eines durch die Not und den Drang der Zeit noch über seine sonstige, gewisse Linie erhöhten Wesens entgegen. Ihn stützte und trug das unverbrüchliche Vertrauen der Minister, Falkenhayns, Wilds, vor allem Wandels, mit dem er in täglichem Gedankenaustausch stand und in dem er das verkörpert sah, was er später die „erbliche Genialität des Preussischen Kriegsministeriums“ genannt hat. Rathenau brachte in das Kriegsministerium einen Zug, den niemand besser und deutlicher charakterisiert hat als sein Nachfolger Josef Roeth. „Ich erkenne nicht,“ sagte dieser am zehnjährigen Gründungstage der Abteilung, „daß, wie im ganzen Heere, so auch im Kriegsministerium im besonderen, wenn ich sagen darf, Moonscher Geist, den ich charakterisieren möchte mit dem Autoritätsprinzip, im Laufe der Jahre mehr und mehr Moltkesche Art, die Art des feinen Psychologen, verdrängt hatte. Mit Moonschem Geist war ein kurzer Krieg sicher zu gewinnen. So wie sich aber die Zeiten verändert hatten, mußte er in einem langen Kriege versagen. Daß unsere Abteilung ihre Aufgabe, wir dürfen sagen, restlos löste, wenn auch nicht auf die beste Weise, ist meiner Überzeugung nach nur der Synthese Moltkeschen und Moonschen Geistes zu danken, die Rathenau dadurch herstellte, daß er mit ihnen in das

Kriegsministerium einzog. Rathenau war der feine Psychologe, der genau wußte, warum er mit seinen Plänen gerade an den Preußischen Kriegsminister und an keinen andern herantrat."

Walther Rathenau hatte von vornherein, im Bewußtsein eines langen Krieges, sein Werk auf Dauer angelegt, er wollte es so weit fördern, daß es stand, und es dann in eine normale Heeresbehörde überführen, von deren erfolgreichem Wirken er sich gewisse Folgen auch für die künftige Friedenswirtschaft versprach. Im April 1915 schien ihm die Zeit für seinen Rücktritt gekommen, und der Minister erfüllte seinen eigenen Wunsch, dem Kaiser den Referenten in der Feldartillerieabteilung, Major Koeth, zu seinem Nachfolger vorzuschlagen. Der Abschied wurde uns unendlich schwer, und die Stimmung bei dem einfachen Mahle, das Rathenau uns am 31. März im Automobilklub gab, war wahrlich keine Feststimmung. Bei der schlichten Abschiedsfeier, die nach dem Brauche des Hauses in einem Dienstzimmer stattfand, schob Rathenau alles Verdienst von sich ab. „Es wäre unmöglich gewesen," sagte er, „durch die Tätigkeit eines einzelnen, durch die Konzeption einzelner Gedanken und Initiativen irgend etwas auf diesem Wege zu bewegen. Deutschland", so fuhr er fort, „ist das Land – und vielleicht das einzige –, das die Kraft in sich trägt, Vertrauen und Entschluß, Vorbildung und Gesinnung, Brüderlichkeit und Begeisterung so zu vereinen, daß in jedem Augenblick, wo das Land es fordert, Organisationen entstehen können, die nicht mehr den Namen und nicht mehr die Tat eines einzelnen an der

Stirn tragen, sondern die anonym werden und persönlich nur in einem höheren Sinne bleiben; das ist hier geschehen."

Als wir, dreißig alte Mitarbeiter, an Rathenaus fünfzigstem Geburtstage um ihn versammelt waren, da nannte er in der Erwiderung auf Roeths Glückwunschede jene schon über zwei Jahre zurückliegende Zeit die glücklichste seines Lebens. Er sprach von der Kriegsrohstoffabteilung als der Stelle, von der aus der ganze Körper des Landes bewegt werde, soweit er Geräte und Waffen herstellt, Transportmittel bewegt, wirtschaftlich lebt und weht.

"Unsere Wirtschaft", fuhr er fort, "geht Wandlungen entgegen. Wir alle glauben und hoffen auf einen Frieden, der, so Gott will, Deutschland groß und mächtig macht; aber wie auch der Friede aussehen mag – er mag Grenzen verrücken, Länder umgestalten –, das Angesicht der Erde verändert er nicht und in das Herz der Erde dringt er nicht hinein; beide werden nur von innen her bewegt, nicht durch Verträge, nicht durch Schlachten. Die Grundlage liegt in Gottes Hand; doch das, was in uns glüht, das, was wir mit unsern Herzen erringen, das wird die Form der neuen Erde bilden, und davon liegt manches in Ihrer Hand und Ihrem Willen."

Und er bot uns einen Blick in seine letzten und eigensten Gedanken, indem er sagte:

"Unsere heutige Wirtschaft beruht auf dem freien Spiel der Kräfte, auf Egoismus, Wettkampf, Haß, unter Um-

ständen selbst auf Firigkeit, Schlaueit, Redefertigkeit. Das ist keine Grundlage, auf der Gottes Erde aufzubauen ist, und ich glaube unverbrüchlich, daß dieser Krieg, der die lang erwartete Weltrevolution, nicht aber in der Form von Marx, sondern in der großen, edlen Form von heroischen Kämpfen und Opfern bedeutet, die Wandlung beschleunigen wird.

Ich glaube, daß der Krieg das der Reife näherführen wird, was schon lange unsere Aufgabe ist. Daß ein Keim von Unrecht in dem ganzen Aufbau unserer Wirtschaft liegt, das haben die unteren Stände erkannt, wenn sie auch mit dem trüben Auge der Erbitterung und Mißgunst nicht in das Innerste schauen, nicht die Wege der Lösung und Versöhnung finden konnten.

Nicht vom dunkeln Drange der Herzen werden die Umwälzungen ausgehen, aber sie werden vom Herzen getragen sein. Wir werden vielleicht die Anfänge nicht sehen, aber die Dämmerung werden wir erleben. Wir werden einmal etwas Ähnliches fühlen, wie wenn das Gestirn aufsteht und die ersten Strahlen über uns hinwegschießen und den Himmel färben."

So sah der, der sich stets ins Allgemeine und ins Ungemeine dachte, eine Arbeit, deren nüchterne Wirklichkeit ihren Adel von der großen Aufgabe empfing, und in der Tragik der seither erlebten Jahre steigt mit dem Nachhall seines Worts noch einmal der wärmende Glanz solcher Feierstunde mitten im abrollenden Kriege empor.

Wer Walther Rathenau ganz begreifen will, muß frei-

lich die aus seinen Schriften und Dichtungen geschöpfte Kenntnis seines Wesens durch ein Verweilen in den Räumen seines schlicht zwischen märkische Kiefern gestellten Hauses am Rande des Grunewalds ergänzen. Es ist die Wohnung eines tiefeinsamen Menschen, dessen Geschmack sich mit verjüngten Formen aus der Zeit eines hellenischen Preußentums umgab. Von hier gingen seine schönsten, wärmsten, immer guten und helfenden Briefe an Freunde, an Fremde, die – nie vergeblich – Rat, Zuspruch, Deutung, Hilfe bei ihm suchten. Zeugt die Tafel, die wir, seine Mitarbeiter, an dem Dienstgebäude in der Hedemannstraße anbrachten, von seiner ersten staatsmännischen Tätigkeit im währenden Kriege, so deuten die scheinbar noch von ihm bewohnten, jetzt vom Reiche erhaltenen Zimmer mit den Bildern von seiner Hand, mit den Büchern, die er liebte – am Bette liegt, zerlesen, das Neue Testament –, mit der von ihm gewählten Ausdrucksform und Schmückung auf das innerste Wesen dieses Bestverleumdeten und Vielverkannten.

Nicht um Römerglück zu werben,
Siehst du unsre Heere schreiten:
Laß uns siegen, laß uns sterben,
Dein der Kranz der Ewigkeiten –

so ließ er ahnungsvoll die „Stimme des Gebets“ in seinem Festgesang zur Jahrhundertfeier der Freiheitskriege 1913 ausklingen. Und tief in den deutschen Kern seiner Wesenheit führt jenes andere Gedicht, das er „Die Stimme der Sehnsucht“ überschrieb.

Blond und Stahlblau Korn und Lüfte,
Himmelaugen heiliger Seen,
Dunkler Kiefern Waldesgrüfte,
Blasser Dünen Schaumeswehn.

Harter Boden, harte Herzen!
Mag der Feind sich Sieger wähnen,
Nie gelingt ihm, auszumerzen
Ahrensaat von Blut und Tränen.

Mag der Feind dich frech betreten,
Adler hissen auf den Zinnen
Über schmachbedeckten Städten:
Nimmer wird er dich gewinnen.

Mußte sich der Mund verschließen,
Daß das Herz umpanzert bliebe,
Endlich darf es überfließen:
Land, mein Land, du meine Liebe!

Sein Mund blieb nur zu oft stolz verschlossen und weigerte sich, mit dem Schwert der Rede das Gestrüpp böswilliger Mißverständnisse zu durchstoßen, das ihn je dichter umwucherte, je mehr seine Gestalt ohne eigenes Zudrängen in den Mittelpunkt deutschen Schicksals trat. Und letztlich auf die Kraft aller Mächte des Guten vertrauend, mochte der Seelengläubige allen Gewalten des Hasses und der Verkennung sein hymnisches Bekenntnis entgegenhalten, wie es heut, ergreifend, sein grundadliges Bild umgreifend, aus seinem weiterwirkenden Werke tönt:

Mensch! Vom Herzen lösen sich die Siegel,
Und Pandorens wirbelnde Gestalten
Öffnen ihre schillerbunten Flügel.

Mensch! Vernimm des Geisterreiches Schreiten!
Mensch! Vernimm des Paraklets Befehle!
Mensch! Laß Mut und Furcht und Hoffnung gleiten!
Mensch, o Mensch, gedenke deiner Seele!

D i e n s t r e i s e n

Kathenaus Nachfolger, Josef Koeth, war ihm in vielem artverwandt, vor allem darin, daß auch bei ihm der transzendente Wesenseinschlag die ganze Persönlichkeit beherrschte. Bayrischer Offizier, Kriegsakademiker, als junger Hauptmann ins preußische Kriegsministerium versetzt, war er den wirtschaftlichen Aufgaben der neuen Stellung ganz fremd gewesen. Als einer der ersten Referenten des Hauses hatte er den Kern und den Sinn von Kathenaus Gründung erfaßt und die KRA nach Möglichkeit gefördert. Jetzt an ihre Spitze gerufen, machte er sich das neue Gebiet in seiner täglich wachsenden Dehnung in erstaunlich kurzer Zeit herrscherhaft zu eigen und gewann uns alle durch die persönliche Wärme und die verschwiegene Grazie seines Wesens. Als der Abgeordnete Karl Liebknecht als Landwehrmann Schwierigkeiten hatte und machte, sagte jemand, der Koeth genau kannte: „Den hätte er als Regimentskommandeur haben müssen, dann hätte er kapituliert und wäre Berufssoldat geworden.“ Koeth wurde bei den Reichsbehörden und im Parlament im Laufe der Jahre völlig wie ein selbständiger Minister empfunden, und es war wie selbstverständlich, daß ihn der Prinz Max von Baden als Demobilmachungsminister in Aussicht nahm und Friedrich Ebert ihn an dem einzigen Tage seiner Reichskanzlerschaft dazu ernannte. Daß der Abteilungschef und Minister

nach dem halbnächtlichen Dienstscluß seine Erholung in Kant, Nietzsche und Simmel fand, mochte man freilich am grünen Tisch nicht ahnen.

Im Januar 1915 wurde ich zu dienstlichen Besprechungen ins Hauptquartier Oberost nach Posen entsandt, wie später häufig nach Lögen und Rowno. Die Arbeit der neuen Abteilung mußte den Heeresstellen an der Front dargelegt, ihre Mitarbeit erbeten, ein Zusammenwirken sichergestellt werden. In diesem Sinne hielt ich dem General Ludendorff im Posener Schloß einen eingehenden Vortrag, wie denn auch Rathenau noch nach seinem Ausscheiden aus dem Kriegsministerium zu Hindenburg und Ludendorff eingeladen und, wenn Ludendorff in Berlin war, von diesem regelmäßig um seine Ansicht befragt wurde. Die beweglichste und lebhafteste Erscheinung des Stabes war der damalige Oberstleutnant, spätere General Max Hoffmann. Ungeniert wie ein junger Leutnant, setzte er einen gelegentlich durch laute Kritik von Politik und Heerführung ohne Rücksicht auf Zuhörer in Verlegenheit. Er war immer im Vorwärtsschreiten, an keinen Fleck gebannt, unbekümmert, durch keine Nachricht von der Front, die ihm etwa während einer Sitzung oder beim Essen zukam, aus dem Gleichgewicht zu bringen. In all diesen Stäben, unter den jungen Stabsoffizieren, war ein frisches Leben, dem man die schwere Arbeit nicht abmerkte, und in der Kasinounterhaltung öffnete sich ein weites, den rein militärischen Gesichtskreis überschreitendes Interessengebiet.

Hindenburg war soeben mit mythischer Plögllichkeit aus einer völligen Verborgenheit zum Gipfel deutscher Volkstüm-

lichkeit und weltweiten Ruhmes emporgestiegen. Am Abend jenes ersten Posener Tages standen wir, wohl an hundert Herren, in der schwachbeleuchteten Halle der Posener Pfalz. Da kam aus einem Seitengang langsamen Schritts die schwere, breite Gestalt, vor der das lebhafteste Gespräch verstummte. Er vor allem gehörte unter diese sich nach oben ins Dunkle verlierenden Pfeiler, und seine großartige Gelassenheit beherrschte, indem sie das Stimmengeschwirr durchschritt und durchschnitt, den Raum. Nicht der hohe Rang des Feldmarschalls, den ja auch andere Heerführer erreichten, sondern die gesammelte Wucht der geschlossenen Erscheinung bezwang. Erst bei Tafel, im hellen Lampenlicht, dem Marschall neben Hoffmann schräge gegenüber, konnte ich dieses Antlitz genauer betrachten, dies großflächige Gesicht mit dem kantigen Umriss und der versteckten Weichheit um Augen- und Mundwinkel. Vollends die Stimme ging mir noch nicht bei der Meldung und als er mir gütig zutranf, recht ins Ohr, sondern erst nach der Tafel, in dem abgegrenzten Winkel um den runden Tisch mit der Palme. Da saß Hindenburg in einem tiefen Lehnstuhl, um ihn nur wenige Personen, der Armeeintendant Kessel, der Adjutant Caemmerer, der Fürst Hohenlohe-Langenburg, ein junger Stieffsohn Ludendorffs, noch einen Wundverband um die Stirn, und es war reizend, wie Hindenburg den kaum Achtzehnjährigen betreute. Mit tiefer Ruhe, ein Gefühl unbedingter Zuversicht ausströmend, kam diese Stimme aus der breiten Brust, ob nun, durch einen Gruß seines alten Lehrers Pochhammer veranlaßt, von Dante oder von der zweifelhaften Neutralität Rumä-

niens gesprochen wurde, was in Gegenwart des Fürsten Hohenlohe, eines Schwagers des Königs Ferdinand, nicht leicht war. Dazwischen erzählte Hindenburg lächelnd, wie er am Morgen gleichzeitig um die Genehmigung angegangen wäre, ein neuentdecktes Beuteltier und ein neuerfundenes Backpulver auf seinen Namen benennen zu dürfen.

Nicht immer lebte das Kriegsministerium mit dem Oberost in glücklicher Ehe. Insbesondere seitdem nach der Eroberung Polens und Litauens das scherzhaft so benannte Königreich Oberost mit der Residenz Rowno eingerichtet worden war, gab es manchen Streit. Die Veranlassung dazu ergab sich zum guten Teil aus der psychologischen Lage der östlichen Führung. Die Front war erstarrt, militärisch nur Sicherung, kein Vormarsch nach Rußland hinein mehr zu gewärtigen, und so wurde die brachliegende Kraft Verwaltungsaufgaben zugewendet. Dabei aber gab es Zuständigkeitskämpfe, die nicht immer ganz milde ausgefochten wurden. Die eigentliche Seele dieser Selbständigkeitsucht war nicht Ludendorff, sondern lange Zeit hindurch als Chef der Handelsverwaltung Oberost der Graf Heinrich Nord von Wartenburg. Nord sah in seiner Husarenuniform wie ein verkleideter Gelehrter aus und war in der Tat ein Mann von erstaunlichem geschichtlichem Wissen; junge, zu seinem Stabe kommandierte Offiziere zitterten vor der Meldung, denn er unterzog sie einem peinlichen historischen Staatsexamen. Seine herrliche Bücherei in Klein-Ols stellte er in liberalster Weise zur Benutzung an Ort und Stelle zur Verfügung, und Gertrud Prellwitz durfte hier

nicht nur Quellen für ihr Nord-Drama studieren, der Enkel ihres Helden lud sie und andere Künstler und Gelehrte auch sonst gern und oft auf sein von seinem Schwager Leopold Kaldkreuth in schönen Gemälden dargestelltes Schloß. Aber in dem merkwürdigen Manne wohnten neben aller Freude an Wissenschaft und Kunst ein verbissener Adelsstolz und ein selbstverständliches Hoheitsgefühl, das Einwände nicht gelten ließ. Mit ihm zu verhandeln war selbst Roeths ritterlicher Geschmeidigkeit schwer, und erst als an Nord's Stelle der Major Eilsberger getreten war, ein alter Ellendtschüler und früherer Referent Althoffs im Unterrichtsministerium, kam es zu wirklichem Burg- oder vielmehr Rohstofffrieden. Mit ihm, meinem älteren Schulkameraden, bin ich nach getaner Arbeit durch die Hügelwälder um Rowno gewandert, und hier, im Rownoer Kasino, fand ich auch Richard Dehmel wieder, als Leutnant in drückende und unbefriedigende Arbeit beim sogenannten Buchprüfamt eingespannt. Er sah mit dem vollergrauten Bart und Haupthaar herrlich aus und konnte immer noch mit den Jüngsten jung sein, wenn die Enttäuschung der Jahre und die in ihm bohrende Kriegskrankheit auch schon Ausdruck und Stimmung gefärbt hatten. Ich habe ihn nicht wiedergesehn.

Das war nun ein anderes Fahren durch Rußland als einst. Wo früher der russische Soldat sein Sponton geschultert hatte, standen unsere Feldgrauen, aber in Warschau und Wilna regte sich unter der Not der Zeit doch noch das vielfältige Leben in seiner Buntheit, die Pilger knieten am Wilnaer Stadteingang auf der Straße vor dem wunder-

tätigen Bilde der Mutter Gottes von Ostrabrama, und in einer der zahllosen jüdischen Talmudschulen wurde mit inbrünstigem Eifer „gelernt“. In dem gotischen Dome Rigas wohnte ich einem tiefergreifenden Konzert nach der Eroberung bei, und mit herrlichem Überschwang schwellen die Klänge alter deutscher Motetten und Kirchenlieder gegen die hochgewölbte Decke. Der Eroberer der Stadt, Hutier, saß unter den Hörern.

Udine! Vor dem wehrhaften Municipio schildernde Stahlhelmer, anzuschauen wie Zeitgenossen des Colleoni. Im Kraftwagen durch das zerschossene Görz, über den kahlen Karst nach Triest zur Besichtigung der Metalläger und im Mondlicht zurück, die adriatische Küste entlang über Miramare, durch das schlummernde Monfalcone, in die schweigende Stadt mit ihren Palästen.

Grundsätzliche Besprechungen mit dem Chef des Feld Eisenbahnwesens riefen mich für einige Tage ins Große Hauptquartier. Nach sechzehn Jahren überschritt ich zum erstenmal wieder – und diesmal in Uniform – die französische Grenze. In den Schwesterstädten Charleville und Mézières waren die Stäbe untergebracht, und ununterbrochen rollte das dumpfe Feuer der Sommeschlacht durch den Tag; abends, auf der Terrasse vor der Präfektur über der Mosel, sah man immer wieder unsere Flieger zur Abwehr feindlicher Angriffe aufsteigen. Hier, in dem schönen Barockschloß, wo der Großteil der obersten Heeresstellen lag (Falkenhayn wohnte dort), ging es wie in einem Bienenkorbe zu; man fühlte sich im Mittelpunkt eines über halb Europa gedehnten Netzes stählerner

Kraftdrähte. Am Sonntag war Feldgottesdienst, nicht in der hochtürmigen Kathedrale, sondern in einem gegen Fliegersicht gut eingedeckten großen Schuppen; es waren wohl vierhundert Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften versammelt, als der Kaiser das Haus betrat und die zum größten Teil ergrauten LandsturMLEute des Bataillons Weimar mit kurzem Morgengruß anredete. Damals, indem er grüßend an mir vorbeisCHRitt, sah ich zum erstenmal, wie völlig ergraut er war und wie tiefe Linien diese zwei Jahre in sein Antlitz gefurcht hatten. Von der schlichten Holzkanzel predigte Goens kurz, aufrecht, herzanfassend, und dann ertönte ohne Orgelbegleitung das Erlösung heischende: „Herr, mach' uns frei!“ Man glaubte es noch durch den immer leise aufschwingenden Frontdonner zu hören, als der Kaiser, den Minister Wild neben sich, auf der Straße den Vorbeimarsch der kleinen Truppe abnahm. Es war für mich einer der seltenen Lebensaugenblicke, in denen man geschichtliche Entwicklungen sinnfällig in sich erfährt. Denn zu unsern Füßen lag das Moseltal und ganz in der Nähe, dem bloßen Auge erkennbar, Sedan. Den furchtbaren Gegensatz der Zeitalter erlebe ich freilich erst heute in der nachziehenden Erinnerung.

★

Die Fülle des durch den Krieg über das Hinterland und besonders über die Großstädte verhängten Elends hatte ich allmorgendlich auf dem Wege zum Dienst zu studieren Gelegenheit; da wandten in zerschlisSNem Schuhzeug gichtbrüchige alte Frauen und noch nicht schulpflichtige Kinder

mit hungrigen Augen und erblichenen Wangen, die Kartenabschnitte ängstlich in der Hand, zum Tageseinkauf. Und man hatte ja das Elend selber im Hause und sah die eigenen Kinder im nahrungsbedürftigsten Alter ohne irgend ausreichende Pflege heranwachsen, soviel man sich auch selbst vom Munde absparte. Als im Jahre 1918 unsere zweite Tochter bei Friedrich Kittelmeyer, dem wir in seiner weitausgreifenden pfarramtlichen Tätigkeit nahegetreten waren, konfirmiert wurde, überlegte sie, was sie sich zu dem Tage wünschen sollte. Da sagte ihr unsere sechsjährige Jüngste, die nie bewußt unrationierte Ernährung kennen gelernt hatte: „Wünsche dir doch ein Brot, das du ganz allein aufessen darfst!“ Meine Frau und ich konnten unsere tiefe Erschütterung nicht verbergen, als das eben von schwerer Grippe erstandene blasse Kind das so ernsthaft vorbrachte.

Noch greifbarer für jeden Blick stellte sich der Jammer in Wien dar. Sooft ich zu Verhandlungen mit dem österreichisch-ungarischen Kriegsministerium oder dem Außen- oder Finanzministerium hinfuhr, kam ich früh um acht auf dem Nordwestbahnhof an. In der Taborstraße der Leopoldstadt, in der Nähe des Brüdertlosters, standen dann jedesmal wohl tausend verhärmte Menschen vor dem noch geschlossenen Schlächterladen Schlange. Sie hatten die ganze Nacht verwacht und wußten doch, daß ihre Karte in Österreich keineswegs ein Anrecht auf Ware bedeutete; hunderte mußten enttäuscht und hungrig wieder umkehren. Und dies alles, während im benachbarten Ungarn alles zu haben war. Auf den Tischen Ofen-

pester Gasthöfe wurden noch im Jahre 1917 die größten Fleischportionen zu Vollbier und schmackhaftem Brot aufgetragen.

Die Verhandlungen in Wien und Pest drehten sich zum Teil um die gemeinsame Bewirtschaftung erobelter feindlicher Gebiete, zum andern um gemeinsamen Einkauf von Textilrohstoffen in der Türkei; war das österreichische Außenministerium federführend, so fanden sie in dem schönen Saal des einstigen Wiener Kongresses am Ballplatz statt. Die Beratungen spielten sich stets in den verbindlichsten Formen ab, waren aber nichtsdestoweniger sehr schwierig und langwierig, führten freilich immer zur Einigung. Von der österreichischen Seite haben mir der Sektionschef und spätere ungarische Minister Graz, der österreichische Feldbahnchef Greneis und der General Sandler den bedeutendsten Eindruck gemacht. Auf unserer Seite stand, sobald es sich um die Woll-, Baumwoll- und Seidenkäufe in der Türkei handelte, Alfred Lohmann im Mittelpunkt. Er hatte alsbald nach der Eröffnung des Balkanweges die Initiative ergriffen und die Verbündeten mit fortgerissen. Mit derselben alle Widerstände überwindenden Zähigkeit hatte er den Bau der Handelsunterseeboote gefördert, und es war ein stolzer Tag, als er die Abteilung auf geheimem Wege wissen ließ, man könne ihm Post nach Newyork anvertrauen, ein noch stolzerer, als Kapitän König nach zweimaliger Querung des Ozeans vor der Reede von Bremerhaven wieder auftauchte. Lohmann, als Verhandler wie als Redner gleich wirkungsvoll und überzeugend, trotzte seinem kranken Körper diese vielfältige Tätigkeit mit ihren anstrengenden

Reisen schonungslos ab. Es war nicht zu umgehen, daß er und wir mit ihm in Wien oder Pest nach Empfängen bei den Ministern, unter anderm bei Joseph Sterenyi, lebhaft gefeiert wurden; dann aber kam es vor, daß der von schwerem Husten geplagte Mann noch bis tief in die Nacht sorgenvolle Beratungen leitete. Durch das Versagen des Ubootkrieges, an dessen Wirkung er im Gegensatz zu Rathenau und Helfferich zuversichtlich geglaubt hatte, vor allem durch den Kriegsausgang tief getroffen, ist er schon im Jahre 1919 in seinem Zimmendorfer Strandhause gestorben; mir fiel die wehmütige Aufgabe zu, die Deutsch-österreichisch-ungarische Einkaufsvereinigung als sein Nachfolger im Präsidium in einer letzten Berliner Zusammenkunft zu liquidieren und diesem königlichen Kaufmann den Nachruf zu halten.

Nach der Niederwerfung Serbiens erhielt ich den Befehl zu einer Reise nach Sofia. Ich sollte mit den dortigen deutschen Stellen und dem bulgarischen Kriegsminister über die Errichtung einer Vertretung unserer Behörde verhandeln und die Bewirtschaftung eines eroberten serbischen Bergwerks durch uns sicherstellen. Von Orsova mußte die Reise – es war im Dezember 1915 – auf der Donau gemacht werden. Wir waren auf dem Dampfer Franz Deal eine sehr kleine Gesellschaft: ein Kapitän der Deutsch-Ostafrikalinie, der am Goldenen Horn das Kommando des Truppenwohnschiffs Korkovado übernehmen sollte, der Hauptmann Wichert, Neffe des Dichters, der mit einem kleinen Stabe zur Legung einer Fernschreibleitung ins türkische Hauptquartier ging, ein An-

gestellter der Deutschen Bank mit einem Goldtransport für Konstantinopel, ein Feldpostbeamter und ein österreichischer Hauptmann, in Zivil Bergingenieur, mit einem dem meinen verwandten Auftrage. Wir passierten im Dunkel des Frühmorgens das Eiserne Tor, und alles ging gut, bis am ersten Abend einer der undurchdringlichen Donaunebel aufkam. Es wurde so schlimm, daß der Kapitän schließlich die Weiterfahrt aufgab und an leidlich geschützter Stelle vor Anker ging. Wir hätten bei Fortsetzung der Reise ein Anlaufen der rumänischen Küste riskiert und wären, soweit wir Militärs waren, in dem annoch neutralen Rumänien bis zum Kriegsende interniert worden. Aber auch so war die Lage unangenehm genug. Alle unsere Aufträge eilten, wir waren ohne jede Verbindung mit unseren Dienststellen, dazu war's eisig kalt, und der Speisevorrat ging allmählich aus. Wir erwogen die abenteuerlichsten Pläne, wollten auf dem Beiboot den nächsten Hafen suchen, sahen aber die Sinnlosigkeit dieses Unternehmens ein. Endlich, am dritten Tage, lichtete sich das Nebelgewand ein wenig, das Schiff drehte langsam ab, und wir erreichten den kleinen Hafen Somovich. Hier wurden wir von bulgarischen Offizieren freundschaftlich empfangen, mit heißem türkischen Kaffee gelabt und über Plewna nach Sofia weiterexpediert.

Sofia liegt wundervoll, immer schaut der beschneite Balkan in die Stadt; aber diese selbst macht den gleichen zufälligen, unorganischen Eindruck wie russische Mittelstädte, die einem Bauernlande scheinbar über den Kopf gestülpt sind. Der erste Bekannte, dem ich auf der Straße begegnete, war der Ham-

burger Kaufherr Henry P. Newman, der eben einen Lazarettzug nach Bulgarien geführt hatte; und auch bei unserm Gesandten Gustav Michahelles wurde ich, wenn durch nichts anderes, sogleich durch das Bild des inzwischen verstorbenen Lichtwart an Hamburg erinnert. Der Gesandte förderte meine Pläne nach jeder Richtung, und der Kriegsminister Neidanoff – er ist später bei dem großen Bombenanschlag auf die Sofioter Kathedrale umgekommen – brachte meinen Aufträgen das bereitwilligste Verständnis entgegen. Als ich bei ihm eintrat, stand er vor einer großen Karte des Kriegsschauplatzes und suchte den Ort einer eben von den Bulgaren gewonnenen Schlacht, in der den Serben große Beute abgejagt worden war. In seiner gehobenen Stimmung sagte er mir gleich beim ersten Händedruck in akzentfreiem Deutsch: „Was wünschen Sie von mir? Für unsere deutschen Verbündeten tue ich alles.“ Ich konnte in drei Tagen alles nach den Wünschen meines Chefs erledigen und gelangte in einer sommerlich warmen Nacht nach Lom Palanka. Das Schiff für die Rückfahrt kam und kam nicht, und so verbrachte man die milden Stunden teils bei einem türkischen Kaffeewirt, teils auf dem Prahm und lauschte in das Erwachen der Vögel im Donauschilf. Diesmal war die Reise ein reines Vergnügen, kirchenstille blaue Luft, warme Sonne auf dem Verdeck, abends das Eiserner Tor und die Trajanssäulen in rötlichem Farbenspiel. Bei Tische auf dem Oberdeck waren wir ein bunt zusammengewürfeltes Völkergemisch. An der Spitze thronte, den Fes auf dem Haupte, der türkische Minister Dschavid-Bei. Dann folgte eine deutsche Dame, die mit ihrem kleinen Kinde vom

Libanon her endlich heimwärts fand, ein Offizier des Reiten- den Feldjägerkorps, der als Kurier vom Sultan zum Kaiser reiste, ein türkischer Stabsarzt, der aber ein deutscher Templer aus den schwäbischen Kolonien Palästinas war und zur Ausheilung von der Malaria nach der alten Heimat ging, ein ungarischer Kommerzialrat, eine österreichische Sängerin, ein Pester Kriegsberichterstatter, Offiziere aller vier Heere.

Auch Bukarest macht einen durchaus künstlichen, keinen „gewachsenen“ Eindruck, aber der Charakter des Straßen- lebens ist ein ganz anderer als in Sofia. Überall herrscht ein bewußtes Streben zur Nachahmung von Paris. Schon die koketten blauen Uniformen der rumänischen Offiziere – wir hatten bei meiner Ankunft schon den Bukarester Frieden ge- schlossen – gaben dem lebhaften Bilde ein anderes Gepräge als die stumpfbraunen der Bulgaren. Der eigentliche Haß der Bulgaren galt übrigens, soweit meine Beobachtung reichte, viel mehr dem nördlichen als dem westlichen Nachbarn.

★

Wie bei solchem Dienstflug zur Ferne, offenbarte sich der ungeheure Wandel der Zeit auch oberhalb des Alltags da- heim. Am 1. April 1915 stand ich auf dem Königsplage neben dem Denkmal des nun hundertjährigen Bismarck, jenes ersten Aprils vor zwanzig Jahren in Friedrichruh gedenkend. Die Riesengestalt des Generalobersten Gustav von Kessel führte den achtjährigen Enkel des Kaisers zur Kranzniederlegung an die Stufen, und alsdann schritt

zwischen dem gramzerrissenen Reichskanzler und dem grei-
sen Reichstagspräsidenten Johannes Rämpf Bismarcks
Großsohn vom Reichstage her durch die Reihen, und man
vernahm über den weiten Platz hin Bethmanns Gedenk-
worte der Dankbarkeit, die begannen: „Deutschland wird
siegen.“

Man darf das Große nicht am Kleinen messen, aber kleine Züge lassen gelegentlich in ihrer Deutlichkeit den Sinn des Großen ablesen. Im August 1915 fuhr ich zur Einrichtung einer Kriegsrohstoffstelle nach Bialystok. Es bestand noch kein regelmäßiger Verkehr; so stieg ich in Grajewo, wo es schwirrte wie in einem Bienenstock, mitten in der Nacht in einen einem Heeresgüterzug angehängten dunklen Personenwagen. Ich hatte den ganzen Tag im Lögerner Hauptquartier zu tun gehabt und schlief, todmüde, sofort ein. Als ich morgens erwachte, hielten wir außerhalb Bialystoks. Aus dem Fenster neben mir sah ein Eisenbahnassistent in blauer Dienstmütze, der, wie er sagte, geradeswegs von Köln am Rheine kam. Unser Zug hatte keine Einfahrt. Da ging ein Streckenwärter das Gleis entlang. Der Kölner fragte: „Ist hier Weiche eins?“ Auf die Bejahung hin ergriff er sein Köfferchen und stieg aus. Vierundzwanzig Stunden später suchte ich mir auf dem Bialystoker Bahnhof einen Platz in einem der von Osten nach Westen fahrenden Militärzüge. Es war ein riesiger Betrieb. Ein Regiment wurde verladen, ein zweites kochte neben der Rampe ab, ein Munitionszug fuhr ein, Geschütze wurden befestigt, Pferde ausgeladen. Inmitten dieses Trubels schritt der kleine Bahnbeamte vom Vortage als Fahrdienstleiter der ganzen großen Station so sicher und jeder Anforderung gewachsen einher, als ob er noch an seinem

rheinischen Stellwerk stände. Ein scheinloses Stückchen selbstverständlicher deutscher Organisationskraft, in Generationen anerzogen und sofort an jedem fremdesten Orte dienstbereit.

In Königsberg erzählte man, Lobeck hätte einmal den Besuch eines großen englischen Gelehrten erhalten, und die beiden Philologen hätten, da keiner der Sprache des andern mächtig war, lateinisch miteinander verkehrt. Auf der Schule war uns dies Beispiel für den völkerverbindenden Wert der römischen Sprache oft vorgehalten worden. Jetzt würfelte der Krieg die Völkerschaften wieder durcheinander. In Warschau traf ich einen katholischen Geistlichen aus Wilna, der nur Litauisch und Polnisch verstand. Da machten wir es wie Lobeck und sein Gast, und sprachen stundenlang lateinisch – nur sicherlich nicht ganz so gut.

An einem Januarabend des Jahres 1915 saß ich an meinem Schreibtisch, als die Tür aufging und Rathenau mit dem Geheimrat Ramm aus dem Landwirtschaftsministerium hereintrat. Da ich nur über einen Stuhl verfügte, setzte sich Rathenau auf den Waschtisch, ich mich auf den Schreibtisch. Und nun sprudelte Ramm seine Befürchtungen über unsere Mehlversorgung weiter aus. Er forderte eine Rationierung nach dem Muster der KRA, weil sonst in errechenbarer Zeit die Vorräte hin seien, und drängte Rathenau ungestüm zu einem Eingreifen. Rathenau gab die Gefahr zu, ließ sich von mir die in besetzten Gebieten ergriffenen Mengen sagen, lehnte aber jede Einwirkung ab. Er wollte über sein Ressort, das ihm schon Segnerschaft genug schuf, nicht hinausgehn und verwies Ramm an dessen Minister. Von diesem erwartete

wieder Kamm nichts, er hatte alles vergebens versucht. Schließlich mußte Rathenau doch wenigstens eine Erkundung im Reichsamt des Innern versprechen und hörte dann dort, daß Delbrück die Einführung der Brotkarte vorbereitete. Die amtliche Bewirtschaftung der Nahrungsmittel dehnte sich dann mit sehr zweifelhaftem Gelingen immer weiter aus. Als ein gewisser Stillstand erreicht schien, lud das Reichsamt des Innern zu einer Zusammenkunft aller Zentralbehörden mit den Leitungen der neuen Organisationen ein. Es war eine riesige Versammlung, unter dem Vorsitz des Unterstaatssekretärs von Stein waren alle übrigen Unterstaatssekretäre des Reichs und Preußens, zahlreiche Referenten und die Vorstände der Wirtschaftsstellen für Getreide, Kartoffeln, Öl, Gemüse, Fleisch, Tee und Kaffee usw. beieinander. Es wurde über gegenseitige Zusammenarbeit, über das, was man heute Querverbindungen nennt, und ähnliches hin und her gesprochen – ohne ein wirkliches Ergebnis. Beim Verlassen des Saales ging ich in der langsam vorwärtsschiebenden Schar zufällig vor den Unterstaatssekretären Michaelis (der zugleich Präsident der Reichsgetreidestelle war) und Falkenhausen hinaus. Da sagte Michaelis: „Ich komme mir vor wie jener Chirurg, der an das Bett eines Schwerkranken gerufen wird und dem man gleich erklärt: operiert darf keinesfalls werden.“

★

Rumänien hatte am Goethetage 1916 Österreich-Ungarn den Krieg erklärt. In seiner Abendandacht wies Paul Conrad, innerlich ergriffen und wortgewaltig wie je, zur Hoffnung

mahnend, auf den Zusammenfall beider Daten hin. Und Hoffnung zu wecken war nötig. Nicht der Kriegseintritt eines nicht starken Gegners weckte die Sorge, sondern das Gefühl, er habe jetzt erst den Zusprung gewagt, weil er unsere Lage für hoffnungslos ansah. Um Verdun tobte blutfordernd die aussichtslose Schlacht, ein harter Winter schien vor der Tür zu stehn – es wurde dann der furchtbare Kohlrübenwinter. Ich hatte in jenen Tagen doppelten und sehr verschiedenartigen Besuch, einen sehr muntern Vetter, der als Navigationsoffizier eines Linienschiffs rühmlichen Anteil an der Skagerratschlacht genommen hatte, und einen schwerblütigen Dichter, der von seinem Landsturmposten aus den Karpathen kam. In den Gesprächen mit den beiden so verschiedenen Männern war der allgemeine Druck nicht zu scheuen. Da berief am andern Tage der Kaiser auf Bethmanns Drängen Hindenburg und Ludendorff an die Spitze des Heeres, und schon die nächsten Wochen brachten auf dem Balkan Erfolg nach Erfolg. Zum erstenmal hatte über dem ganzen Volke ein ahnendes Gefühl gelegen, die gewisse Zuversicht auf guten Ausgang des ungeheuren Kampfes könne trügen, nun festigte sich wieder Hoffnung.

Der Wechsel in der Obersten Heeresleitung war auch für die heimische Heeresverwaltung von größter Bedeutung. Der Kriegsminister verlegte seinen Sitz endlich vom Hauptquartier nach Berlin, aber Franz von Wandel mußte sich zu unserm Schmerze nun still zurückziehen, neben dem eigentlichen Chef zu bleiben konnte sein gradliniger, sachlicher Sinn sich nicht entschließen. Herr von Wild amtierte nur noch wenige Wochen,

dann trat der General der Artillerie Hermann von Stein an seine Stelle. Er kam aus dem Generalstabe und war wohl der erste preußische Kriegsminister, der dem Hause vordem niemals angehört hatte. Im Frieden hatte er mit Ludendorff und Gröner in der gleichen Abteilung des Großen Generalstabes gearbeitet, war im Kriege zuerst Generalquartiermeister, dann Korpskommandeur gewesen und stand der neuen Heeresleitung besonders nahe. Ein thüringischer Pfarrerssohn, hatte er in seinen Formen etwas Eckiges, meisterte aber die Sprache mit klassischem Maß – vollendetere Erlasse von knappster Wortfügung als die aus seiner Feder haben das Haus seit Boyens Zeiten nie durchlaufen. Aber Stein hatte an der Verwaltungsarbeit keine Freude und sagte gelegentlich selbst, er wäre seinem eigentlichen Berufe, der Truppenführung, entzogen. Diese Unlust fühlte man dem Minister bei jedem Vortrage deutlich ab, so scharf und klar er auch die Dinge ergriff.

Innerhalb des Ministeriums wurde mit großen selbständigen Befugnissen das Kriegsamt geschaffen; es faßte eine Reihe von Departements und Abteilungen für Waffenbeschaffung und Ersatz zusammen, darunter auch die unsere. An seine Spitze trat der bisherige Feldeisenbahnchef Wilhelm Gröner, ein Süddeutscher, von einer der Steinschen ganz entgegengesetzten Art. Er fühlte sich in großen Verwaltungsaufgaben wohl, hatte schon vordem im Kriegsernährungsamt mitgearbeitet und trug jeder technischen Neuerung ein brennendes Interesse entgegen. Leider brachte er neben dem dann arg verkrüppelten Hilfsdienstgesetz das sogenannte Hindenburg-

programm mit, das den wirklichen Möglichkeiten der deutschen Wirtschaft nicht entsprach. Sowohl Roeth wie der Vizekanzler Karl Helfferich erkannten das sofort, und es gelang erst in langer, mühsamer Arbeit wenigstens die schlimmsten Fehler auszumerzen und den hemmungslosen Fortlauf der Rüstungsarbeit zu sichern. Damals drohte uns der Verlust unseres Abteilungschefs, und noch in später Abendstunde fuhr Rathenau mit dem Kruppdirektor und Kunsthistoriker Eberhard von Bodenhausen zu Gröner und überzeugte ihn von Roeths Unentbehrlichkeit. Diesem wurden sogar Kohle und Mineralöle als neue Wirtschaftsgebiete zugeteilt.

Die ganze Tätigkeit des Kriegsamts mit seinen drei Stäben, dem militärischen, dem technischen und dem wissenschaftlichen, dem Emil Fischer vorsaß, war zu extensiv, beanspruchte auch durch die Zwischenschaltung der neuen Stelle zuviel Kraft und erschwerte den auf rasche Entscheidungen abgestellten und angewiesenen Geschäftsgang. So erfolgte denn auch später, als Gröner die Führung der 1918 in Rußland bis zum Schwarzen Meere vordringenden Heeresteile übernahm, ein energischer Abbau. Sein Nachfolger wurde der uns aus dem Kriegsministerium wohlbekannte General Scheüch, der dann der letzte Königlich Preußische Kriegsminister sein sollte.

Um die Zeit der rumänischen Kriegserklärung wurde meiner Sektion ein neuer Referent zugeteilt, der Major Karl von Böhlendorff-Kölpin. Er war älter als wir alle, alter Zietenhusar und Generalstäbler, jetzt seit Jahren Mitglied des Reichstags und des Abgeordnetenhauses – auf der äußersten Rechten. Seine Kommandierung hatte eine kleine Verlegen-

heit geschaffen, man wußte nicht recht, wo man ihn unterbringen sollte, aber er fügte sich sofort ein und war zwar infolge seiner parlamentarischen Pflichten kein regelmäßiger Mitarbeiter, aber in seiner großen Herzensgüte ein beliebter Kamerad und der Abteilung durch seinen politischen Einfluß und seine freundschaftliche Rücksichtslosigkeit gegenüber jeder Behörde ein wertvoller Helfer. Ich besitze als sein Geschenk einen ergreifenden Brief von Carl Peters an ihn, den Hauptverfechter der amtlichen Rehabilitierung des früheren Kolonialkommissars, und noch ergreifender sind zwei jetzt gleichfalls mir gehörige Schreiben des Grafen Zeppelin an Böhlendorff aus der Zeit, wo die meisten Zeppelin noch für einen verdrehten Narren hielten, während Böhlendorff ihn nach allen Kräften unterstützte.

Seinen landwirtschaftlichen Interessen gemäß befaßte Böhlendorff sich besonders mit der Gl- und Fettwirtschaft und wurde neben mir Kommissar des Kriegsministers bei dem inzwischen zu einer weitreichenden Organisation angewachsenen Kriegsausschuß für dies Gebiet. Es war sein Lieblingsgedanke, daß jeder Landwirt gezwungen sein sollte, einen bestimmten Teil seines Bodens mit Glpflanzen zu bebauen. Als der Plan nicht vorwärts kam, holte er mich eines Tages zu einem Besuche beim preußischen Landwirtschaftsminister ab. Es war halb elf, und der Diener meldete, daß Excellenz in einer Stunde verreisen müßten und gerade frühstückten. Da klopfte Böhlendorff dem Mann auf die Schulter und sagte: „Wenn Excellenz gerade frühstücken, dann melden Sie nur, wir wären da und möchten ihn in einer dringenden An-

gelegenheit sprechen." Und richtig erschien nach fünf Minuten Herr von Eisehart-Rothe (man sah ihm noch sozusagen an, daß er sich eben mit der Serviette den Mund abgetwischt hatte), und dann setzte ihm Böhlendorff, immer freundlich, aber immer drängend, so zu, daß der Minister alles gewährte und versprach. Es war freilich schon 1918 und ein Erfolg nicht mehr möglich.

Von Böhlendorffs Beliebtheit bei allen Fraktionen konnte ich mich immer wieder im Reichstag, besonders im Hauptauschuß, überzeugen. An den Sitzungen dieses Ausschusses, denen an wichtigen Tagen fast der ganze Reichstag zuhörend beizwohnte, mußte ich oft zur Information des Ministers oder des Abteilungschefs teilnehmen; ging der Chef des Kriegsamts in den Ausschuß oder in die Vollversammlung, so mußte ihn je ein Referent jeder selbständigen Abteilung begleiten, und mich traf dies Los häufig. Auch an Ausschußsitzungen des Bundesrats habe ich oft teilgenommen und gelegentlich dort die Willensmeinung Gröners oder Koeths vorgetragen. Diese Sitzungen, manchmal Vereinigungen von zwei Ausschüssen, fanden während der Reichstagsession im Ballotbau, sonst im damaligen Reichsamt des Innern, neben dem Auswärtigen Amt in der Wilhelmstraße, statt. Sie wurden gewöhnlich von dem Unterstaatssekretär, zuerst meinem Landsmann Max Richter, dem einstigen Kommissar für die Pariser Weltausstellung, dann von dem Freiherrn Hans Karl von Stein geleitet. Sehr amüsan war der Wandel der Dinge, wenn sich der Ausschußsitzung im Reichsamt eine Vollsitzung des Bundesrats anschloß. Der Diener, der vorher seinen

Rock getragen hatte, erschien plötzlich in Frack und weißer Binde, die Kommissare räumten die Plätze, die Gesandten der Bundesstaaten erschienen, an ihrer Spitze die schlanke Gestalt des Württembergers, des Freiherrn Axel von Varnbüler zu Hemmingen, mit den schneeweißen „Sechsen“ über den Ohren anzuschauen wie aus einem alten Hoftheaterstück, und während der General von Oven meinen Sitz einnahm, trat Helfferich an den Platz des Vorsitzenden.

In die zuerst von Constantin Fehrenbach, dann von Friedrich Ebert überlegen geleiteten Sitzungen des Hauptausschusses des Reichstages kam seit dem Sommer 1917 steigende Erregung. Insbesondere während der kurzen Kanzlerschaft von Georg Michaelis gelangte diese stürmisch zum Ausdruck. Michaelis galt als einer der besten, vielleicht als der hervorragendste Unterstaatssekretär, aber für einen Politiker hielt er sich selbst nicht. Während einer Verhandlungspause kam ich einmal im Reichstagsrestaurant mit meinem Studiengenossen Carl Heinrici und den Unterstaatssekretären Heinrich Delbrück, Richter und Michaelis an einen Frühstückstisch. Es war von schweren Quälereien und Mißhandlungen deutscher Zivilinternierter in Rußland die Rede. Da meinte Michaelis, zur Abstellung solcher Untaten könne man russische Zivilinternierte bei uns einmal schlechter behandeln und dies die russische Regierung durch eine neutrale Macht wissen lassen. Ich machte den Einwand, nach meiner Kenntnis Rußlands würde das auf die Petersburger Regierung wenig Eindruck machen, denn die bei uns in Holzminden und anderswo Untergebrachten seien zum allergrößten Teile keine Prawo-

slawen, sondern Polen, Juden, sogar Balten, also nach russischer Auffassung Fremdstämmige, deren Schicksal drüben keinen Anteil erzeuge. Da sah Michaelis mich ungläubig an und fragte: „Meinen Sie?“ So fremd war er diesen Problemen.

Im Reichstag war am 6. Oktober 1917 unter seiner Kanzlerschaft ganz unerwartet eine Krise eingetreten. Niemand hatte etwas Derartiges erwartet. Auf der Bundesratsesstrade saß nur mein Minister, Stein, mit dem General Scheüch, später kam Helfferich hinzu, auf der linken Bankreihe waren mein Kollege Gundlach und ich, die wir Scheüch befehlsgemäß begleitet hatten, ganz allein. Der Abgeordnete Otto Landsberg brachte in seiner ruhigen juristischen Art, ohne ein aufreizendes Wort, eine lange Reihe von Beschwerden über Parteilichkeit von Militär- und Zivilbehörden gegenüber den verschiedenen politischen Strömungen vor, insbesondere über Begünstigung der eben von Alfred Tirpitz und Wolfgang Kapp begründeten Vaterlandspartei. Stein saß unbeweglich und malte ununterbrochen Striche auf ein Papier. Als Landsberg mit dem Ausdruck der Erwartung geschlossen hatte, die Regierung werde die gerügten Mängel mißbilligen und abstellen, trat Stein ans Pult. Er begann gleich damit, er könne die Erwartungen des Herrn Abgeordneten nicht erfüllen, und sprach dann wenige brüste, gar nicht zum Thema gehörige Sätze. In demselben Augenblick ging es wie ein Schlag durch das Haus, die ganz unnötige Reizung trieb Leidenschaften in die Höhe. Die Mitte und die Linke gerieten in schäumende Erregung, man hatte das Ge-

fühl eines bevorstehenden Sturms auf die Tribüne, und als Helfferich mit einer ganz unberechtigten Schärfe eingriff, wiederholten sich die lärmenden Auftritte. Erst eine sehr ruhige Rede des Abgeordneten Ludwig Haas brachte einige Dämpfung. Aber es war nur eine Scheinpause, der einmal entfesselte Strom trieb unterirdisch weiter. Das Nachspiel fand im überfüllten Hauptausschuß statt. Der Kanzler sprach selbst, aber alles blieb totenstill, und man hatte den Eindruck, es wäre der Anfang vom Ende.

*

Die bedeutendste Figur unter den zivilen Ministern der Kriegsjahre war ohne Zweifel Herr von Bethmann Hollweg. Es ist vielleicht nie einem Manne in solcher Stellung so seltsam gegangen wie diesem: jeder schalt auf ihn, und er hatte sehr wenig Freunde und Verteidiger seiner Politik. Wenn er aber sprach, so fand er im Reichstag den rückhaltlosen Beifall der großen Mehrheit, und dieser galt noch weniger seiner Argumentation als dem Ernst, der Sorge, der gefühlten Nähe zu den vaterländischen Entscheidungen, die aus seinen Worten, mehr noch aus ihrem Klang und seiner ganzen Haltung sprachen. So habe ich es mit besonderer Deutlichkeit bei der letzten großen Rede gespürt, die ich von ihm hörte, seiner Auseinandersetzung vor dem Parlament nach der Kriegserklärung Rumäniens. Von diesem wohllautenden Organ, von dieser Persönlichkeit, die ängstlich jeder bloß durch geschickte Phrasierung zu erreichenden rednerischen Wirkung auswich, ging gerade deshalb eine Wirkung aus, der gegen-

über offener Widerstand seine Sache verloren gab. Hans Delbrück hat einmal Bethmann mit dem Staatskanzler Hardenberg verglichen und jenen über diesen gestellt. Die Schwäche von Bethmanns Wesen und Stellung lag – und das erkannte man im Getriebe der Kriegspolitik alsbald – in einem zu geringen Zutrauen zu sich selbst. Er beugte sich, auch gegen eigenes besseres Erkennen, aus Gründen heraus, die mir durch ein paar Sätze Rathenaus erst recht klar wurden. Rathenau sah Bethmann oft und war in Freienwalde sein Gutsnachbar. In einem Gespräch über den Kanzler erklärte er mir dessen Wesen so: „Stellen Sie sich einen jungen Philologen aus sehr guter Familie vor, der als Erzieher in ein Haus von noch viel vornehmerer Herkunft kommt. Er wird vieles in seinem Sinne durchsetzen. Wenn es aber hart auf hart kommt, wird er sich der Entscheidung des Hausherrn beugen, nicht weil er überzeugt ist, sondern weil der andere aus noch viel älterem Geschlechte ist. Da haben Sie das Verhältnis vom Bethmann zum Kaiser.“ Und dies war nicht nur die letzte Beziehung des Kanzlers zum Herrscher, sondern er empfand und handelte nach eigenem Geständnis genau entsprechend gegenüber der Obersten Heeresleitung Hindenburg-Ludendorff, wo er sich, zumal in der Frage des uneingeschränkten Unterseebootkrieges, gleichfalls gegen sein und seines Stellvertreters Helfferich politisches Gewissen, einem Prestige beugte – nicht dem des Ranges, sondern dem des militärischen Ruhmes.

Die seltsame Stellung dieses Staatsmanns zeigte sich am klarsten in den Tagen seines Sturzes. Alles ließ ihn

schließlich fallen, und zwar aus den verschiedensten, zum Teil gar nicht ihm zur Last fallenden Ursachen; aber man wußte weder einen Nachfolger, noch konnten die zu Bethmanns Sturz vereinigten grundverschiedenen Gruppen ein gemeinsames Programm aufstellen. Auch mein Freund Böhlendorff arbeitete eifrig an der Beseitigung des freundlosen Mannes; aber als ich ihn in den stürmischen Julitagen 1917 fragte, wen denn seine Parteigenossen als Nachfolger bereit hätten, sagte er kurzab: „Das geht uns nichts an, das ist lediglich Sache Seiner Majestät.“ Nach der Verfassung war das zweifellos richtig. Aber ich konnte mich doch nicht enthalten, ihm zu erwidern: „Wenn die Ernennung des Kanzlers nur Sache Seiner Majestät ist, so ist es die Entlassung doch auch“, was er mit der Unlogik aller Parteipolitiker nicht wahr haben wollte. Wie oft mögen wohl alle Beteiligten in Berlin und draußen unter Michaelis und Hertling ihre falsche Taktik bereut haben!

Karl Helfferich, im Beginn des Krieges sehr jugendlicher Staatssekretär des Reichsschatzamts, dann Vizkanzler und Staatssekretär des Innern, stand Bethmann nicht nur dienstlich, sondern auch persönlich und gesinnungsmäßig unter allen Ministern am nächsten; da der Kanzler oft im Hauptquartier war, so war Helfferich bis 1917 im Grunde der Leiter der Berliner Politik. Er hatte einen Januskopf. In großen und entscheidenden Sitzungen führte er die Leitung mit unbedingter Sicherheit und mit der gleichen Verbindlichkeit, die insbesondere alle ihm vordem in der Deutschen Bank nahestehenden jüngeren Mitarbeiter an ihm rühmten. Im Jahre

1916 fand im Bundesratssaale des Reichstags eine den ganzen Tag füllende Zusammenkunft aller bundesstaatlichen Innenminister mit den Reichsstellen über Fragen der Ernährung statt; durch die Zuziehung der zuständigen Referenten aller Reichsämtler und preussischen Ministerien war es eine Riesenversammlung. Mit der Ruhe des Alters vertrat der greise Graf Soden das Königreich Bayern, Baden mit der den Staatsmännern dieses Landes eigenen ausgleichenden Verbindlichkeit Herr von Bodman, die Oberste Heeresleitung mit vorbrechendem Temperament Gröner, das Kriegs Ernährungsamt mein Schulkamerad Batocki. Wie gering die wirklichen Vollmachten dieses angeblichen Diktators waren, zeigte sehr bald die Aussprache; sie spitzte sich zwischen besonders leidenden Industrieländern, für die der sächsische Minister Graf Biehlum von Eßstädt nachdrücklich eintrat, und besser gestellten, rein ländlichen Gebieten, die z. B. der mecklenburgische Staatsrat von Mehrenberg verteidigte, in unangenehmer Weise zu. Da war es Helfferichs taktvolle Präsidialkunst und seine staunenswerte Sachkenntnis, die die Wogen glättete und Brücken schlug. Dieses umfassende und stets bereite Wissen um wirtschaftliche und finanzielle Zustände und Zusammenhänge bewies Helfferich überall, mochte es sich in Kessortfügungen um Währungsfragen der Ostgebiete oder, als er später mit der Vorbereitung der Friedensfragen betraut war, um volkliche und technische Verhältnisse irgendwo auf dem Erdball handeln. Und immer war er von der gleichen rücksichtsvollen Lebenswürdigkeit.

Ganz anders erschien er vor dem Reichstag oder – wenn

auch etwas gemildert – vor dem Hauptauschuß. Hier, wo er nach genauer Vorbereitung, häufig im Anschluß an eine Niederschrift, sprach, war er messerscharf und wurde es noch mehr, wenn Zwischenrufe ihn zum Angriff lockten. Dann kam in sein schmales, blaßes Gesicht eine leichte Röte, und er sagte mehr, als er gewollt hatte. Denn Helfferich war für die große Versammlung und das parlamentarische Leben nicht geschaffen, er mußte sich Zwang antun und gab damit ein Stück seines besten Wesens preis, das sich nur in der ruhig-sachlichen Erörterung entfaltete, wie er sie in der langen und erfolgreichen Leitung großer geschäftlicher Unternehmungen gewohnt geworden war. Als ihn dann später Enttäuschung und Leidenschaft selbst in die parlamentarische Kampfbahn führten, wurde er gerade aus dieser seelischen Einstellung heraus so streitbar und einseitig wie manche von seinen einstigen innersten Gegnern. Außerdem fehlte ihm völlig der Nerv für die soziale Bewegung der Zeit, hier war die Grenze seines Fingerspitzengefühls.

Auf Grund der am 4. August 1914 vom Reichstage erteilten Ermächtigung übte der Bundesrat während des Krieges die wirtschaftliche Gesetzgebung durch Verordnungen aus. Bevor diese als sogenannte Präsidialvorlagen an den Bundesrat kamen, wurden sie in Beratungen der Ressorts fertiggestellt. Federführend war das Reichsamt des Innern, und wir lachten sehr, als einmal eine Einladung des Staatssekretärs mit den Worten begann: „Ich beabsichtige, in die Bewirtschaftung der Bauchspeicheldrüsen einzutreten.“ Es handelte sich um die Bauchspeicheldrüsen des Kindes, die zu

einem bestimmten technischen Zweck verwandt werden sollten. An solchen Sitzungen nahmen regelmäßig Vertreter des Reichsjustizamts, des Reichsschatzamts, des Kriegsministeriums, des preußischen Handelsministeriums und des preußischen Landwirtschaftsministeriums teil, nötigenfalls wurden auch das Auswärtige Amt, das Reichsmarineamt, das preußische Innenministerium und das preußische Finanzministerium hinzugezogen. Die Reichsressorts waren ja keine selbständigen Behörden, die Staatssekretäre nur Vertreter des allein verantwortlichen Kanzlers; in Wirklichkeit arbeiteten sie mit der Selbständigkeit von Ministerien und wurden auch so empfunden.

Nachdem ich diesem Getriebe ein paar Monate angehört hatte, begann ich zu ahnen, daß die oft in Lob und Tadel hervorgehobene Gleichförmigkeit der „preußischer Geheimrat“ benannten Menschenart eine Fabel war; im Laufe der Jahre wurde mir das vollends klar. Bei gleicher Vorbildung, gleichartiger Tätigkeit und verwandter Herkunft hoben sich doch sehr deutlich zwei Gruppen voneinander ab. Nicht etwa die bürgerlichen und die adligen Beamten, von denen im übrigen die ersten weitaus überwogen – ich möchte vielmehr von Konservativen und Liberalen sprechen, ohne jedoch einen Parteilinn damit zu verbinden. Es handelt sich bei diesen sehr feinen Unterschieden nicht um politische Bekenntnisse, sondern um Haltung, um die Art des Sichgebens, um manchmal unwägbare mitschwingende Dinge. Im ganzen war zu sagen, daß die Unterstaatssekretäre, Direktoren und Räte der Reichsämter die „Liberalen“, diejenigen der preußischen Ministerien die

„Konservativen“ waren, diese förmlicher, beharrender, jene Neuem gegenüber offener, beweglicher. Ein hoher Typus der preußischen Art war etwa der Unterstaatssekretär des Landwirtschaftsministeriums, Freiherr von Falkenhausen, der später gerade über diese psychologischen Beamtenfragen mit der ihm befreundeten Ricarda Huch in den „Grenzboten“ eine Fehde ausgefochten hat; zur anderen Seite gehörten z. B. die Geheimräte Cuno und Stimming im Reichsschatzamt, beide in allen Fragen einer sich ankündigenden neuen Epoche vorurteilsfrei und weltoffen; noch während des Krieges trat Cuno als Albert Ballins Generaladjutant in den Vorstand der Hamburg=Amerika=Linie, um dann sein Nachfolger zu werden, Stimming an die Spitze des Norddeutschen Lloyds. Erich Marcks setzte in seinem damals erschienenen Bismarckbuch auseinander, wie sich die verschiedenen Linien der Bismarckschen und der Mendelschen Herkunft im Wesen seines Helden wie im preußischen Staatsleben überhaupt fortzeugend erwiesen hätten; ich konnte ihm mit dem Dank für seine Gabe nur schreiben, daß diese Unterschiede von einst noch immer irgendwie fortlebten.

Natürlich gab es in dem großen Beamtenkörper auch Männer, deren Art sich schlechthin keinem Schema, auch nicht dem losesten, einfügen ließ; dazu gehörte der Geheime Legationsrat Walter Simons im Auswärtigen Amt. Er war kein Diplomat, sondern er zählte zur Rechtsabteilung und erschien in seiner warmen und zugleich spröden Menschlichkeit immer wie das verkörperte Rechtsgefühl selbst. Es tut wohl, ihn jetzt als Simons Nachfolger an der Spitze des Reichs=

gerichts und gleichzeitig, in seltener Verbindung, an der Spitze des Evangelisch-sozialen Kongresses zu wissen. War das Auswärtige Amt gelegentlich durch einen formsicheren Vertreter deutscher persischer Poesie, den Gesandten Friedrich Rosen, vertreten, so entsandte es ein andermal einen Dichter, dessen erstaunliche Kraft sich uns erst in der Nachkriegszeit offenbarte, den Legationsrat Ernst Schmitt. Und als wir im alten Bismarckschen Sitzungssaal mit den Vertretern Österreich-Ungarns zu Beratungen über die gemeinsame Bewirtschaftung Kongreßpolens zusammentraten, führte die verbündete Abordnung gleichfalls ein Dichter in Offiziersuniform: der k. u. k. Generalkonsul Leopold Freiherr von Andrian, der freilich seit frühen Versen in den Blättern des Stefan-George-Kreises verstummt war.

Flut und Ebbe

Am 31. Januar 1917 telephonierte mir Böhlendorff aus dem Reichstage die Mitteilung des Kanzlers über den bevorstehenden Beginn des unbeschränkten Unterseebootkrieges. Ich ging mit der Nachricht zu einem der ältesten und klügsten Referenten des Hauses, einem Manne, der sich trotz seiner Jahre im August 1914 – vergeblich – zur Front gemeldet hatte. Ich fand den sonst durch seine Ruhe uns allen Überlegenen in bebender Erregung. „Wenn wir den Krieg verloren haben, wenn die Hohenzollerndynastie den Thron verliert, wenn das Deutsche Reich zerbricht – dann denken Sie an diesen Tag!“ rief er, der Amerika, seine Kraft und seine Leistung aus eigener Anschauung kannte, mir entgegen.

Lange habe ich dieses Gespräches nicht gedacht, bis im Jahre 1918 die tiefen Schatten niederzusinken begannen. Wir verbrachten in diesem Sommer drei Urlaubswochen in Saffitz auf Rügen. Der hübsche Ort wirkte in seiner Unwirtlichkeit wie ein Sinnbild der Zeit. Große Gasthöfe über dem Hafen und viele andere Häuser geschlossen, die Fenster vernagelt, der Mauerputz zerbröckelt, die Anlagen vernachlässigt. Badegäste und Bewohner freudlos und unterernährt. Nach einem gelungenem Fang riß man sich um ein paar Flundern, und halbreifes Obst galt als Delikatesse. Die kleine Garnison hielt am ersten August einen Feldgottesdienst ab,

über dem ein uneingestandener Druck lag. Und die erschreckende, aber nur zu verständliche Teilnahmslosigkeit vieler im Volke an dem endlos und aussichtslos scheinenden Kriege wurde mir wiederum an einem kleinen Zuge klar. Ich wies der etwa zwanzigjährigen Fischerstochter, bei der ich die Morgenzeitung zu kaufen pflegte, eine Siegesnachricht; da sagte sie mit einer wegwerfenden Handbewegung: „Ach, der dumme Krieg. Davon mag man gar nichts mehr wissen.“ Genau das gleiche und Schlimmeres wußten hernach, in Berlin, aus süd- und westdeutschen Gebirgen heimkehrende Kameraden zu berichten.

Aber mitten in diese Erholungszeit ohne Erholung fielen auch noch die ersten Heeresberichte, denen der aufmerksame Leser die große Wendung an der Westfront entnehmen konnte. Nach dem schwarzen achten August trafen wir in Berlin wieder ein, und hier, im Ministerium, ließ sich das Maß des Unglücks voll übersehen. Ich meldete mich noch vor Ablauf meines Urlaubs bei meinem Chef zurück. Wir waren gewohnt, in ihm einen Mann zu sehen, dem man, weit über Dienstliches hinaus, Persönlichstes und Eigenstes sagen konnte, gewiß, daß er es in feinfühligter Seele, mit brüderlichem Gefühl, bewahrte und bewegte. Jetzt bat ich Roeth, mich aus dem Kriegsministerium zur Front zu entlassen, was er mir einst, bei seinem Dienstantritt, abgeschlagen hatte. Seine damaligen Gründe – die Neuheit der Behörde und seine eigene Fremdheit in ihr – hatten ja heute keine Geltung mehr. Als ich ausgesprochen hatte, blickte er eine Weile still vor sich nieder, dann sagte er, ohne mich anzusehen: „Bleiben

Sie hier, es ist zu spät, es ist alles verloren." Ich ging ohne ein weiteres Wort, ohne den gewohnten Händedruck, mit einer Verbeugung, die er nicht beachtete, hinaus und voller Betäubung auf mein Zimmer.

Von nun an rollte alles in einem neuen Zeitmaß ab. Man tat die gewohnte Arbeit, versuchte sie mit doppelter Anspannung zu tun und hatte doch das Gefühl, irgendwie ins Leere oder vielmehr in etwas hinein zu arbeiten, was grauenhaft drohte. Dennoch brach das Ersuchen der Obersten Heeresleitung um Anbahnung eines Waffenstillstandes wie ein Donnerschlag herein. Schluchzend kam Friedrich Ebert, der zwei Söhne im Felde verloren hatte, aus der Sitzung, in der Major von dem Bussche namens der Obersten Heeresleitung die Lage dargestellt hatte; und ich sehe noch Böhlendorff während der Tage des dritten Kanzlerwechsels hochrot in mein Zimmer stürzen mit den Worten: „Die Oberste Heeresleitung sagt, wir müssen schnell machen!“ Und er wußte als Schwager eines diensttuenden Flügeladjutanten des Kaisers noch genauer Bescheid als andere.

Ins tiefste getroffen war Walther Rathenau. Täglich in der entscheidenden Woche sah man ihn, dem kein amtlicher Einfluß zustand, in der Deutschen Gesellschaft Minister und Parteiführer beschwören, ein Friedens-, aber kein Waffenstillstandsangebot zu machen. Die Regierung aber beugte sich dem Hauptquartier, und Rathenau hatte den Mut, am andern Tage mit dem berühmten Aussag zu protestieren und andere Wege zu zeigen, der da beginnt: „Der Schritt war falsch.“

Am 5. Oktober 1918 war der Reichstag in unerhörter Weise überfüllt. Aber es herrschte in der Wandelhalle wie auf den Tribünen und vor allem im Sitzungssaal selbst nicht das sonstige Geschwirr von lauten Stimmen, man empfand den Flug des Geschickes über all unsern Häuptern. Auf der Estrade für den Bundesrat und die Reichsämtler war ein so qualvolles Gedränge, daß ich es vorzog, mir auf einer der Tribünen einen Platz zu suchen. Ich fand ihn auch, gerade an der Hinterwand, so daß ich den Präsidentenstuhl und die Rednerkanzel schräg vor mir hatte. Fehrenbach schwang die Glocke, und sofort wurde alles totenstill. Er richtete, „der Sohn aus dem badischen Bürgerhause“, an den „Sohn des badischen Fürstenhauses“ warme Worte der Begrüßung und erteilte dann dem neuen Reichskanzler das Wort. Prinz Max von Baden erhob sich von dem Eckplatz zur Rechten. Hohenlohe, Bülow, Bethmann, Michaelis, Hertling hatten vor ihm dort gesessen; uns aber schien es, als ob ein Haupt sich zeige, das dieser Saal nie gesehen hatte, die leidvolle Gestalt des im Waterloo-Jahr geborenen Mannes, dessen Werk zum guten Teil vertan war und nun zeigen sollte, daß seine Grundklammern dennoch hielten. Totenbläß war der neue Kanzler, der schwarze Rock, die dunkle Brille ließen die Weiße seines Gesichts noch greller hervortreten. Was alles er in diesen Tagen in sich und mit andern durchungen hatte, wußten wir nicht; ganz erfuhren wir es erst aus seinen Erinnerungen, dem in seiner, gegen sich selbst und andere schonungslosen Wahrhaftigkeit ergreifendsten Rückblick auf die grauenhafte Zeit. Er verlas seine Rede.

Was er im ersten Teil über die innere Neuordnung vorbrachte, war nur amtliche Zusammenfassung uns allen bekannter Dinge. Dann aber schöpfte er tief Atem. Er hielt noch einen Augenblick ein. Und unter einem Todesschweigen, das wie körperhafte Lähmung wirkte, fuhr er fort: „Ich habe deshalb auch nicht erst bis zum heutigen Tage gewartet, ehe ich handelnd zur Förderung des Friedensgedankens eingriff. Gestützt auf das Einverständnis aller dazu berufenen Stellen im Reich und auf die Zustimmung der gemeinsam mit uns handelnden Bundesgenossen, habe ich in der Nacht zum 5. Oktober durch die Vermittlung der Schweiz an den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika eine Note gerichtet, in der ich ihn bitte, die Herbeiführung des Friedens in die Hand zu nehmen und hierzu mit allen kriegsführenden Mächten in Verbindung zu treten. Die Note trifft schon heute oder morgen in Washington ein. Sie richtet sich an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, weil dieser in seiner Kongressbotschaft vom 8. Januar 1918 und in seinen späteren Rundgebungen, besonders auch in seiner Newyorker Rede vom 24. September, ein Programm für den allgemeinen Frieden aufgestellt hat, das wir als Grundlage für die Verhandlungen annehmen können.“

Der Pfeil war aus dem Köcher, Unwiderrufliches geschahn, und alles, was noch gesagt wurde, Fehrenbachs tiefbewegte Worte der Zustimmung, Haases und eines Polen spitze Aufforderung zu sofortiger Aussprache, Eberts würdige Bitte um Vertagung, war nebensächlich. Still leerte sich das Haus, man schlich zu seiner Arbeit.

Am 15. Oktober bestiegen meine Frau und ich den Wannseebahnzug, um Richard Sternfeld in Zehlendorf zu seinem sechzigsten Geburtstage zu besuchen. Im letzten Augenblick wurden Extrablätter mit Wilsons zweiter Antwortnote ausgerufen. Hier enthüllte sich zuerst kraß und deutlich, was die Feinde forderten. Es war ein trauriger Geburtstag, und es waren grauenvolle Tage, die nun anbrachen. Zwischen allem täglichen Tun, im Zwange der Pflicht ausgeübt, als ob sich nichts geändert hätte, rollte mit dumpfen Schüttern das Rad des deutschen Schicksals seinen Weg.

Am 7. November morgens trafen aus Warschau die Vertreter aller dortigen Besatzungsbehörden ein, um über die Übergabe des Landes und der Verwaltung an den Polnischen Regentschaftsrat zu verhandeln. In tiefgedrückter Stimmung saßen sie unter Führung des Präsidenten Steinmeister im SitzungsSaale des Reichsamts des Innern mit uns zusammen. In einer Verhandlungspause ging ich in die Deutsche Gesellschaft hinüber. An der Ecke der Wilhelmstraße und der Linden wurden Zeitungen ausgerufen, es war ein ungewöhnlich erregtes Hin und Her unter der ungewöhnlich zahlreichen Menge. Gerade fuhr vom Brandenburger Thor Georg Reide vorbei. Er hob sich halb aus dem Wagen und sah erstaunt in die wogenden Massen. Im Lesesaal des Klubs erfuhr ich aus Kieler und Hamburger Zeitungen, was die Berliner uns noch verschweigen mußten: den Ausbruch des Aufstands auf der Flotte. Am andern Morgen eröffnete Unterstaatssekretär Theodor Lewald, verstört und seiner sonstigen Sicherheit ganz fern, die Sitzung mit den Worten: „In Kiel und an andern Orten ist die

Gewalt in die Hände von Arbeiter- und Soldatenräten übergegangen. In diesem doppelt schweren Augenblick äußerer Not und innerer Schwäche beginne ich unsere Beratungen." Es wurde mitgeteilt, daß der in Magdeburg internierte polnische Oberst Pilsudski soeben freigelassen und nach Warschau in Marsch gesetzt sei. Ich saß an diesem Tage neben dem mir von früher bekannten Grafen Hugo Lerchenfeld, der damals Reichskommissar bei der Polnischen Regierung war. Ich sagte ihm, wir hätten in seiner Person wohl den ersten künftigen kaiserlichen Gesandten in Warschau zu sehen. Da erwiderte er: „Nein, es ist zwar noch Geheimnis, aber ich darf es Ihnen ruhig sagen; ich werde Chef des Zivilkabinetts meines Königs in München." Zwei Stunden später stürzte ein Geheimrat des Reichsamts mit einer Drahtung ins Zimmer: der König von Bayern war geflohen, in München die Republik ausgerufen.

Wenige Tage vordem hatte Adolf Damaschke in unserm Hause einen Vortrag über Bodenreform und Heimstätten-siedlung gehalten. Wie während des ganzen Krieges, so trat er auch hier mit dem ganzen Feuer seiner Überzeugungskraft und seiner leidenschaftlichen vaterländischen Sorge für die Erkenntnis seines Lebens ein. Die Aussprache, von Albert von Schwerin eingeleitet, ging unter dem Druck der Tage bis auf den Kern der Dinge, und hier fiel aus Damaschkes Munde zum erstenmal das Wort Revolution als einer Möglichkeit des Endes namenloser Volksenttäuschung. Durch die alten und jungen Hörer ging ein Schrecken; einer hatte das im Dunkeln umgehende Gespenst angerufen, das Knistern im Gebälk des deutschen Hauses zum Worte werden lassen.

Und dennoch kam der neunte November über uns alle wie ein Dieb in der Nacht. Am Morgen ging ich wie immer in Uniform zum Dienst. Ein Leutnant meiner Sektion, im Norden der Stadt wohnhaft, war nicht erschienen und telephonierte, er könne nicht aus dem Hause, weil die gegenüberliegende Kaserne belagert wäre. Dann folgten viertelstündlich weitere Meldungen, der Heranzug der Arbeitermassen, der Übergang der Soldaten. Aber als ich mittags nach Hause ging, stand an der Möckernbrücke mit gerichtetem Maschinengewehr ruhig der Posten der Naumburger Jäger und erwies mir die gewohnte Ehrenbezeugung. In meiner Hand flog das Extrablatt, das die Abdankung des Kaisers verkündete. Und als ich am Nachmittage die Königgräzerstraße entlang ging, fuhren Lastkraftwagen mit Soldaten, die rote Fahnen schwenkten, unter einem leichenhaft grauen Himmel durch die Stadt. Über den Potsdamer Platz kam der hochgewachsene Major Herda mit drei anderen Offizieren des Kriegsministeriums. Sie gingen eng aufgeschlossen, die Hand am Säbel, aus starren Augen in die Menge schauend, die jeden Soldaten anhielt, ihm Schulterklappen und Rangabzeichen abzuschneiden. An die vier wagte sich niemand heran, bis sie, ein Bild aus einer versinkenden Welt, in dem Tunnel der Untergrundbahn verschwanden.

In der Abteilung war rasch eine Referentensitzung einberufen worden. Mit erstickter Stimme teilte Koeth mit, was geschehen war, und daß er sich, wie der Minister, der neuen Regierung zur Verfügung gestellt habe. Wir folgten ihm alle und gingen stumm auseinander.

Während wir am Sonntag der Predigt Rittelmeyers lauschten, tönten von den Linden her Gewehrschüsse bis in die stille Neue Kirche. Dann fand ich Koeth in sorgenvoller Beratung mit dem auch in unserm Hause gebildeten Soldatenrat, und gleich danach verlas er uns die eben eingelaufenen Waffenstillstandsbedingungen der Entente. Am andern Tage nahm er Abschied. Neues, noch ganz unübersehbares Werk war ihm übertragen: das Reichsamt für Demobilmachung. Von Schluchzen übermannt, dankte ihm der älteste Referent Georg Schönbach; die „schwerste Stunde des Vaterlandes“ war unsere Scheidestunde. Unsere Arbeit für den Krieg war zu Ende, und während jedermanns Hand gegen jedermanns Hand war, suchte unser Volk den Frieden.

N e u e Z e i t

Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.
Goethe.

Gewaltlos hatte sich in der Hauptstadt des Reiches wie an den meisten andern Orten der Übergang in die neuen Verhältnisse vollzogen. Die Toten, die man auf dem ehrwürdigen Friedhof der Märzgefallenen von 1848 bestattete, waren Opfer des Zufalls. Wie der jahrelange Hunger eine körperliche, so hatten Enttäuschung und Verwirrung eine seelische Lähmung hervorgebracht, die keines Widerstands mehr fähig war. Als Böhlendorff am frühen Vormittag des 9. November ein preussisches Ministerium aufsuchte, um in seiner stürmisch zudrängenden Art zum Ausharren zu mahnen, sagte ihm der Vertreter des auf einer Dienstreise befindlichen Ministers: „Ich sitze hier und warte, daß jemand kommt und mir mein Ministerium abnimmt.“

Das Bezeichnendste an diesem Umschwung war die Übernahme der Macht durch Männer und Schichten, die sich aus Leibeskräften gegen eine Revolution gestemmt hatten; und diejenigen, auf die das russische Muster eine faszinierende Wirkung ausübte, wußten und empfanden das wohl. Hier vollzog sich sofort eine sonst erst über lange geschichtliche Strecken hin wirksame Entwicklung. Jede Staatsumwälzung bringt einen

neuen Stand an die Spitze, dieser läßt Massen in der Tiefe zurück, diese Massen bilden wieder einen neuen Stand, und langsam drängt dieser nach, bis er selber nach der Macht greift. So war es nach den Revolutionen des Bürgertums überall mit dem sogenannten vierten Stande gegangen – bei uns aber drängte, nachdem eben die gewerkschaftlich erzogene Arbeiterschaft die Regierung des Landes übernommen hatte, der sowjetistisch gesinnte, oder besser: gestimmte Teil der Massen nach, und daraus ergossen die furchtbaren Kämpfe der nächsten Monate, Kämpfe, die die Regierung lähmten und eine Atmosphäre fieberhafter Aufregung schufen. Immer wieder mußte unser Dienstgebäude geräumt werden, weil es im Schußbereich zwischen Zeitungsgebäuden und Regierungsviertel lag. Und das Schrecklichste war, daß auch dies – der Bürgerkrieg – zu etwas Gewohntem wurde. Ruhig kamen die Kinder aus der Schule und entschuldigten ihre Verspätung damit, sie hätten in einem Hausflur am Halleschen Tore das Ende einer Schießerei abwarten müssen. In grauer Morgenstunde gelangte ich mühsam durch Absperrungen zur Hochbahn, während Schlag auf Schlag das Feuer von der Belagerung des Vortwärtsgebäudes herüberscholl. Als der Zug von Osten in den Bahnhof Hallesches Tor einfuhr, schien er leer zu sein – beim Halten war er plötzlich voll, die Fahrgäste hatten sich kriegsgewohnt unterhalb der Bänke gegen Geschosse gedeckt.

Auf den Straßen ein flutendes Hinundher, jede Ecke ein Agitationsherd mit Rednern und Gegenrednern. Täglich

eine unprüfbare Fülle von Nachrichten über Vorgänge im Reich und gleich danach ihr Widerruf. Weiter ging die Blockade, ohne Milderung, unbarmherzig wie im Kreige selbst, während sich das Land mit den von Hindenburg Zurückgeführten in der verschliffenen Feldtracht füllte. Der Friede aber, den man uns nach der Erfüllung aller der furchtbaren Waffenstillstandsbedingungen verheißen hatte, er kam nicht. Da, endlich, wurden unsere Unterhändler nach Versailles berufen und ihnen jenes Dokument ausgehändigt, das alle Versprechungen Woodrow Wilsons und seiner Verbündeten verleugnete und das Maß unseres Unglücks mit unverwischbarer Kennmarke in das Mal der Geschichte grub.

Der „Friede“ kam. Aber es kam auch anderes. Drei Vierteljahre nach der Revolution hatte Deutschland eine neue Verfassung. Und so einzig wie das widerstandslose Abgleiten der alten Gewalten eines großen Reichs in der Weltgeschichte war, so einzig war diese rasche Rückkehr zu Ordnung und Gesetz. Die Grundklammern von Bismarcks Werk hatten gehalten. Während der Feind im Lande stand, während an den Ostgrenzen der polnische Aufstand flackerte, während in Berlin, in München, um Weimar der Innenkampf blutige Wellen warf, ward auf den alten Grundsteinen ein neuer Bau errichtet; der Zukunft fiel die Aufgabe zu, ihn mit neuem Leben zu füllen.

Im Alten waren wir jung gewesen – im Neuen waren wir alt. Jedem von uns, die wir uns in der deutschen und preussischen Vergangenheit beheimatet fühlten, hatte das grau-

same Jätmesser der Zeit einen tiefen Schnitt in die Venen des Lebens versetzt. Wir hatten das Gefühl, offene Wunden am Leibe zu tragen. Der Monarchie und ihren Trägern von den Vätern her, durch eigenes Gefühl und eigenen Eid verbunden, innerlich wie äußerlich verpflichtet, standen wir wie im Leeren. Zwei Männern danke, wie unzählige andere, auch ich neue Verfestigung im neuen Staat: Paul von Hindenburg und Friedrich Ebert. Wir alle waren dem Beispiel des Marschalls gefolgt, als er sich der neuen Reichsgewalt unterstellte und, scheinlos wie immer, die klar erkannte Pflicht tat. Und Eberts ebensowenig auf äußeren Glanz ausgerichtete Persönlichkeit bezwang noch jeden, der ihr Wirken an der Spitze des Reichs beobachtete. Die große Sachlichkeit und das sichere Zugreifen, die er in der Leitung des Reichstagshauptausschusses bewährt hatte, leistete er nun an anderer, verantwortlicherer Stelle, der höchsten und wichtigsten des Reiches. Wo immer man ihn sah und hörte, stets trat seine klare, vorurteilslose deutsche Persönlichkeit in ihrer schlichten Würde hervor, mochte es sich um einen Staatsakt oder um einen Empfang in seinem Hause handeln. Bei einem solchen lief ein Gespräch mit dem Generalsuperintendenten Arenfeld so, daß dieser sich innerlich genötigt sah, dem Reichspräsidenten von seinem monarchischen Bekenntnis zu sprechen. Da erwiderte Ebert: „Herr Generalsuperintendent, es ist mir viel lieber, daß Sie mir das sagen als das Benehmen der Leute, die einst vor dem Kaiser krochen und jetzt vor mir kriechen.“ Und noch ein anderer kleiner Zug, den mir der Staatssekretär Meißner bei einer Gesellschaft in dem schönen Reichspräsi-

dentenhause erzählte, ist für Friedrich Ebert tief bezeichnend. Meißner fand, als er in Mergentheim zum Vortrag kam, den Präsidenten mit Schmerzen auf dem Sofa liegend und lesend; auf die Frage nach dem Buche erwiderte Ebert: „Ich lese wieder einmal Wilhelm Meisters Wanderjahre, es ist doch der erste soziale Roman.“ Auch Wilhelm Raabes Werk gehörte, wie ich bezeugen kann, zu des ersten Reichspräsidenten Lebensbesitz.

*

Die Staatsumwälzung war auch für die evangelische Kirche der altpreußischen Union von der größten Bedeutung. Das oberste Bischofsamt des Königs von Preußen war von selbst erloschen, die Kirche stand auf eigenen Füßen und hatte nun die von vielen, und nicht den schlechtesten, auf allen Seiten längst ersehnte Möglichkeit, eine von Staatsbindungen freie, aus sich heraus erneuerte Volkskirche zu werden. Aber auch sie war ja im Laufe von Jahrhunderten ein großer, schwerbeweglicher bureaukratischer Verwaltungskörper geworden, und es dauerte lange, allzulange, bis sie sich, als die Woge der frischen Begeisterung abgeebbt war, die neue Verfassung gab. So traten um die Wende von 1918 und 1919 Männer und Frauen von kirchlicher Gesinnung und Bewährung zum Evangelischen Volkskirchendienst von 1919 zusammen, um in gemeinsamer Arbeit die neuen Probleme durchzudenken und zu klären. In dem Ausschuß für Kirchenverfassung wurde der Senatspräsident am Oberverwaltungsgericht D. Berner zum Vorsitzenden, der große Kirchen-

historiker Karl Holl zu seinem Stellvertreter, ich selbst zum Schriftführer gewählt, und in heißer Arbeit haben wir zwei Winter hindurch den Entwurf einer Verfassung durchberaten und fertiggestellt. Eine Fülle von Charakterköpfen war hier vereinigt. Berner selbst, mit echtem Präsidialtalent ausgestattet, ein Meister jeder kirchenrechtlichen Frage, Holl im knappsten Referat eine weltweite Kenntnis der Religionsgeschichte offenbarend, Alfred Fischer, jugendlich stürmisch unter ergrauendem Haar, immer bemüht, das volksskirchliche Ziel nicht erlöschen zu lassen, Arenfeld, milde im Urteil und immer wieder von der Schwere der lastenden Entscheidungen innerlich angerufen, August Stock, der einstige Braunschweiger Kleiderfeller, der große Praktiker der leuchtenden Wärme und der zähen Werbekraft, spitzfindigen Erörterungen durchaus abgeneigt, stets auf den Kern der Dinge aus. Er machte auch in seiner Gemeinde seit je mit dem Gedanken der Volkskirche Ernst und baute um sich herum Arbeitskreise von erstaunlicher Vielfalt und weitem Radius auf. Oft habe ich auf seine Einladung von der Kanzel der alten gotischen Dorfkirche Lichterfeldes oder von derjenigen der großen Pauluskirche über Grenzgebiete von Religion und Dichtung, auch über Wilhelm Raabe, zu seiner Gemeinde gesprochen. Als Stock zu unserm Entsetzen aus unvergleichlicher und unersetzbarer Arbeit in die Ewigkeit abgerufen ward, habe ich das Gedächtnis dieses Raabeschen Menschen mit dem des Dichters, dem er lange nahestand, am Orte seiner geistlichen Wirksamkeit verbunden.

Das Schönste in unserer Ausschubarbeit war die immer wieder erzielte Einigkeit aller sogenannten kirchlichen Richtungen. Von den Gemeinschaftsleuten bis zu dem Protestantenverein war jede Färbung evangelischen Kirchenlebens vertreten; aber im Bewußtsein der großen Entscheidung gelang noch jedesmal eine Einigung, wir brachten unsern Verfassungsentwurf zu Ende und überreichten ihn dem Oberkirchenrat. Aus den Beratungen der Verfassungsgebenden Kirchenversammlung ging dann freilich nach ihrem späten Zusammentritt und ihrer langen Beschlußfassung ein Gesetz hervor, das – von der verfehlten Präambel ganz abgesehen – den Gedanken der Volkskirche nur in verwässelter Form enthielt. Die Kirche hatte den herzhaften Schwung erregter Tage nicht als wirkende Macht empfunden, so wie sie einst der sozialen Dünung der Arbeiterbewegung – zu ihrem Unheil – ausgewichen war.

In einem andern Ausschuß des Volkskirchendienstes präsiidierte der ehrwürdige Doktor Spiecker, der neben seiner Tätigkeit in der Leitung der Firma Siemens seit Jahrzehnten die Bürde hoher kirchlicher Ämter trug; in unnachahmlicher Weise vereinigen sich in ihm der Weltblick des Wirtschafters mit der abgeklärten Ruhe innerlich verarbeiteter kirchlicher Erfahrung. Das ideenreichste Mitglied dieses Kreises war Friedrich Kittelmeyer. Er sah seit Jahren unter seiner Kanzel am Gendarmenmarkt eine Gemeinde aus ganz Berlin um sich, die den Kirchenraum bis in die letzten Winkel füllte. Sein unschmiegsames Organ mit der dem Berliner fremdartigen heffischen Aussprache erkämpfte sich immer neu die atemlose

Aufmerksamkeit eines bunt zusammengesetzten Lauscherkreises. Da saß der schwergelehrte Theologe neben eben konfirmierten Angehörigen der Jugendbewegung, der hohe Offizier neben dem Arbeiter, und diese immer aus dem Innersten gespeiste Wortverkündung ergriff und hielt fest. Nie waren diese Predigten im gemeinen Sinne aktuell, aber indem sie jedes Anknüpfen an Tagesereignisse vermieden, hatten sie doch Wirrnis und Entscheidung der Zeit zum Hintergrunde. Jedesmal öffnete sich dieser Hintergrund, und das ewige Licht von Bethlehem und Golgatha leuchtete auf. Mancher schüttelte, wenn wir draußen noch im Gespräch beieinanderstanden, wohl, wie Karl Holl, den Kopf über diesen „unverbesserlichen Optimisten“; aber er kam wieder, und es war ein Schlag, der weithin durch Berlin gefühlt wurde, als Kittelmeyer nach Stuttgart verzog und Wege einschlug, auf die viele von uns ihm in seine „Christengemeinschaft“ nicht folgen mochten.

Als ich einmal mit Holl nach solcher Predigt nach Hause ging, sprachen wir von Lagarde. Da sagte er mir erregt: „Ich verstehe Ihre Verehrung für Lagarde nicht. Er hat zwei unserer Größten nie verstanden: Paulus und Luther.“ Wir wollten die Auseinandersetzung bei anderm Anlaß weiterführen, er ist darüber gestorben.

*

Mehr als vier Jahre hindurch war die Welt im Blut gewatet. Nun war der Krieg zu Ende, aber der Mord ging um. Das befohlene Moratorium der Bergpredigt war nur schein-

bar aufgehoben. Und der Schleier, in den mancher ruheseelige Betrachter sich selbstbetrügerisch hüllte, riß, als an jenem Junitage des Jahres 1922 Walther Rathenau ermordet ward. Eben hatte zu Genua sein Friedensruf den Weg zu einer feindlichen Welt gesucht und, aus letzter Tiefe heraufbeschworen, schien dies Wort eines Deutschen zum erstenmal sein Ziel zu finden. Nun hatte eine jedes Maß von Anstand und Wahrhaftigkeit verleugnende, deutschem Wesen urfremde Hege ihn gefällt. Die Wunde, die der Mord dem Vaterlande geschlagen, blutet noch – wir haben es in der Schreckenszeit der Ruhrbesatzung und der Inflation grausam gespürt; wem vollends das Glück beschieden gewesen war, diesem Menschen im Leben nahezu kommen, der wird sich nie über jenen Tag hinweghelfen können. In einer Erschütterung ohnegleichen, förmlich von dem aus Tiefen drohenden Entsetzen übermächtigt, hielt Ernst Tröltzsch in der schweigenden Runde der Deutschen Gesellschaft Rathenau die Gedenkrede, die Zeichen düster verhangener Zukunft mit der Kraft dessen deutend, der selbst dem Tode nicht mehr fern stand. An der verhangenen Bahre im Reichstag hörten wir Friedrich Ebert mit leidgeduckter Stimme diesen Frevel einen Anschlag auf die Nation nennen. Und tief in ein Geheimnis dieses Lebens führte Josef Roeth hinein, als er in den alten Räumen der Kriegsrohstoffabteilung bei der Enthüllung des schlichten Gedenkzeichens sagte: „Er war uns viel. Er wäre uns und sich mehr gewesen, wäre er mehr geliebt worden. Denn das ist die Wunderkraft der Liebe, daß der Geliebte durch sie – nicht daß sie ihn etwa mit Absicht heben wollte – von sich aus spontan hineinfindet in

die ihm zukommenden höheren Ordnungen, sich über sich selbst erhebt, sich immer mehr erschließt und entfaltet und aus seiner Fülle immer mehr spendet, je mehr er geliebt wird. Weil Walther Rathenau zu wenig geliebt wurde, ja, weil Haß ihn verfolgte, der erniedrigt, so wollen wir – seine alten Mitarbeiter – uns heute wieder stark zu ihm bekennen und ihn recht weiter lieben, seine geistige Person weiter lieben, zu seiner Erlösung, zu unserer und unserer Zeit Erlösung. Es stammt von Rathenau der schöne Satz, daß, wenn die Menschheit vor den Richterstuhl der Welten treten müsse, sie gerichtet und erlöst sei durch das ‚selige Wort‘: ‚Mein Glück war die schaffende Liebe‘.”

Eine Stelle aber gab es, an der Walther Rathenau, der lebende und der tote, in erwidelter Liebe gebettet war: Herz und Haus seiner Mutter. Nicht amtliche noch persönliche Verpflichtung hatten ihn an irgendeinem Tage von dem Besuch bei ihr abhalten können. Ihrer aus Herzensangst stammenden Warnung freilich war er taub geblieben. Schon im Jahre 1921 sagte er mir – damals noch Wiederaufbauminister –, daß er auf der Mordliste obenan stünde. Wohl fühlte er ein Verhängnis über sich, aber sein Vertrauen zur Seelenhaftigkeit des Menschen glaubte im Tiefsten nicht an solchen Ausbruch schwelenden Hasses und verschmähte jeden Schutz. Mathilde Rathenau lebte seit seinem Tode nur in ihm und für ihn. Saß man der körperlich gebrechlichen, geistig spannkraftigen Greisin gegenüber, so führte jedes Gespräch zu ihm zurück. Jede Stunde ihrer letzten Jahre galt der Sichtung seines Nachlasses, der Auslese seiner herrlichen Briefe zur

Veröffentlichung, bei der ich ihr hilfreich zur Hand gehen durfte. Über ihrem Plag am Teetisch hing eine von Max Klinger gemalte Aussicht auf Rom, und in verklärter Erinnerung erzählte sie, wie der Sohn sie auf selten betretenen Wegen zu dem schönsten Blick auf die Ewige Stadt geleitet habe. Daß sein Werk weiter wirkte und wirkt, über die deutschen Grenzen, war das Leitseil, daran sie sich noch vier Jahre durchs Leben tastete. „Die Kugel hat ihn nicht tot, sie hat ihn lebendig geschossen“, sagte sie uns aus dieser qualvollen Beglückung einmal. Und als wir an jenen unvergleichlichen Brief zu rühren wagten, den sie der Mutter des jüngsten Mörders geschrieben hatte, „der ärmsten aller Frauen“, da sprach die alte Frau leise: „Den hat Walther durch mich geschrieben.“

Eine andere Erbhüterin wohnte wenige Schritte vom Rathenauschen Hause in der Viktoriastraße entfernt an der Ecke der Margaretenstraße und des Matthäikirchplatzes, auf den einst täglich die Augen von Ernst Curtius, Herman Grimm und Erich Schmidt geschaut hatten: Justina Rodenberg. Vierzig Jahre lang hatte sie mit dem Herausgeber der Deutschen Rundschau, dem klassischen Schilderer des alten und des kaiserlichen Berlins, dort oben hausgehalten, die von Gottfried Keller verewigte Polkakirche* vor den Fenstern; nun waltete sie des Nachlasses und hegte das Gedächtnis des Dahingeshiedenen. Viele Winterwochen hindurch habe ich jeden Vormittag an Julius Rodenbergs altem Schreibtisch,

* Polka war vor achtzig Jahren ein Berliner Ausdruck für etwas besonders Hübsches, Vorgänger des heutigen „Knorke“.

sichtend, lesend, schreibend, zugebracht und bin an der Hand seiner Tagebücher in die Geschichte dieses reichen Lebens und die Geistesgeschichte Berlins eingetaucht, von den Tagen, da er als Student bei den Gebrüdern Grimm in der Linkstraße einkehrte und mit Keller, Roquette, Herman Grimm beim Weine saß, bis hart vor den Ausbruch des Weltkrieges. Mit einem untrüglichen Gedächtnis stand Frau Justina mir bei, und wenn sich am Abend alte Freunde um sie sammelten, so zauberte die schneeweiße, wie ein Kokosfigürchen wirkende kleine Frau mit der gleichen Sicherheit Vergangenes und Fernes wieder hervor. Ernst Heilborn und ich erschienen uns wie noch einmal verjüngt, wenn Rodenbergs alte Freunde mit uns plauderten: der Berliner Stadtbücherwart Arend Buchholz, die Wittve des vor einem Menschenalter dahingegangenen Wilhelm Scherer, der greise General Ludwig von Wildenbruch, des Dichters Bruder, der Letzte des von dem Prinzen Louis Ferdinand gepflanzten Geschlechtes. Und mit uns fanden Konrad Burdach, Elisabeth von Heyking, Otto Pniower, Marie von Bunsen den oft begangenen Weg. Es war eine Feierstunde, als Franziska Ellmenreich aus den einst in diesen Räumen entstandenen „Grandidiers“ vorlas, eine zweite, als Marie von Bülow mit dem ungebrochenen Zauber ihres Organs Schillers „Glocke“ neu lebendig werden ließ.

Und eine dritte Erbhüterin unter weißem Scheitel erschloß uns ihr Haus. Zum erstenmal öffnete sich uns die Pforte zu Friedrich Niegssches letzter Wohnstatt. Die andern Großen Weimars suchte man in der Traulichkeit des Untals – zu

Nießsches Heim muß der Wanderer den langsam ansteigenden Weg auf den Silberblick emporschreiten. Und dann tun sich Räume auf, deren immer fortzeugender Reichtum ebenmäßig ein Denkmal des großen Dichters und Denkers wie ein Monument unermüdlicher und unvergleichlicher Schwesterliebe ist. Und all die Schätze an Handschriften und Drucken sind zugleich dem Hause so eingeordnet, daß niemals der Gedanke an die zweckhafte Nüchternheit eines Archivs auftaucht. Klingers Nießsche-Herme grüßt von der Schmalwand, unter den überwölbenden Brauen „in sich hinein“ und hinaus deutend. Inmitten dieses deutschen Kronschatzbehälters aber die zarte Greisengestalt der Hüterin, die alle, oft mit Undank belohnte, Liebesmüh als etwas Selbstverständliches betrachtet und, ob sie von Werk und Leben des Bruders mit eigener Feder berichtet, ob sie den Gästen mündlich das Tor des Gedenkens und Gedankens erschließt, selbst immer, alles eigene Interesse auslöschend, hinter ihm, dem schweigend-redenden Herrn der Werkstatt zurücktritt. Bei jeder Wiederkehr standen wir, von immer gleicher Güte empfangen, mit Elisabeth Förster-Nießsche neben dem rührenden Abbild des krank in die Ferne schauenden Bruders – dem gleichen, das Liliencron's Zimmer schmückte – an jenem weiten Fenster auf dem Silberblick, von dem sein Auge zu leidlicher Stunde ins Ferne schaute, und ganz Weimar und ein heller Streifen des Thüringer Landes breitete sich im Sonnenglanz der Vorpfingsten unter uns.

★

Deutschland war klein geworden. Wie eine furchtbare Last legte es sich mir auf das Herz, als ich zum erstenmal in den Korridor hineinfuhr, der meine Heimat von dem großen Vaterlande abtrennt. Als doppeltes Wahrzeichen grüßten wir aufatmend nach der Ausfahrt die über der Rogat in die Lüfte steigende Marienburg. Und dennoch: wie groß ist Deutschland! so empfand ich mit innerlichster Gewißheit, als ich unter Vertretern aller Völker als Gast meiner Vaterstadt auf dem Domhof stand und Immanuel Kants von Friedrich Lahrs neu errichtetes Mausoleum erschlossen ward. Den festlichen Raum des Stadttheaters, die Stätte einstiger Knabenbegeisterung, füllte die farbige Pracht der Rektormäntel und Talare aus allen Ländern, und dankend beugte sich Agnes Miegel aus ihrer Loge, als von der Kathedra unter jubelndem Zuruf ihre Doktorpromotion verkündet ward. Beim Bohnenmahl, das das Gedächtnis von Kants heiterer Tischgesellschaft festhält, gedachte Rudolf Unger als scheidender Bohnenkönig Eduard Simsons als eines seiner Vorgänger, wie tags zuvor mein Lehrer Otto Schöndörffer in der Aula des Fridericianums an die Kantianer Rudolf Reicke und Emil Arnoldt erinnerte hatte.

Zwanzig Jahre waren seit dem strahlenden Septembertage vergangen, an dem Wilhelm Raabe seinen siebenzigsten Geburtstag feiern sah. Nun standen Hunderte unter Raabes Fenster in der Leonhardstraße, während ich der Stadt Braunschweig die seinem Gedächtnis gewidmete Tafel übergab. Sein Land, Solling, Harz, Hils und die ganze Herrlichkeit

der niedersächsischen Städte von Bremen, Lübeck und Wismar bis nach Wolfenbüttel und Hildesheim war mir längst vertraut. Nun folgten wir auch im Schwabenlande den krausen Spuren seines „Christoph Pechlin“; die reichbelohnte Wanderung an Neckar und Neesenbach führte uns die Weinsteige über Stuitgart hinauf zu Anna Schieber nach Degerloch, und während sich in der lang ins Thal gestreckten wunderschönen Stadt die Lichter, eins nach dem andern, entzündeten, bergab wieder hinunter. Hier war nun jener „Friedrich der Große von Schwaben“ zu Hause, dem Raabes „Dräumling“ gilt; als wir die schmale Straße von Schillers Geburtshause her entlangschritten, begegneten uns zu Fuß zwei Hochzeitszüge, und indem die Marbacher Kirche ihr Geläut anstimmte, erlebten wir ein Stück des Liedes von der Glocke an der Stelle erster unbewußter Empfängnis.

Und einmal nach den langen Jahren der Abschließung tat sich die Ferne der Welt wieder auf. In sommerwarmer Mondnacht stiegen wir vom Kapitol ins älteste Rom hinab, die schattenvollen Mauerlücken des Marcellustheaters hemmten den Schritt, der Vesta-Tempel lag wie verzaubert, und am andern Tage zog huschendes Gewölk über die runde Dachöffnung des Pantheons und ließ auf Raffaels Gruftstätte spielende Lichter wechseln, während unter der Peterskuppel Michelangelos Piëta die Gewalt unsäglichem Mutterschmerzes über uns ausströmte. Dann aber entdeckten wir, vom Zufall geführt, in Sirmione am Gardasee ein Paradies des Friedens und der Stille, jedem Lärm des Lebens fern, ob wir

auf dem winzigen Marktplatz, über Palmen hinweg, die „gelandete Welle“ ans Ufer verschäumen hörten oder hoch auf dem Kap des Catull die Sonne im Untergehn den ewigen Schnee der Alpengipfel rot färben sahen.

Mitten aus graulichem Nebelgebild stieg sie uns in kalter Frühe empor, als wir, fröstelnd an nordischem Sommermorgen, auf der Schneekoppe standen. Wir wanderten wieder durch Dichterland, über den Riesenkamm, an Schneeegruben, Gletscherteichen und blumenbestickten Halden vorbei. Wir grüßten in Schreiberhau unter den von ihm geliebten Bäumen am Bergsteig Georg Reides Mal und Urne und erneuerten auf dem Wiesenstein in Agnetendorf sein Gedächtnis. Da empfing uns Gerhart Hauptmann in seinem eigensten Bezirk, ein behaglicher Hausherr, mit der schlichten, unverstellten Menschlichkeit, die sein Wesen heut, wie einst in den Tagen seines ersten Aufstiegs, zeichnet und auszeichnet. Unsere vierzehnjährige Tochter, sonst auch „Berühmtheiten“ gegenüber nicht gerade schüchtern, zeigte, als wir uns dem Hause näherten, eine gewisse Befangenheit, die sich noch verstärkte, als ihr einfiel, daß sie außer der „Versunkenen Glocke“ nichts von Hauptmann gelesen hatte. Sehr schnell verstanden der Hausherr und Frau Margarethe des Kindes Vertrauen zu gewinnen, so daß sie mit ihnen wie mit langjährigen Freunden plauderte. Plötzlich hörten wir Hauptmanns lautes, fröhliches Lachen und erfuhren, daß sie auf die Frage, was ihr am besten vom Hauptmannschen Werk gefiele, geantwortet habe: „Der Nickelmann“. „Nanu, warum gerade der?“ „Ach, der weiß noch tollere Schimpfnamen als ich.“ Diese wahrlich

recht ausgefallene Lobeserhebung lockte den Dichter, dem Mädel eine lustige Geschichte nach der andern zu erzählen. So, wie er einmal während einer Gesellschaft von seinem Sohn Benvenuto an den kleinen See im Garten gerufen wurde und der Knabe ihn dringend bat, mit ihm auf die andere Seite zu rudern. Der Vater, in Frack und weißer Binde, willfahrte der Bitte und stieg in das einbaumähnliche Fahrzeug, um sich nach den ersten Ruderschlägen samt seinem Sprößling im modrigsten Schlamm auf dem Grunde des Sees wiederzufinden. Die Gefahr war weniger groß als die Unannehmlichkeit des Ausziehens nach dem ungewollten Moorbad.

*

Gemeinem Urteil gilt die Großstadt als charakterlos und uniform. Wen aber sein Leben nun einmal immer wieder in ihren Wesensablauf hineingestellt hat, der erkennt alsbald, wie falsch solche Wertung ist. Selbst Orte mit ganz gleichen wirtschaftlichen Aufgaben zeigen ganz verschiedene, gewachsene Gesichter. Wie andersartig ist der Rhythmus der Nordseehäfen Hamburg, Bremen, Antwerpen, der Ostsee-Emporien Stettin, Danzig, Königsberg, Riga! Und selbst zwei fast benachbarte Handels- und Seestädte der gleichen Nation, Rotterdam und Amsterdam – wie unverkennbar streben sie voneinander! Dort eine anmutlose Stadt harter Arbeit, hier bei gleichem Verkehr und gleichem überseeischen Weitblick ein aus unvergänglicher Geschichte entsprossenes, an Gracht und Gasse,

in Bau und Bild, in Hauch und Wesen spürbares, fort-
lebendes Erbe.

Erbe und Arbeit sind freilich um so schwerer zu scheiden
und zu knüpfen, je riesenhafter die Siedelung sich dehnt. Ein
Menschenalter, an Erlebtem und Erlittenem reicher denn
eines vordem, war dahingegangen, seit Ernst Schur unserm
studentischen Kreise sein Gedicht auf die Vaterstadt Berlin
gelesen hatte.

Auch über dem Meer der Mietskasernen
Wölbt sich der Nachthimmel mit all den Sternen:
Tausende funkeln auch hier, und die Milchstraße
Spannt ihren Bogen.
Ein Meer von Häusern duckt sich darunter
Wie Schafe, die in der Hürde zittern.

Gibt es nur ein Zurück?
- Zu Dorf und Land?
Gibt es nur eine Flucht?
- Zu den kleinen Städten?

Die kennen dich nicht,
Die der Zufall hierherführt,
Wie der achtlose Wind ein Blatt verweht.

Lassen sich treiben in dem Strom der Dinge
Bis zu dem Zentrum, das sie anzieht:
Berlin!
Meilenweit verschlingt dieser Magnetberg
Im Umkreis die Eisenstücke.
Meilenweit streckt dieses gewaltige Tier
Seine Arme.
Sie nippen von dir und kosten
Und prüfen

Und nehmen von dir, was ihnen paßt –

Sie kennen dich nicht.

Die in den Straßen irrend Erinnerung
Überfällt – hier – und da – und dort wieder –
Die kennen dich.

Denen du Wunden schlugst
Tief in ihre Seele –
Die erkennen dich: Werkmeister ihrer Seele.

Und tausend und mehr als tausend Herzen
Nennen dich,
Auch dich
Mit bebender Lippe:
Heimat.

Auch mir, den der Krieg in die Stadt einstiger Studien-
semester verschlagen hatte, ward das Schicksal, in Berlin
Heimat zu suchen. Und wie grau, wie verwahrlost wirkte die
Stadt nach den Jahren des Krieges, der Revolution, der
Inflation! Zehrend frißt heute noch das schlimmste soziale
Übel der Nachkriegszeit, die hoffnungslose Wohnungsnot,
an ihrem Körper, gehäuftes Elend bringt jede Sprechstunde
der Wohlfahrtspflege. Und dennoch arbeitet sich die immer
wachsende Stadt mit ihrer alten Rüstigkeit wieder empor.
Vor zweihundert Jahren schuf Friedrich Wilhelm I. in dem
kleinen Dorfe Rixdorf den eingewanderten Herrnhutern eine
bäuerliche Siedelung. Heute noch liegt sie unverändert
zwischen Gärten und Zäunen mitten in dem von unablässigem
Leben durchbrandeten Weltstadtbezirk Neukölln. Fährt man
aber wenige Minuten weiter zum Buschkrug, so findet der

staunende Blick am Rande der Massensiedelung zehntausend Menschen in Licht und Luft, zwischen Bäumen und Zeichen, in einer neuen, von Martin Wagner und Bruno Taut heiter farbig gestalteten Gartenstadt untergebracht, von der sich Auge und Schritt nicht trennen mögen. Doppelt ehrwürdig wirken im Lichte dieses deutschen Tages die große Bürgerkirche von Sankt Nikolai, die steile Backsteinfront von Sankt Marien, das Forum Fridericianum, Schinkels Säulenhalle, Cosanders Portal. In bunter Pracht und grüner Augenweide dehnen sich die unvergleichlich reichen Parkanlagen, von spielenden Kindern übersät, wie, mitten unter grauen, vierstöckigen, von lichtlosen Höfen gesäumten Mietshäusern, das große, runde Planschbecken des Arkonaplates. Wiesenflächen mit alten Bäumen und Rosenbeete im Humboldthain am Gesundbrunnen, Schlucht und Hügel im Viktoriapark des Kreuzbergs, die Panke, hell schlängelnd wie ein Gebirgsflüßchen, im Schloßgarten von Niederschönhausen, der Charlottenburg herrliche Barockfront vor weitem Rasen und verschlafenem Teich, draußen in der Köllnischen Heide die Astarterrassen des Schulenburgparks und ganz am entgegengesetzten Ende Berlins, bei Hohenschönhausen, der Faule See, von dessen schwimmender Insel Wildvögel aufschließen.

Wie hätte Georg Reicke, den wir so früh hingeben mußten, an solchem Dehnen und Sprießen seine helle Freude gehabt! Eins seiner Vermächtnisse wenigstens wird erfüllt, indem das besten Berliner Bürgergeschmack bewahrende Ermelerhaus in der Breiten Straße zur Schaustätte berlinischen Kunstgewerbes wird. An Reickes wie an Richard Sternfelds

Sarge stand ich in gemeinsamer Trauer neben Hermann Sudermann, und seither hat uns manch hellere Stunde vereint, wie der Lauf der Jahre uns immer wieder mit andern Berliner Mitbürgern aus dem deutschen Osten, mit Arthur Kraußneck, Agnes Harder, Hermann Reich, Ernst Wicherts Sohn Paul, Siegfried von der Trenck, Walter Harich zusammenschließt. Vieljährige Mitarbeit am Aufbau der Lutherschule führte zu herzlicher Nachbarschaft mit dem Historiker Friedrich Cauer, dem Leiter und „Vater“ der von meinen Jüngsten besuchten trefflichen Anstalt. In Tegel und Werder, in Nikolassee und Geltow, in Rheinsberg und im verschwiegenen, zauberhaft fernen und doch Berlin so nahen Spreewalde dürfen wir alte und neue Freunde grüßen, herzlichen Anteil findend und erwidern.

*

Jeder, der auf fünfzig Jahre zurücksieht, wandelt über Gräbern. Aber als ich im Jahre 1927 zum ersten Male eins meiner Kinder über die Grüne Brücke und den schweigenden, mir so laut redenden Königsberger Schloßhof führte, mit ihm durch die Flüsternische „telephonierte“ und ihm den Hof des Friedrichs-Kollegiums wies, da fühlte ich: über Tod und Leben rundet sich ein Kreis. Ungeheures Geschick ist über uns hinweg, durch uns hindurch gegangen, unterirdisch grollend kündigt neues sich an. Fest und unbeirrbar steht, was der Knabe, der Deutung noch unfähig, der Grabstätte seines weltüberwindenden Landsmanns ablas: der gestirnte Himmel über, das moralische Gesetz in uns. In sein Volk gefügt,

unerschließbar unerschlossener Zukunft entgegenschreitend, Jugend neben sich, kann der Mann, mitten in deutscher Wende, nicht mehr tun noch gewinnen, als diesen Mächten vertrauen und mit dem Geschehe unseres Volkes das eigene und das der Seinen dem in die Vaterhände legen, der auch Gestirne und Gedanken lenkt – über unser kleines Forschen und Rätseln hinweg.

Personenverzeichnis

- Abbe, Ernst, Physiker und Sozialpolitiker 180.
 Adams, Jane, soziale Organisatorin 196, 197.
 Albert, König von Sachsen 79/80.
 Albrecht, Carl, Maler 218.
 Alexander, Richard, Komiker 68, 177.
 Althoff, Friedrich, Ministerialdirektor, wissenschaftl. Organisator 254.
 Alvarp (Achenbach), Max, Opernsänger 27.
 Aman, Theaterdirektor 27.
 Ambrosius, Johanna, ostpreussische Bauern-
 dichterin 74.
 Andrade, Francesco d', Opernsänger 27.
 Andrae, Fritz, Bankier, Schwager Walther
 Rathenau 215.
 Andrian, Leopold, Freiherr von, Diplomat
 u. Schriftsteller 281.
 Arminius, Wilhelm, Romanschriftsteller
 176, 179.
 Arnhold, Eduard, Großkaufmann 48/49.
 Arnoldt, Emil, Philosoph 24, 304.
 Auguste Viktoria, Deutsche Kaiserin 92.
 Auwers, Arthur v., Sternforscher 52.
 Avenarius, Ferdinand, Herausgeber des
 Kunstwart 111, 220.
 – Hans, Maler 213.
 Awerdieck, Elise, Jugendschriftstellerin 139.
 Arenfeld, Generalsuperintendent 296.
 Bahr, Hermann, Schriftsteller 34, 103.
 Ballin, Albert, Generaldirektor der Hamb.-
 Amerika-Linie 138, 280.
 Barnay, Ludwig, Schauspieler 70.
 Bartels, Adolf, Literaturhistoriker 179.
 Baruch, Emanuel, Professor d. Medizin
 207.
 Batocki, Friebe, Adolf, Tortilowicz von,
 Oberpräsident 277.
 Baumgarten, Otto, Theologe 143.
 Bebel, August, Führer der Sozialdemo-
 kratie 81.
 Berger, Alfred, Freiherr v., Bühnenleiter
 und Dichter 101/02, 105, 106, 182, 183,
 184.
 Berner, Konstanz, Ländichter 16, 217.
 Berner, Karl, Senatspräsident am Ober-
 Verwaltungsgericht 295.
 Bessel, Friedr. Wilh., Sternforscher 25.
 Bethmann-Hollweg, Theobald von, Reichs-
 kanzler 240, 263, 267, 274/76, 285.
 Beyerlein, Adam, Schriftsteller 206.
 Bismarck, Otto, Fürst v. 23, 24, 40, 59, 60,
 61, 63/64, 78/79, 81, 86, 148, 198, 200,
 201, 227, 261, 280, 281, 293.
 – Otto, Fürst v., d. Jüngere, Enkel d. Vor-
 gen, Diplomat 263.
 Bleibtreu, Karl, Schriftsteller 169.
 Blund, Hans Friedr., Schriftsteller 132.
 Bodenhäusen, Eberhard v., Kunsthistoriker
 u. Werkleiter 269.
 Bodenhäusen, Helene v., Liliencrons erste
 Gattin 111.
 Bodman, Johann, Freiherr von und zu,
 badischer Minister 277.
 Bodevadt, Jacob, Schriftsteller 141.
 Böhlendorff-Kölpin, Karl v., Abgeordneter
 269/71, 276, 282, 284, 291.
 Bölsche, Wilhelm, Schriftsteller 213.
 Böttcher, Hermann, Schauspieler 36.
 Böttlinger, Henry v., Großindustrieller 239.
 Bois-Reymond, Emil du, Physiolog 52.
 – Lily du, geb. Hensel, Schriftstellerin
 219/20.
 Bojanowski, Paul v., weimar. Bucherei-
 direktor 179.
 Borchardt, Felix, Syndikus 222.
 Borchling, Conrad, Deutschforscher 132.
 Brahms, Otto, Bühnenleiter 70, 72, 135.
 Brahms, Johannes, Ländichter 77.
 Brandes, Wilhelm, Schulmann u. Literar-
 historiker 155, 156, 158/59, 162, 165.
 Braun, Lily, geb. v. Kretschmann, verw.
 v. Bizycki, Schriftstellerin 65, 66.
 Brenner, Hanns, Schriftsteller 72, 73, 74.
 Brindmann, Justus, Museumsleiter 92/95,
 99, 100, 135, 145.
 Bronsart v. Schellendorff, Walter, Kriegs-
 minister 227.
 Brunner, Heinrich, Rechtsforscher 52.
 Buchholtz, Arend, Berliner Buchereidirek-
 tor 302.
 Bülow, Bernhard, Fürst v., Reichskanzler
 285.
 – Marie, Freifrau v., geb. Schanzer, Witwe
 Hans von Bülow 302.
 Bulcke, Carl, Schriftsteller 31, 72, 223.
 Bulle, Carl, Generalsekretär der Schiller-
 stiftung 179.
 Bunsen, Marie von, Schriftstellerin 302.
 Burchard, Johann Hinrich, Hamburger
 Bürgermeister 91/92.
 Burdach, Konrad, Deutschforscher 35, 36,
 55, 217, 302.

Busch, Wilhelm, Maler/Dichter 161.
 Busche, von dem, Major 284.
 Busse, Adolf, Deutschforscher 207.
 Busse, Rosa, Schauspielerin 70.
 Caemmerer, Major 252.
 Carnegie, Andrew, Großindustrieller 200.
 Cauer, Friedrich, Schulmann 311.
 - Minna, Führerin der Frauenbewegung 65.
 - Stanislaus, Bildhauer 218.
 Chemnitz, Matthäus, Dichter 202.
 Christians, Rudolf, Schauspieler 206.
 Classen, Walther, Sozialreformer 108.
 Claudius, Hermann, Schriftsteller 131.
 Conrad, Paul, Geistlicher 266.
 - Paula, verehel. Schlenker, Schauspielerin 69.
 Corinth, Louis, Maler 94.
 Cuno, Wilhelm, Leiter d. Hamb. Amerika-Linie, später Reichskanzler 280.
 Curtius, Ernst, Geschichtsschreiber 52, 54, 301.
 Dahn, Felix, Rechtsforscher u. Schriftsteller 26.
 Damaschke, Adolf, Bodenreformer 80, 194, 207, 288.
 Davidsohn, Hermann E., Deutschforscher 201.
 Degener, Eduard, Rechtsforscher 79.
 Dehmel, Paula, Dichterin, erste Gattin d. Folgenden 229.
 - Richard, Dichter 105, 107, 122, 124/28, 129, 131, 132, 133, 134, 146, 150/52, 213, 222, 224, 254.
 Delbrück, Clemens von, Staatsminister u. Stellv. d. Reichskanzlers 238, 266.
 - Hans, Geschichtsschreiber 275.
 - Heinrich, Staatssekretär, später Reichsgerichtspräsident 272.
 Dettmann, Ludwig, Maler 94, 218.
 Deutsch, Felix, Leiter d. Allgem. Elektr. Gesellsch. 215.
 Dieterici, Friedr., Orientalist 50.
 Diltgen, Wilhelm, Philosoph 52.
 Dinter, Christian Friedr., Schulmann 20.
 Dix, Arthur, Schriftsteller 73, 74.
 Döhring, Alfred, Schulmann 35.
 Doernenburg, Emil, Deutschforscher 200.
 Dohn, Hedwig, Schriftstellerin 80.
 Doré, Adele, Schauspielerin 102, 104/05, 106.
 Dore, Alfred, Geschichtsschreiber 85.
 Dschavid Bey, türkischer Minister 261.
 Dübels, Karl, Geistlicher 173.
 Dührkoop, Rudolph, Lichtbildner 126.
 Dulk, Albert, Dramatiker u. Gemeindegründer 161.
 Duse, Eleonora, Schauspielerin 69.

Ebert, Friedrich, Reichspräsident 250, 272, 284, 286, 294, 299.
 Celso, Bruno, Baumeister u. Schriftsteller 176.
 Egidy, Moriz v., relig.-sozialer Reformator 66/67, 110, 112.
 Eilers, Ernst, Schriftsteller 138.
 Eilsberger, Ernst, Major u. Ministerialrat 254.
 Eissenhardt-Rothe, Paul v., Minister 271.
 Eitner, Ernst, Maler 131.
 Ellendt, Georg, Schulmann 34/37, 41, 63, 209, 218, 223, 225, 254.
 Ellmenreich, Franziska, Schauspielerin 23, 70, 102/03, 106, 302.
 Elster, Ernst, Literaturhistoriker 195.
 Engelbrecht, Louis, Rechtsanwalt u. Schriftsteller 155, 156, 162, 164.
 Engels, Georg, Schauspieler 70.
 Ernst, Otto, Schriftsteller 122, 134/35.
 Ensslin, Gertrud, Schauspielerin 71.
 Falke, Gustav, Schriftsteller, 116, 122, 126, 128/33, 134, 136/38, 140, 145, 146, 167, 168.
 Falkenhausen, Friedr., Freiherr v., Unterstaatssekretär 266, 280.
 Falkenhayn, Erich v., Generalstabschef u. Kriegsminister 234, 237/38, 243, 255.
 Falk-Fein, Großgrundbesitzer 189.
 Fehrenbach, Konstantin, Reichstagspräsident, später Reichskanzler 272, 285, 286.
 Fehrs, Job. Hinr., plattdeutscher Schriftsteller 137, 140, 141.
 Feise, Deutschforscher 200.
 Ferdinand, König v. Bulgarien 253.
 Fischer, Alfred, Geistlicher 296.
 - Emil, Chemiker 242, 269.
 Fock, Gorch, Schriftsteller 138, 145.
 Förster-Niebsche, Elisabeth, Schwester Friedrichs 113, 303.
 Fontane, Theodor, Dichter 47, 72, 215, 233.
 Franz Ferdinand, Erzherzog v. Österreich 229.
 Franz Joseph, Kaiser v. Österreich 92.
 Frenssen, Gustav, Schriftsteller 140.
 Frenzel, Karl, Schriftsteller 70.
 Freytag, Gustav, Schriftsteller 157.
 Friedberg, Alsa, geb. Schlee, Gattin d. Folgenden 80.
 - Emil, Kirchenrechtslehrer 80.
 Friedrich III., Deutscher Kaiser 39, 40, 81.
 Friedrich Wilhelm IV., König v. Preußen 18, 26.
 Friß, Gottlieb, Berliner Stadtbücherei-Direktor 72.
 Fülleborn, Friedrich, Tropenhygieniker 99, 132.

Fuhrmann, Maximilian, Schriftsteller 121, 122.
 Fulda, Ludwig, Schriftsteller 195.
 Funke, Wilhelmine, Schriftstellerin 144.
 Gessen, Heinr. d. J., Rechtsforscher 81.
 Geiger, Ludwig, Literaturhistoriker 64.
 George, Stefan, Dichter 140, 231.
 Gerstenberg, Heinr., Schulmann u. Literaturhistoriker 179.
 Gildemeister, Otto, Bremer Bürgermeister u. Übersetzer 215.
 Girardi, Alexander, Schauspieler 184.
 Glossy, Carl, Wiener Bibliotheksdirektor 178.
 Goebel, Julius, Deutschforscher 207.
 Goens, Georg, Geistlicher 256.
 Göge, Carl, Schulmann 131.
 Goltz, Colmar v. der, Feldmarschall 152/53.
 Goldschmidt, Léon, Buchhändler 145.
 Gorkij, Martin, russ. Dichter 185.
 Gottschall, Rud. v., Schriftsteller 82.
 Graz, Gust. Adolf, ungar. Minister 258.
 Greneis, Österreich. Oberst 258.
 Griechisch, Max, Schulmann 202.
 Grimm, Herman, Kunst u. Literaturhistoriker 49, 55/58, 63, 70, 301, 302.
 Gröner, Wilhelm, General, später Reichsminister 268, 269, 271.
 Grosse, Julius, Schriftsteller 174.
 Grunenberg, Arthur, Maler 36.
 Grunow, Johannes, Verleger 172.
 Gundlach, Ludwig, Hauptmann 273.
 Haas, Ludwig, Reichstagsabgeordneter 274.
 – Hermann, Bildhauer 136.
 Haase, Friedr., Schauspieler 28, 215.
 – Hugo, Reichstagsabgeordneter 286.
 Haber, Fritz, Chemiker 235, 242.
 Häfeler, Gottlieb, Graf, Feldmarschall 152, 153.
 Hagemann, Carl, Bühnenleiter 106/07.
 Hagen, Theodor, Maler 94.
 Hakon, Kunstschriftsteller 131.
 Halbe, Max, Schriftsteller 68, 177.
 Hall, Thomas, Theolog 207.
 Hallberger, Eduard, Verlagsbuchhändler 161.
 Hansjakob, Heinr., Pfarrer u. Schriftsteller 84.
 Harder, Agnes, Schriftstellerin 222, 311.
 Harich, Walter, Schriftsteller 311.
 Harnack, Adolf v., Theolog 52, 55.
 Hartleben, Otto Erich, Dichter 72.
 Hauptmann, Carl, Dichter 146, 196, 200, 213/14.
 – Erb., Dichter 33, 70, 72, 105, 198, 213, 215, 306.
 Hausdöfer, Max, Schriftsteller 166.

Haverland, Anna, Schauspielerin 70.
 Hebbel, Christine, Witwe des Dichters, Schauspielerin 102, 175.
 Heckscher, Siegfried, Abgeordneter 139.
 Heilborn, Ernst, Schriftsteller 302.
 Heilmann, Jacob, Baumeister 177.
 Heims, Else, Schauspielerin 215.
 Heine, Carl, Bühnenleiter 82, 105, 106, 135.
 Heinrich, Carl, Staatssekretär 82, 272.
 Helfferich, Carl, Staatsminister u. Stellv. d. Reichskanzlers 259, 269, 272, 273, 274, 275, 276, 277/78.
 Helmholtz, Herm. v., Physiker 52.
 Hendrich, Hermann, Maler 213.
 Herda, Major 289.
 Herrmann, Max, Literaturhistoriker 65.
 Hertling, Georg, Graf v., Reichskanzler 276, 285.
 Hessen, Robert, Arzt u. Schriftsteller 217.
 Heydeck, Johannes, Maler 22.
 Heyting, Elisabeth v., Schriftstellerin 144, 302.
 Heymann, Maria, geb. Perle, Gattin d. Folgenden, Malerin 224.
 – Walther, Schriftsteller 36, 127, 146, 222/26.
 Heyse, Anna, Gattin d. Folgenden 166.
 – Paul, Schriftsteller 154, 164, 165/70, 171, 173, 174, 178, 233.
 Hindenburg, Paul v., Reichspräsident 251, 267, 268, 275, 293, 294.
 Hippel, Hildegard v., verehel. Tieszen, Schriftstellerin 219.
 Hirschfeld, Georg, Schriftsteller 140, 183.
 – Otto, Geschichtsdreher 52.
 Hirsfelorn, Rud., Schriftsteller 129.
 Hobrecht, Artur, Finanzminister 215.
 Höger, Fritz, Baumeister 89.
 Hölder, Eduard, Rechtsforscher 79.
 Höller, Guido, Schulmann 131.
 Hönigswald, Nelly, Schauspielerin 102.
 Hoffmann, Hans, Schriftsteller 135, 156, 174/76, 179.
 – Jul., Pfarrer 202/03, 206.
 – Max, General 251, 252.
 – Ulrich, General 237.
 Hohenfels, Stella, verehel. Freifr. v. Berger, Schauspielerin 102, 183, 184.
 Hohenlohe-Langenburg, Ernst, Fürst zu 252.
 – Schillingsfürst, Chlodwig, Fürst zu, Reichskanzler 285.
 Hohlfeld, Alexander, Deutschforscher 207.
 Holl, Karl, Theolog 296, 298.
 Holthausen, Ferdinand, Anglist 122, 123.
 Hoyerbaud, Leopold, Freiherr v., liberaler Politiker 23.
 Huch, Friedrich, Schriftsteller 140.
 – Ricarda, Schriftstellerin 280.

Huldshiner, Richard, Schriftsteller 140.
 Humbert, König von Italien 86.
 Hundrieser, Emil, Bildbauer 42.
 Hutier, Oskar von, General 255.
 Ibsen, Henrik, Dichter 69, 105.
 Illies, Arthur, Maler 131.
 Jacobi, Karl Gust., Mathematiker 25.
 Jacobs, Monty, Schriftsteller 72, 74, 154.
 Jacoby, Johann, Arzt u. demokr. Führer 19, 23.
 Jahn, Kurt, Literaturhistoriker 73, 74.
 Jantischek, Maria, Dichterin 74.
 Jantsch, Heinrich, Bühnenleiter 27.
 Jarno, Jos., Schauspieler 71.
 Jensen, Wilhelm, Schriftsteller 161.
 - Job, B., Schriftsteller 229.
 Jekner, Leopold, Bühnenleiter 105/06.
 Jolowicz, Leo, Verlagsbuchhändler 83.
 Raemf, Johannes, Reichstagspräsident 263.
 Rainz, Joseph, Schauspieler 69, 70, 71, 184.
 Raizl, Christine, geb. Heibel 107.
 Ralkreuth, Leopold, Graf, Maler 94/95, 254.
 Rapp, Wolfgang, Generallandschaftsdirektor 273.
 Raßner, Rudolf, Schriftsteller 72.
 Raßler, Friedr., Schauspieler 222.
 Ressel, Armeemittendant 252.
 - Gustav v., Generaloberst 262.
 Ressler, Harry, Graf, Diplomat u. Schriftsteller 113, 126.
 Reudell, Robert v., Postschaffter 24.
 Reischner, Martin, Oberbürgermeister 215.
 Klinger, Max, Bildbauer u. Maler 180, 303.
 Kluge, Friedr., Deutschforscher 85.
 Koch, Konrad, Schulmann 162.
 König, Eberhard, Schriftsteller 72.
 - Paul Lebrecht, Kapitän 258.
 Königs, Elise 113.
 Köppen, Wladimir, Meteorolog 98, 131.
 Koeth, Josef, Reichsminister 243/44, 245, 250/51, 254, 269, 271, 283, 289, 299, 300.
 Kollwitz, Käthe, geb. Schmidt, Radiererin 15/16, 219.
 Kraußneck, Arthur, Schauspieler 28, 70, 71, 311.
 Kröger, Timm, Schriftsteller 111, 121, 137.
 Krüger, Hermann Anders, Schriftsteller u. Politiker 178, 196.
 Kühnemann, Eugen, Philosoph 196.
 Kurz, Isolda, Schriftstellerin 161.
 Kysler Hans, Schriftsteller 179.
 Laeiß, Familie 140.
 Labrs, Friedr., Baumeister 304.

L'Allemande, Schaffner, Pauline, Opernsängerin 27.
 Lamprecht, Karl, Geschichtsschreiber 77/78, 207.
 Landsberg, Otto, Reichsminister 273.
 L'Arronge, Adolf, Bühnenleiter 69.
 Lautenburg, Siegmund, Bühnenleiter 68.
 Laffon, Adolf, Philosoph 53.
 Lederer, Hugo, Bildbauer 164.
 Lehmann, Elise, Schauspielerin 71.
 Lehnardt, Albert, Schulmann 30, 40.
 Lembke, Theod., Richter 122.
 Lenbach, Franz v., Maler 78.
 Lerchensfeld, Hugo, Graf, Diplomat 288.
 Lewald, David, Stadtrat 28.
 - Fanny, Schwester d. Vorigen, Schriftstellerin 75.
 - Marie, Tochter d. Vorigen 28, 75.
 - Theodor, Staatssekretär 287.
 Lewinsky, Jos., Schauspieler 27, 184.
 Lichtmar, Alfred, Museumsleiter 88, 92 bis 97, 100, 125/26, 261.
 Liebermann, Max, Maler 94, 101, 126.
 Liebtnecht, Karl, Abgeordneter 250.
 Lilencron, Anna, Freifrau v., Gattin d. Folgenden 113, 114, 123, 125, 132.
 - Detlen, Freiherr v., Dichter 12, 33, 72, 111/25, 129, 134, 141, 142, 145, 162, 167, 168, 173, 303.
 Lindau, Hans, Philosoph 149.
 - Paul, Schriftsteller und Bühnenleiter, Vater d. Vorigen 149, 176, 214.
 - Rudolf, Schriftsteller und Diplomat 147/51.
 Littmann, Max, Baumeister 177.
 Lobeck, Christ, Aug., Philolog 19, 20, 25, 30, 265.
 Löser, Ludwig, Schulmann u. Schriftsteller 162.
 Loewenberg, Jakob, Schulleiter u. Schriftsteller 133/34.
 Lohmann, Alfred, Bremer Großkaufmann 258.
 Lohmeyer, Julius, Schriftsteller, 154/56.
 - Karl, Geschichtsschreiber 26.
 Ludendorff, Erich, General 251, 253, 267, 268, 275.
 Ludwig III., König von Bayern 288.
 Lügtenkirchen, Matthieu, Schauspieler 27.
 Maeterlinck, Maurice, belg. Schriftsteller 105.
 Mann, Mathilde, Übersetzerin 144.
 Marks, Erich, Geschichtsschreiber 107, 280.
 Marlow, Heinrich (Markgraf), Schauspieler 31.
 Marold, Karl, Deutschforscher 32/34.
 Martens, Malerehepaar 131.
 Marr, Karl, Führer d. Sozialdemokratie 24, 246.

Matkowsky, Adalbert, Schauspieler 28, 69.
 Maurenbrecher, Max, Theolog 78.
 Max, Prinz von Baden, Reichskanzler 250, 285.
 Mayne, Harry, Literaturhistoriker 72.
 Meinhardt, Adalbert (Marie Hirsch), Schriftstellerin 143/44.
 Meißner, Otto, Staatssekretär beim Reichspräsidenten 294.
 Melba, Nellie, Opernsängerin 86.
 Melle, Werner v., Hamburger Bürgermeister 98, 107, 127.
 Mendelssohn, Arnold, Lyondichter 146.
 – Joseph u. Alexander, Bankiers 62.
 – Bartholdy, Albrecht, Rechtsforscher 82.
 Menzel, Adolf v., Maler 47/49, 52.
 Metternich, Pauline, Fürstin 183.
 Meunier, Constantine, belg. Bildhauer 180.
 Meyer, Franz Andreas, Chef d. hamburg. Ingenieurwesens 139.
 – Paul, Justizrat 216.
 – Rich. Mor., Literaturhistoriker 65.
 – Benfey, Heinrich, Literaturhistoriker 132.
 Michaelis, Georg, Reichskanzler 266, 272, 273, 276, 285.
 Michailles, Gust., Diplomat 261.
 Miegel, Agnes, Dichterin 14, 37, 219, 223, 304.
 Milan, Emil, Vortragsmeister 104.
 Mitterwurzer, Friedr., Schauspieler 27.
 Moltke, Helmuth v., Generalstabchef 234.
 Mommsen, Theodor, Geschichtsschreiber 47, 48, 52, 211.
 Mönckeberg, Carl, Schriftsteller 91, 139.
 – Joh. Georg, hamb. Bürgermeister 79, 91.
 Müller, Hermann, Schauspieler 71.
 Münsterberg, Hugo, Philosoph 207.
 Naumann, Friedr., Schriftsteller u. Politiker 67, 81, 110, 134.
 Neidanoß, Michael, bulgar. Kriegsminister 261.
 Neu, Carl, sächs. Minister 82.
 Neumann, Carl, Kunsthistoriker 122.
 – Franz, Physiker 25.
 Newman, Henry P., hamburg. Großkaufmann 261.
 Nihil, Robert, Schauspieler 102, 106, 216.
 Niemann-Kabe, Hedwig, Schauspielerin 69.
 Niezsche, Friedrich, Philosoph 302.
 Nissen, Benedikt Momme, Maler 139.
 – Hermann, Schauspieler 71.
 Nocht, Bernhard, Tropenhygieniker 99.
 Noerber, Thomas, Erzbischof 84.
 Olbe, Hans, Maler 139.
 Olfers, Hedwig v., geb. v. Staegemann 21.
 – Marie v., Tochter d. Vorigen, Malerin 49.

Olln, Marietta, Schauspielerin 214.
 Ompeda, Georg, Freiherr v., Schriftsteller 74.
 Oppenheimer, Franz, Arzt u. Nationalökonom 229.
 Oven, Burghard v., General 272.
 Pagay, Hans, Schauspieler 71.
 Pauli, Gustav, Museumsleiter 95.
 Peters, Carl, Afrikaforscher 270.
 Petersen, Karl d. Ältere, hamb. Bürgermeister 94.
 Petrenz, Adolf, Schriftsteller 31, 223, 225.
 Pilsudski, Josef, poln. Oberst u. Minister 288.
 Pntomer, Otto, Literaturhistoriker u. Museumsleiter 302.
 Pochhammer, Paul, Danteübersetzer 147, 252.
 Pöllnitz, Luise v., Schauspielerin 71.
 Pohl, Julius, Komiker 27.
 Polenz, Wilh. v., Schriftsteller 66.
 Poppe, Rosa, Schauspielerin 69.
 Prellwitz, Gertrud, Schriftstellerin 220, 253/54.
 Putlig, Joachim Hans zu, Bühnenleiter 176.
 Raabe, Bertha, Frau des Dichters 156, 160.
 – Heinrich, Bruder des Dichters, Oberamtsrichter 155.
 – Margarethe, Tochter des Dichters, Malerin 160.
 – Wilhelm, Dichter 33, 154/65, 167, 173, 174, 179, 181, 186, 198, 237, 295, 296, 304, 305.
 Ramm, Eberhard, Staatssekretär 265.
 Ranke, Leopold v., Geschichtsschreiber 62/63.
 Rangau, Marie, Gräfin v., geb. Gräfin Bismarck 79/80.
 Rathenau, Mathilde, Mutter d. Folgenden 300/01.
 – Walther, Reichsminister 43, 121, 215, 231, 237/39, 241/51, 259, 265, 269, 275, 284, 299/300.
 Rathgen, Karl, Volkswirtschaftslehrer 196.
 Rehburg, Elise, Schriftstellerin 112.
 Reich, Hermann, Philolog u. Dichter 35, 36, 311.
 Reichel, Eugen, Schriftsteller 221/22.
 Reicher, Emanuel, Schauspieler 70, 71.
 Reiche, Emil, Bruder d. Folgenden, Archivdirektor 36.
 – Georg, Bürgermeister u. Schriftsteller 36, 48, 209/15, 222, 288, 304/306, 310.
 – Rudolf, Philosoph 23/24, 209, 210.
 – Sabine geb. Rolfscher, Gattin von Georg R., Malerin 209, 212.

Reinhardt, Max, Bühnenleiter 71.
 Retip, Rosa, Schauspielerin 70.
 Reuter, Gabriele, Schriftstellerin 215.
 Richter, Eugen, Abgeordneter 64.
 - Max, Unterstaatssekretär 271, 272.
 Riebert, Heinrich, Abgeordneter 227.
 Rittelmeyer, Friedrich, Geistlicher 257, 290, 297, 298.
 Rittner, Rudolf, Schauspieler 71.
 Rodenberg, Julius, Schriftsteller 70, 301, 302.
 - Justina, Gattin d. Vorigen 301/02.
 Rodin, Auguste, franz. Bildhauer 96.
 Römer, Kapitän 158.
 Roethe, Gustav, Deutschforscher 155.
 Rogall, Emil, Schauspieler 27.
 Rosegger, Peter, Schriftsteller 160.
 Rosen, Friedrich, Diplomat u. Schriftsteller 281.
 Rosenkranz, Karl, Philosoph 11/12.
 Rüst, Edela (Emma Reichel), Schriftstellerin 222.
 Rupp, Julius, Geistlicher 281.
 Sauer, Oskar, Schauspieler 27, 71.
 Schaper, Fritz, Maler 131.
 Schelling, Hermann v., Justizminister 215.
 Scherer, Wilhelm, Literaturhistoriker 72, 302.
 Schering, Emil, Übersetzer 72.
 Schleich, Heinrich, Kriegsminister 237, 269, 273.
 Schieber, Anna, Schriftstellerin 305.
 Schiele, René, Schriftsteller 168.
 Schiesler, Gustav, Richter u. Kunsthistoriker 140.
 Schildkraut, Rudolf, Schauspieler 102, 103, 105.
 Schlenker, Paul, Schriftsteller u. Bühnenleiter 72, 183.
 Schmidt, Erich, Literaturhistoriker 32, 53, 72, 177, 301.
 - Karl, Prediger 15.
 Schmitt, Ernst, Schriftsteller u. Diplomat 281.
 Schmoller, Gustav v., Volkswirtschaftslehrer u. Geschichtsschreiber 52.
 Schneider, Elisabeth, Schauspielerin 107.
 Schönlager, Arthur, Schriftsteller 105.
 Scholz, Julius, Rechtsanwalt 136.
 Schoenaich-Carolath, Emil, Prinz v., Dichter 141/44, 220.
 Schönbach, Georg, Großkaufmann 290.
 Schöndörffer, Otto, Philosoph 24, 304.
 Schramm, Anna, Schauspielerin 70.
 Schubert, Friedr. Wilh., Geschichtsschreiber 19.
 Schüddekopf, Carl, Literaturhistoriker 176.
 Schulz, Clemens, Pfarrer 103.
 - Hans Martin, Schulmann 162.
 Schumacher, Fritz, Stadtbaudirektor 93.

Schur, Ernst, Schriftsteller 72, 73/74, 308.
 Schuster, Richard, Verleger 72, 118, 220.
 Schweninger, Ernst, Arzt 78.
 Schwerin, Albert v., Diplomat 288.
 Seebach, Marie, Schauspielerin 27.
 - Wilhelmine, Schauspielerin 27, 177.
 Seidel, Heinrich, Schriftsteller 175.
 Sendler, General 258.
 Senius, Felix, Liederfänger 217.
 Siemers, Edmund, hamb. Großkaufmann 98.
 Simon, Waltherr, Königsberger Stadtrat 39, 218.
 Simons, Walter, Reichsgerichtspräsident 280.
 Simson, Anna, Führerin der Frauenbewegung 65.
 - August, Theolog, Bruder von Eduard S. 24/25.
 - Bernhard v., Historiker, Sohn von Eduard S. 62, 85.
 - Eduard v., Reichsgerichtspräsident 58/63, 64, 75, 288, 304.
 - Ernst v., Staatssekretär, Enkel d. Vorigen 82.
 Starbina, Franz, Maler 94.
 Staden, Max, Graf v., bayr. Minister 277.
 Stahn, Rudolf, Rechtsforscher 80, 81.
 Sonnenhal, Adolf v., Schauspieler 27, 71, 183, 184.
 Sorma, Agnes, Schauspielerin 71, 177.
 Speck, Wilhelm, Schriftsteller 160, 172/74.
 Sprengel, Joh. Georg, Deutschforscher 173.
 Spieder, Albert, Fabrikdirektor u. Missionspräsident 297.
 Spielhagen, Friedr., Schriftsteller 74.
 Spitteler, Carl, Schriftsteller 145, 146.
 Stalton-Schöndörfer, Michael, russischer Schriftsteller 185.
 Staack, Dora u. Claudine, Schriftstellerinnen 136/38.
 Stahr, Adolf, Schriftsteller 75.
 Stavenhagen, Fritz, Schriftsteller 135/36, 137, 175.
 Steffert, Karl, Maler 21, 25.
 Stehr, Hermann, Schriftsteller 213.
 Stein, Hans Karl, Freiherr v., Staatssekretär 266, 271, 273.
 - Hermann v., Kriegsminister 268.
 Steinhausen, Wilhelm, Maler 145.
 Steinmeister, Otto v., Regierungspräsident 287.
 Sterenzi, Joseph, Freiherr v., ungar. Minister 259.
 Stern, Adolf, Literaturhistoriker 155/56, 175.
 - Leo, Schulmann 205.
 Sternfeld, Richard, Geschichtsschreiber u. Musikhistoriker 216/18, 287, 310.
 Stettiner, Richard, Museumsleiter 95.
 Stimming, Lloydirektor 280.

Stinde, Julius, Schriftsteller 75, 175.
 Stock, August, Geistlicher 162, 296.
 Stöcker, Adolf, Geistlicher u. Politiker 64.
 Stolze, Paul, thüring. Minister 83.
 Strauß und Torney, Lulu v., Schriftstellerin 230.
 Stumm, Karl Ferdinand, Freiherr v., Großindustrieller u. Politiker 64.
 Sudermann, Hermann, Schriftsteller 25, 27, 74, 184, 211, 217, 310.
 Sybel, Heinrich v., Geschichtsschreiber 52.

Taliansty, Leonie, Schauspielerin 82.
 Taut, Bruno, Baumeister 310.
 Telgmann, Otto, Weinhändler 162.
 Tbaer, Albrecht, Schulmann 147, 201.
 – Alfred, Geistlicher, Bruder d. Vorigen 50/51, 147.
 Thode, Henry, Kunsthistoriker 146.
 Thran, Georg (Georg Hollstein), Schriftsteller 31.
 Ziolo, A.R.Z., Schriftsteller 72, 220.
 Tieffen, Ernst, Geograph 219.
 Tirpitz, Alfred v., Großadmiral 273.
 Tolstoi, Leo, Graf, Schriftsteller 185.
 Tombo, Rudolf, Deutschforscher 195/96, 198, 202.
 Tormin, Adolph, Vortragsmeister 116.
 Träger, Albert, Abgeordneter u. Schriftsteller 64.
 Traun, Heinrich, Fabrikbesitzer u. hamb. Senator 108.
 Treitschke, Heinrich v., Geschichtsschreiber 42, 54/55.
 Trend, Siegfried v. d., Schriftsteller 36, 223, 311.
 Tröltzsch, Ernst, Religionsphilosoph 299.
 Trojan, Johannes, Schriftsteller 170/71, 175, 224.
 Trübner, Wilhelm, Maler 94, 97.

Uhde, Fritz v., Maler 94.
 Unger, Rudolf, Literaturhistoriker 304.

Vahlen, Johannes, Philolog 52.
 Varena, Adolf, Bühnenleiter 27.
 Varnbüler zu Hemmingen, Axel, Freiherr v., Diplomat 272.
 Viktor, Paul, Schriftsteller 73, 74.
 Virchow, Rudolf, Mediziner u. Politiker 52.
 Vischer, Friedr. Theodor, Philosoph 160.

Vigthum v. Edstädt, Christoph Graf, sächs. Minister 277.
 Vollmer, Arthur, Schauspieler 70.

Wallot, Paul, Baumeister 171.
 Wagner, Carl, Schauspieler 102.
 – Martin, Stadtbaurat 310.
 Wable, Julius, Literaturhistoriker 178.
 Walzel, Oskar, Literaturhistoriker 132.
 Wandel, Franz, stellv. Kriegsminister 234, 236, 243, 267.

Wedekind, Frank, Schriftsteller 82, 105.
 Wegener, Paul, Schauspieler 31.
 Weierstraß, Karl, Mathematiker 52.
 Weinholt, Karl, Deutschforscher 52, 53.
 Weltrich, Karl, Literaturhistoriker 179.
 Werther, Bühnenleiter 27.
 White, Andrew D., Diplomat u. Geschichtsschreiber 200.

Wichert, Ernst, Schriftsteller 25/26, 70, 221.
 – Paul, Offizier u. Schriftsteller, Sohn d. Vorigen 311.
 – Hauptmann 259.

Wilbrandt-Baudius, Auguste, Schauspielerin 184.

Wildenbruch, Ernst v., Dichter 70.
 – Ludwig v., Bruder d. Vorigen, General 302.

Wild v. Hohenborn, Kriegsminister 234/35, 243, 256, 267.

Wilhelm I., Deutscher Kaiser 13, 40, 59.
 – II., Deutscher Kaiser 49, 81, 92, 146, 150, 177, 207, 212, 244, 256, 267, 275, 276, 284, 289, 294, 295.

– Prinz v. Preußen 262.
 – Ernst, Großherzog v. Sachsen 177.

William, Nikolaus, Arzt 228.

Wilson, Woodrow, amerik. Präsident 287, 293.

Windelband, Wilhelm, Philosoph 79.
 Woermann, Karl, Museumsleiter 88, 93.
 Wriede, Paul, niederdeutscher Schriftsteller 140.

Wrisberg, Ernst v., General 237.

Yord v. Wartenburg, Heinrich, Graf, Konferv. Politiker 253/54.

Zabel, Eugen, Schriftsteller 222.
 Zeller, Eduard, Historiker der Philosophie 52.

Zeppelin, Ferdinand Graf, General und Erfinder 270.

Zetkin, Clara, Politikerin 65.

Zippel, Gustav, Schulmann 34.

Inhaltsverzeichnis

Eingang	7	Veteranen	152
Die Stadt meiner Kindheit.	9	Um Weimar	172
Collegium Fridericianum	30	Von der Rhone zum Ural	181
Die Fahrt ins Reich.	42	Amerika	195
Berliner Bildnissgalerie	52	Landsleute	209
Von Schiller zu Hauptmann	68	Kad im Getriebe	227
Auf hohen Schulen	77	Rathenau	241
Hamburg um die Jahrhundertwende.	87	Dienststreifen	250
Bühne und Welt	101	Rnistern im Gebäll	264
Der Hamburger Dichterkreis	110	Flut und Ebbe	282
Gäste an der Elbe	145	Neue Zeit	291
		Personenverzeichnis	313

Verzeichnis der Abbildungen

I. Tafeln:

1. Schloß zu Königsberg i. Pr. (Staatliche Bildstelle, Berlin).
2. Blick aus dem Glockenturm der Berliner Parochialkirche (Photo-Meier, Berlin-Neukölln).
3. Theodor Mommsen, nach einem Gemälde von Franz von Lenbach (Mit Genehmigung von Franz Hanffstaengl, München.)
4. Der alte Menzel (Photographie von J. Hilsdorf, entnommen dem Buch von Gustav Kirstein „Das Leben Adolph Menzels“ (Verlag E. A. Seemann, Leipzig).
5. Hamburg: im Niederhafen (Phot. August Rupp, Berlin).
6. Hamburg: Stedelhörnlet und Nikolaikirche (Phot. August Rupp, Berlin).
7. Detlev von Liliencron (Rudolf Dührkoop, Berlin).
8. Adele Milan-Doré als Judith (Phot. Arnold Morfigan, Hamburg).
9. Wilhelm Raabe (Phot. Fritz Limmer, Braunschweig).
10. Raabe-Gedächtnisfeier in Braunschweig (Phot. Fritz Lange, Braunschweig).
11. Paul Heyse (Phot. Adolf Baumann, München).
12. Rudolf Lindaus Begräbnis (Phot. F. Schenstky, Helgoland).

II. Im Text:

Niederschrift Herman Grimms für den Verfasser

